

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: [digibib.ub@uni-rostock.de](mailto:digibib.ub@uni-rostock.de) .

Das PDF wurde erstellt am: 05.04.2025, 10:35 Uhr.

---

**Ostmecklenburgische Heimat : Monatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung**

**Jahrgang 11 (1938)**

Teterow: Druck und Verlag von Hermann Decker, 1938

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1903747430>

Band (Zeitschrift)

Freier



Zugang



OCR-Volltext

1325  
1937.9.24.11.

# Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, Neujahr 1938

Nr. 1

## Besinnlich Sprüch för't nige Jöhr

Karl Puls-Lank.

Dörch't Höchste jaſt ein Mann du ſien:  
Paſt du't nich up, maſt di't taun Swien.

\*  
Dat Läwen is ein Upundalwartsgahn;  
Läw iſrlīch, denn wardſt dat Worüm verſtahn!

Blot uns' Best will Nod un Glück,  
Wiest uns nah dei Heimat trügg.  
Ward' Gott un jederein'n gerecht  
Un dau, wat dien Geviſſen ſeggt!  
Denn kümmt du nich up ſcheiwe Bahn  
Un kannſt mit Ihr vör Gott beſtahn.

\*  
Dei Minschen ſünd all dull verschieden:  
Schell annern nich 'ne Plaung!  
Säuf ſo'n di ut, dei du magſt lieben,  
Denn Utwahl is dor naug.

\*  
Nah innen pedden, baben büden,  
So'n Lüd giwvi dat fo väl as Mücken,  
För jeden gliel, den Nacben ſtiew,  
So'n Kierls ſünd of an'n Dag noch riew.

\*  
Gäw ſtill di in dei Tieden,  
Gahn ſei di of verſtört,  
Kannſt du kein Weihdag lieben,  
Büſt of dat Glück nich wiert!

\*  
Löppt of dat Läwen noch fo hild:  
Dei Tied bliwi glied, dei Minsch ward wild.

\*  
Folg dienen Führer, den ein Gott uns geiw:  
Dütschſien un Tru is höchste Minschenleiw!

## Aus zwei Städten der Heimat

Eine Plauderei über Laage und Tessin von Karl Demmel.

An Hand verschiedener Quellenwerke wollen wir einmal das Werden der beiden mecklenburgischen Städte Laage und Tessin verfolgen. Wir können hierbei für Tessin bis zur Barockzeit ausholen, das schon damals in den geographischen Handbüchern, kurz nach dem 30jährigen Kriege genannt wird. Es geht in diesen alten Wälzern abwechselnd so, daß nämlich einmal Laage oder das andere mal Tessin vergessen worden sind. Unser kleiner Streifzug soll uns bis auf die Neuzeit führen und uns dabei von den verschiedensten einzelnen Dingen der beiden Städte berichten. Große Vorlommisse sind ja zwar in beiden Städten nicht geschehen; denn sie haben in all den Jahrhunderten getreulich ihr Dasein als gute Landstädte erfüllt und erfüllen diese Aufgabe auch noch weiterhin. So schreibt um 1660 Martin Zeiller, der Gehilfe Merians, in seinem „Tractat von des Heiligen Römischen Deutschen Reichs Kreuzen“ (Ulm, 1660) über Tessin diesen, allerdings nur kurzen Satz:

„Tessin ist ein Stättlein und Amt

im Herzogthum Mecklenburg zwischen Demmin und Rostock an der Recknitz“. Dieser Vermerk besagt uns zwar nicht sehr viel, aber wir hören doch schon aus dieser Zeit in einem geographischen Buche von dem Städtchen. Von Laage hat der einjährige Herr Zeiller allerdings keine Notiz genommen. Um 1740 herum weiß dann der Baseler Stadtschreiber Dr. Iselin in seinem großen, sechsbändigen „Historisch und Geographisch Allgemeinen Lexikon“ (Basel, 1732) über Laage dieses, das zwar auch nicht viel besondere Aufklärung bringt: „Laage ist ein Stättlein und Amt in der Mecklenburgischen Herrschaft Rostock an der Recknitz, ohnweit dem Ursprunge dieses Flusses etliche Meilen von Güstrow“. Und so bleiben die Weisheiten über die beiden Orte in allen Handbüchern dieser Zeiten etwas nichtssagendes. Mal ist Laage ein geringes Stättlein, 3 Meilen von Rostock oder „Tessin, auch Tessin, bleibt die „kleine Stadt am Flusse der Reckenitz“ usw. Beide Städte haben ja nun auch leider keine besonderen Dinge zu dieser Zeit herauszustellen, und so sind auch die Angaben darüber etwas kurz geraten und können den Fremden eigentlich auch nicht viel belehren, da man landschaftlich schöne Dinge damals so gut wie nicht in den Büchern verzeichnete.

Im Jahre 1811 weiß dann das Zeitungs-, Post- und Comptoirlexikon nach den neuesten Bestimmungen für Studierende, Zeitungleser und Reisende“ hier auch einige Angaben zu machen, und zwar erscheint Laage als „Stadt im mecklenburgischen schwerinschen Fürstenthum Wenden an der Recknitz“ mit 151 Häusern und 831 Einwohnern, wogegen Tessin wieder vergessen ist. Das „Lexikon von Deutschland“ von Dr. Eugen Huhn (Hildburghausen, 1847) berichtet für

Laage, das übrigens in allen alten Quellen nur

immer mit einem „a“ geschrieben wird,

dass die Stadt 82 Fuß über dem Meere an der Recknitz liege, dass sie weiter aus 3 Toren und 5 Straßen bestehe, dass hier eine gotische Kirche, 1 Papier-, Wasser- und 2 Windmühlen zu finden sind, dass man ferner 3 Jahrmarkte abhalte, und dass man endlich an Behörden einen Magistrat, eine Post, eine Steuereinnahme und ein Physikat bei den nun schon 1624 Einwohnern in 220 Häusern antrifft. Für Tessin berichtet das gleiche Handbuch, dass es eine Landstadt an der Recknitz mit zwei Toren, zwei Pforten, drei Straßen, ferner einer Pfarrkirche, einer Post, einer Steuereinnahme, 230 Häusern und 2139 Seelen sei.

Recht ausführlich aber zeichnet uns dann ausgangs der Biedermeierzeit das „Vollständige topographisch-

justitiarische Handbuch der sämtlichen Deutschen Bundesstaaten zum Gebrauch für Gerichts- und andere Behörden, Sachwalter, Secretarien, Postbeamte, Kaufleute und andere Geschäftsmänner in und außer Deutschland“ (Naumburg, 1845), von Oberlandesgerichts-Registrator Johann Friedrich Kratzsch, ein Bild über unsere beiden Kleinstädte, und zwar soll Laage (das auch noch hier Lage geschrieben wird!) den Anfang machen. Wir lesen da: „Laage ist eine Landstadt mit einer Pfarrkirche, 220 Häusern, 1624 Einwohnern (incl. 36 Juden), hat ein Stadtgericht und untersteht der Justizanzlei Güstrow. Die Stadt Laage liegt an der Recknitz, auf und am Abhange eines Hügels,

in einer fruchtbaren, größtenteils ebenen Gegend. Sie hat keine Vorstädte, aber 3 Thore (das Mühlen-, Breeser- und Pinnower-Thor) beide letzteren nur aus Schlagbäumen bestehend, 5 Straßen, von denen die etwas gekrümmte Hauptstraße von beträchtlicher Länge ist, und einen unregelmäßig geformten Markt mit unansehnlichem Rathause. Die große, althochthürnische Kirche liegt mit dem neuen Schulhause auf einem geräumigen Platze. Die meisten Privathäuser sind unansehnlich und klein. Unter den Gebäuden in der Hauptstraße zeichnet sich besonders die neuerrichtete Apotheke aus. Am Mühlenthor ist eine Wassermühle, und auf einer nahen Höhe sind zwei Windmühlen. Lage ist der Sitz eines Magistrats, eines Postamtes, einer Steuer-Einnahme, eines Kreis-Physikats, eines vereinten ritterschaftlichen Patrimonial-Civil- und eines dergleichen Criminalgerichts. An der Kirche, in welche noch 11 Dörfer eingepfarrt sind, fungirt nur 1 Prediger, und an der Bürgerschule sind 3 Lehrer tätig.

Der bürgerliche Verkehr ist mittelmäßig.

Außer einer Apotheke findet man hier 10 Gastwirtschaften, 15 Kauf- und Handelsleute und unter den Handwerkern sind die Grob- und Kleinschmiede, Schneider, Schuhmacher, Tischler und Weber die stärksten an der Zahl. Die Stadt hat drei Jahrmarkte. Durch dieselbe (die Stadt!) führt die Landstraße nach Rostock. Zum Stadtgebiet gehört die  $\frac{1}{2}$  Meile von Laage entfernte Papiermühle“.

So also war Laage vor etwa 100 Jahren, als es noch ganz besonders geruhig in der kleinen, langgebauten Stadt züngte! Und nun noch ein ähnliches Bild aus der gleichen Quelle über Tessin, das so lautet: „Tessin ist eine Landstadt mit einer Pfarrkirche, 230 Häusern, 2139 Einwohnern, Stadtgericht Tessin und Justizanzlei Rostock. Die Stadt Tessin liegt nur 9 Fuß über der Meeresfläche, in einem langen Thale, das auf der Ostseite von hohen, bewaldeten Hügelreihen, auf der Westseite aber von sanft aufsteigenden Höhen begrenzt ist. Der Ort ohne Mauer, aber zur Hälfte von der Recknitz und einem in diesen Fluss sich ergießenden Bach umgeben, ist unregelmäßig gebaut und hat zwei Thore (das Rostocker und das Gnoiensche) und zwei Nebeneingänge (den Sülzer und Weitendorfer Baum), zwei freie Plätze (den Markt und Kirchenplatz) und sieben Straßen, welche krumm und enge sind, sowie auch der Markt nur klein und unregelmäßig ist. Die Kirche, ein ziemlich unansehnliches, hohes Gebäude, jedoch ohne Thurm, liegt auf einem etwas erhabenen und mit Linden besetzten Platze, und das alte Rathaus auf dem Markte. Die Bürgerhäuser sind meistens klein, doch größtentheils neu,

was der Stadt ein freundliches Aussehen giebt.

Außer einem Magistrat und dem Stadtgerichte haben in Tessin eine Steuereinnahme, ein Postamt, ein vereintes ritterschaftliches Patrimonial-Civil- und ein vereintes ritterschaftliches Patrimonial-Criminalgericht ihren Sitz.

Die Parochie der hiesigen Kirche begreift außer der Stadt noch 9 Ortschaften. An der Bürgerschule sind 3 Lehrer angestellt. Es werden in Tessin allerhand bürgerliche Gewerbe betrieben; die stärksten Zünfte sind nächst den Schuhmachern, die Schneider, Schmiede, Tischler und Weber. Außerdem findet man hier eine Apotheke, drei Branntweinbrennereien, zwei Galanteriewarenhandlungen, 10 Gastwirtschaften, 9 Kauf- und Handelsleute, zwei Maler, eine Mühle und drei Weinhandlungen. Eine frequente Straße nach Rostock und zahlreiche Dörfer und Dörfschaften (meist Rittergüter) in der Nachbarschaft befördern den Verkehr der Stadt, welche auch zwei Jahrmärkte hält.

Das Stadtgebiet enthält 0,21 Quadratmeilen, worauf sich ein Pachthof (Klein-Tessin) und die Wolfsberger Mühle nebst der Gramstorfer Feldmark befinden. Die Umgegend ist fruchtbar und wohlangebaut, und hat einige wirklich romantische Partien".

Und schlagen wir dann auch mal die „Vaterlandsfunde“ von Professor Dr. Richter auf, die um 1880 herum erschien, so werden an Laage der Adlerbau und der Kleinhandel hervorgehoben, und weiter wird noch auf die „ebene und reichbegüterte Gegend“, in der die Stadt gelegen ist, hingewiesen. Tessin ist nach dem gleichen Buche eine Stadt im wiesenreichen Recknitztal und treibt Adlerbau und Getreidehandel, wie aber auch noch auf die bedeutenden Torslager in der Nähe aufmerksam gemacht wird.

Auch einige kommunale Dinge sollen hierbei mal gesprochen werden, und zwar sagt uns da das „kleine Staatshandbuch des Reichs und der Einzelstaaten“, daß Laage um das Jahr 1884 mit 2251 Einwohnern aufwartet, daß als Bürgermeister der am 1. 7. 82 auf Lebenszeit gewählte Herr Cramer amtiert, daß der Magistrat aus drei Personen besteht und daß die 7 Stadtverordneten oder Bürgerschaftskollegiasten unter Gastwirt Schmidt als Vorsitzendem tagen. Für Tessin werden 2728 Einwohner angegeben. Bürgermeister ist der auf Lebenszeit ernannte Herr Holzdorf. Der Magistrat besteht auch hier aus drei Mitgliedern, und den 9 Stadtverordneten ist Rechtsanwalt Michaelsen Vorsitzender.

Wir bleiben noch etwas beim Kommunalen und schlagen auch mal das „Kommunale Auskunftsbuch“, das Gemeindehandbuch für 1912/13, auf und erfahren da aus der Zeit kurz vor dem Kriege, daß in Laage auf einem Areal von 1102 ha 2513 Köpfe wohnten. 1905 waren es schon einmal 2580 Seelen gewesen. Das Vermögen der Gemeinde ist mit 104 194 und die Schulden mit 143 542 Mark angegeben. Der Bürgerausschuß bestand aus 7 Mitgliedern. Stadtsprecher war Adlerbürger Jacobs. An Schulen waren vorhanden eine zehnklassige Stadt-, eine Gewerbe- und eine Privat-Mädchen-Schule. Die Städtische Sparkasse verfügte über einen Einlagenbestand von 76 620 Mark. Und fragen wir dann auch noch das gleiche Buch über Tessin aus, so erscheint die Stadt mit einem

Areal von 1212 ha,

auf denen zur Berichtszeit 2765 und im Jahre 1905 schon einmal 2772 Menschen lebten. Hier ist der Bürgerausschuß mit 9 Bürgerrepräsentanten unter dem Bürgerwartsführer Apotheker Bröker angegeben. Tessin hatte eine Volks-, eine Gewerbe-, eine höhere Privat-Knaben- und eine Privat-Mädchen-Schule. Die Städtische Ersparnisanstalt verfügte zur gleichen Zeit über einen Bestand von 228 069.— Mark. Laage fertigte nach einer weiteren Quelle aus der Vorriegszeit Chemikalien an, betrieb ferner Fischerei, Molkerei, Mühlen, Sägewerke und Ziegelei; auch die Kram- und Viehmärkte sind verzeichnet, ferner zwei Gastanstalten. Zur Stadt gehörte die Hemmingsmühle.

Tessin fertigte Zuckerwaren und betrieb Färberei, Molkerei, Mühlen, Sägewerke, Ziegelei und ließ auch Kram-

Gäuse-, Getreide- und Viehmärkte abhalten. Das Haus Gramstorfer Feldmark und Wolfsberger Mühle sind hier als zur Stadt gehörig vermerkt.

Nach dem Kriege werden aus dem Jahre 1925 für Laage schon wieder 2393 Bewohner verzeichnet, wogegen Tessin aus dem gleichen Jahre mit der Einwohnerzahl 2607 erscheint.

Der Aufstieg geht zwar etwas langsam, da in beiden Städten immer noch im wesentlichen die Lebensbedingungen einer Landstadt gegeben sind.

Und nun auch einige Worte unserer beiden Städte. An Tessin lobt man da seine „schöne Lage am Recknitztal“ und heißt die Wolfsberger Mühle „idyllisch gelegen“, oder: „Die nähere und weitere Umgebung der Stadt bietet eine Reihe landschaftlicher Schönheiten, Waldungen und sanfte Hügel und das Wolfsberger Holz weist herrliche Partien auf“.

Laage wird weiter im „Mecklenburgischen A B C“ so gezeichnet: „Das Bild des alten Laage wird durch Kirche und Burg bestimend charakterisiert. Der Name Laage wird auf Lauen-Brückenort zurückgeführt, er deutet auf eine alte Durchgangsstraße hin. Städtebauliches Interesse sieht sich beim Betrachten der hochliegenden, burgartigen Kirche (Rundanlage) angeregt, die von riesigen, alten Linden umringt wird. Auch der Botaniker wird aufhorchen, wenn er erfährt, daß an der eigenartigen Tafel des Recknitztales Blumen und Gräser gedeihen, welche sonst nur in den bayerischen Bergen zu finden sind.“

Reizvoll ist die Umgebung Laages:

Erwähnt sei nur namentlich das klassisch schöne Barockschloß Diekholz und das architektonisch hochinteressante Schloß Rossewitz. Im neuen Stadtteil aber sei — einzig dastehend auch im Mecklenburg — das aus Gemeinschaftsgeist bald nach dem Kriege entstandene Werk sozialer Fürsorge nicht übersehen, das als Dankes-Schuld in der schönsten Villenstraße errichtete „Heim für schwerkriegsbeschädigte Kriegsteilnehmer“.

Kürzer, aber eben so gut charakteristisch sind auch die Zeilen der gleichen Quelle über Tessin wörtlich: „Tessin, ein Kleinstadtidyll am Ende einer Bahnlinie, ist der Ausgangspunkt für Wanderungen in dem viel zu wenig bekannten Recknitztal.“

Herrliche Buchenwälder, stille Täler, wie das des Wolfsberger Baches, gehören zu den anmutigsten Landschaften unserer Heimat.

Die Lieper Burg, ein eindrucksvoller Burgwall aus der Wendenzeit, Hünengräber und vorgeschichtliche Fundplätze sind von der Stadt in lohnenden Wanderungen zu erreichen“.

Und was berichten nun diese beiden mecklenburgischen Städte über sich selbst? Beide haben ein Werbemittelblatt herausgegeben und stellen da verschiedene Dinge heraus. Von Laage heißt es u. a.: „Unter den kleineren Städten des Landes darf Laage mit jetzt rund 3000 Einwohnern als eine der freundlichsten

nicht unbedacht bleiben. Sehenswürdigkeiten in der Stadt sind zunächst die in den Idyllen von J. H. Voß erwähnte Hemmingsmühle, früher eine bedeutende Papiermühle, jetzt als HJ-Heim eingerichtet, dicht beim Bahnhof am munter fließenden Bludderbach gelegen, von da gelangt man durch den herrlichen Stadtwald an der Hilsereiche vorbei zu dem modern ausgebauten Sportplatz.“

Herrliche Waldungen umgeben die Stadt, einen besonderen Reiz bietet auch das Recknitztal mit der anschließenden Weide, deren Hügel sich als Fundstelle seltener Pflanzen auszeichnen“. Und Tessin lobt von sich selbst:

„Die Stadt unterscheidet sich von anderen kleinen Städten vorteilhaft durch ihre Sauberkeit.“

Die Chaussee Tessin-Laage ist als eine der schönsten im ganzen Lande bekannt. Einzigartig ist die Lage der Wolfsberger Mühle. Landwirtschaft mit Gartenbau und Gewerbe sind die Hauptbeschäftigung der Einwohnerschaft, das Gewerbe ist in allen Arten vertreten, durchaus leistungsfähig und arbeitet größtenteils mit modernsten Maschinen aller Art. Das größte Industrieunternehmen ist

die Zuckersfabrik der neuerdings eine Schokoladenfabrik angeschlossen ist.“

Damit wollen wir unsere heimliche Plauderei beschließen, obwohl wir noch viele Urteile und ähnliches über Laage und Tessin aneinanderreihen können; aber so ganz unvermittelt alte und neue Bilder aus beiden Orten gezeichnet wurden. Möge Gott die Heimat weiter segnen.

## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Heer“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Oder ist die dunkle Linie jenseits der Chaussee ausgeschwärmt Infanterie. Ich gebe einen Schuß mit Visier 600, luge wieder anstrengt ins Gelände, aber jetzt sieht es mir doch mehr wie eine langgestreckte Böschung im Acker aus, was ich am nächsten Tage bestätigt finde, und ich stelle das Schießen ein. Andere haben die Russen schon im Drahtverhau geglaubt und auf die Pfähle darin geschossen. Lauter Gesichtstäuschung! Aber der erste Eiser einer ins Feuer kommenden Truppe pflegt mit Munition etwas verschwendisch umzugehen.

„Stopfen, stopfen!“ ruft unsere Patrouille, aber man hört sie nicht. So liegt sie lange Zeit in schrecklichem Kreuzfeuer, mehr von unserem als von feindlichem Feuer bedroht, bis sie schließlich, auf allen Bieren kriechend, glücklich in den Schützengraben zurückgelangt, Gott dankend für gnädige Bewahrung.

Die Russen haben im Verhältnis zu uns diesmal nicht viel geschossen. Es sind wohl nur einzelne Scharfschützen gewesen, die sich an verdeckten Stellen vor oder mehr seitlich unserer Front einzugraben pflegen und uns oft auch bei hellem Tage belästigen. Da ist es bei Schnee, der seit dem 18. liegt, gefährlich, mit den schwarzen Landsturmhelmen über die Brüstung zu schauen. Statt dessen wird die Feldmütze aufgesetzt, das weiße Leinenfutter nach außen gelehrt. Unworschtigkeits, die dem Vaterlande nichts nützt, sondern ihm nur Kämpfer raubt, ist kein Mut, vielmehr ist Vorsicht Pflicht!

Dienstag, den 17., schickt uns die russische Artillerie einige Schrapnells als Morgengruß. Mittags eröffnen unsere hinter uns liegenden Geschütze Feuer auf ein vor uns liegendes Gehöft, von dem wenig mehr als der Dachfirst mit einem Storchnest hinter einer Hügelwelle herausragt. In dem Hause soll ein russischer Beobachtungs- posten sein. Es gelingt unseren Geschützen aber nicht, es in Brand zu schießen, ebenso wenig ein anderes Gehöft jenseits der Chaussee. Unsere Feldartillerie, mit der wir damals — nach früheren Zeitungsberichten erwartend, daß jeder dritte Schuß sätt — oft wenig zufrieden waren, hat sich später sehr gebessert. In der Lözener Kriegszeitung vom 13. Dezember konnte die für jedes Infanteristenherz hocherfreuliche Mitteilung gemacht werden, daß sie jetzt mit dem dritten Schuß bereits — den Lauer-See, mit dem fünften den (schmaleren) Kruglinner See träfe.

Der Russe antwortet. Wir sind zum ersten Male Zeuge eines Artillerieduels, fühlen uns dabei mehr als Zuschauer, denn das unheimliche Sausen geht hoch über unsere Köpfe hinweg. Die Nacht bleibt ruhig. Nur in der Ferne hören wir einen gewaltigen Geschütz- und Gewehrkampf. Wann mag der Sturm gegen uns heranbrausen? Wie's auch kommt, dieser Stützpunkt soll bis zum letzten

Mann gehalten werden. Das ist der Befehl, den der Kompanieführer uns bekannt gibt.

Schon am nächsten Morgen, Bußtag, den 18. November, erscheint russische Infanterie ausgeschwärmt zum Angriff. Wir schießen mit Visier 650 bis 1000, bis sie wieder in Deckung geht. Auch unsere Artillerie greift ein, und wir hören zum ersten Male das unheimliche Hämmern eines unserer beiden Maschinengewehre, dieser furchtbaren Massenmörder. Bald meldet sich auch die russische Artillerie unseres, mehr noch den Nachbarstand. Letzterer hat zwei Verwundete. In der Nacht Vorpostengefechte.

Nun folgt der unvergessliche 19. November, ein Donnerstag und ein Tag des Donnerns: von vormittags 10½ bis nachmittags 4 Uhr erhalten wir, nur von kurzen Pausen unterbrochen, heftiges Artilleriefeuer, auch mit schweren 15 Zentimeter-Geschossen. Die Russen sollen auf unseren Schützengraben nach Zählung der Artilleristen ungefähr 2000 Schuß abgesenkt haben, wahrlich kein Zeichen von Munitionsmangel. Das gibt einen Begriff, aber der wirkliche Eindruck läßt sich schwer beschreiben. Wie gewaltige Singvögel schwirren die Granaten heran und schlagen mit donnerndem Krachen vor und hinter uns ein, die ganze Höhe mit tiefen Löchern übersäend. Zuerst erhält einer unserer Artilleristen einen Streifschuß am Oberschenkel, darauf trifft ein Granatsplitter einen Kameraden vom ostpreußischen Landsturm tödlich. Alles geht in die Deckung der Unterstände.

„Ist hier jemand, der einen Notverband anlegen kann?“ ertönt plötzlich nahe meinem Stand die Stimme des Oberleutnants.

„Ich kann vielleicht helfen.“ Damit eile ich hinter ihm her, nach dem anderen Ende der Stellung, wo der erste Zug liegt. Wir finden einen Unterstand völlig durchschlagen, die dicken Querballen zerschmettert. Darunter liegt still und stumm Heinrich Ihrle aus Waldzegarten bei Dambeck. Eine Lungenentzündung hat seinem Leben ein schnelles Ende gemacht. Unser junger Sanitätsgefreiter Brandt, der zuerst aus dem Nachbarstand zu Hilfe kam, hat ihn noch kurze Zeit bei Bewußtsein getroffen und mit Bizefeldwebel Nehrenst und Unteroffizier Tellerow Löwenhagen herausgeholt, der mit stark geschwollenem Oberschenkel in der Grabensohle liegt. Ich helfe Brandt, der beim Verbinden beschäftigt ist, und denke schweren Herzens an die Witwe und die zwei kleinen Kinder, die es noch nicht ahnen, daß sie den Mann, den Vater verloren haben. Aber es lebt ein „Vater der Witwen und Waisen“. Am nächsten Morgen senkt eine kleine Schar den Kameraden Ihrle im Garten des zweitletzten Gehöfts, wo wir die Feuertaufe erlebten, in die ostpreußische Erde. Ein einsames Grab, aber ein Heldengrab! Möge der Dank des Vaterlandes, für dessen Schutz er starb, seine Familie vor jeder äußeren Not schützen!

Im selben Unterstand saßen noch Bruhns und Höpfer. Ersterer hat eine Lähmung beider Beine erlitten, letzterer ist wunderbarweise unverletzt geblieben. Auch unser Küchenpersonal kommt mit dem bloßen Schrecken davon. Der dritte Zug muß aber auf sein Mittagessen verzichten. Oldenburg und Gefreiter Meier tragen gerade den vollen Kessel herbei, als dicht bei ihnen Granaten niedersausen. Sie lassen das Essen stehen und erreichen über die Höhe kriechend die Artilleriestellung. Ein Lautgraben ist leider noch nicht angelegt. Der lange Schnecht will mit Gefreiter Meining den Kessel des 1. Zuges zurückbringen, sie lassen ihn auch im Stich und eilen so schleunigst wie möglich zur Küche. In diesem Augenblick saust eine Granate gegen die Dachdecke, Schnecht stürzt der Länge nach hin; dann kommen noch neun Volltreffer ins Küchengebäude, glücklicherweise ohne zu zünden. Die Küchendragonier kriechen mit ihrem Chef, Unteroffizier Nehtel, in den Keller, wo Gefreiter Meier auf einem Sofa bald entschlummert, während oben in der Stube Hermann Hagen die Handharmonika spielt und Wulff lustig dazu singt.

Nicht jeder ist so ausgelegt. Mancher sitzt mit gesetzten Händen in seinen Unterstand, und stille Gebete und Gelübde steigen empor, vielleicht nach langer, gebetsloser Zeit. Ich schreibe einen Abschiedsgruß an meine Frau für alle Fälle. Das passive Sichbeschießenlassen ohne die Möglichkeit, sich zu wehren, soll mit das Schwerste im Kriege sein. Glücklich, wer dann die Ruhe in Gott kennt und die Kraft lebendigen Glaubens besitzt!

Mancherlei Erlebnisse ließen sich noch von diesem Tage berichten: wie unser Feldwebel von Spiergsten, wo er seine Schreibstube hat, mit Götz und Köpke zu uns will, aber durch etwa 10 Meter vor ihnen einschlagende Geschosse zum Rückzuge gezwungen wird; wie unsere Telefonverbindung nach Friedental, dem Sitz des Unterabschnittscommandeurs, Major Saß, beschädigt und gestört ist und nun Boten geschickt werden; wie Wasmund, der uns Befehle von dort bringen soll, 1½ Stunden im Chausseegraben vergeblich auf Nachlassen des Feuers wartet; wie Paschen glücklich mit einer Meldung von uns aus über die Höhe nach dort kommt und Gefreiter Lebahn auf denselben Wege eine Granate 4 Meter neben sich einschlagen sieht, aber unverletzt bleibt, weil sie nur in zwei Stücke zerspringt. Über all dies und manches anderes müßten die Betreffenden selber erzählen. Denn recht lebendig und anschaulich kann man nur das wiedergeben, was man selber durchgemacht hat. Deshalb beschränke ich mich in der Hauptsache in diesem Büchlein auf das persönlich Miterlebte. Das entschuldigt mich zugleich bei allen Kameraden, deren Heldenataten und interessante Erlebnisse hier nicht Erwähnung finden.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages erhalten wir Verstärkung: eine Kompanie Landwehr kriecht bei uns mit unter, ebenso am 21. und am 24. unsere 3. Kompanie. Aber jedesmal verläuft die Nacht ruhig, ohne russische Angriffe.

Später hören wir, es soll ein Befehl des Zaren aufgesangen sein, daß die Festung Löhen spätestens am 22. November genommen werden solle. Das würde die starke Beschießung erklären, die auch in den Tagen nach dem 19. noch andauert. Aber wir haben keine Verluste mehr. Nur der ostpreußische Landsturm hat am 20. noch einen Verwundeten. Am 21. wird unser lieber „Schant“, Sergeant Böß, nachdem eine Granate in die nahe Rückwand des Schüttengrabens eingeschlagen ist und seinen Unterstand mit Rauch gefüllt hat, bewußtlos und mit Erde beworfen, aber unverletzt in der Sohle des Grabens gefunden. Wie er dort hingekommen, weiß er selber nicht, er hatte ruhig in seinem Unterstand gesessen.

Am Mittwoch, dem 25., schlägt nach längerer Kanonade eine Granate in den Graben. Thedran aus Schillersdorf wird verwundet. Sein ganzes Gesicht ist mit Blut besudelt. Aber es stellt sich bald heraus, daß es nur Haut und leichte Fleischwunden sind. Wahrscheinlich hat die Granate ihm einen gefrorenen Erdklumpen gegen den Kopf geschleudert, der die Temporalisader getroffen hat. — Ich gehe vom Essenbesorgen, das zugweise den Unteroffizieren vom Dienst obliegt, zurück nach dem Graben. Da schlägt genau auf den Weg, wo ich eben ging, eine Granate ein. Etwa 20 Sekunden früher, und ein Volltreffer hätte mich zerschmettert. Ich verstehe, daß viele bei derartigen Erlebnissen verlernen, an einen blinden „Zufall“ zu glauben.

Gegen die Gefahr aber stumpft man ab. Allmählich hat man sich daran gewöhnt, daß die russische Artillerie Tag für Tag mit singendem Eisen schmeißt. Die unsige fandt meist nur nachts, es heißt, um ihre von den Russen eifrig gesuchte Stellung nicht zu verraten. Aber kann sie sich dann auch ebenso gut einschießen? Jedenfalls ist sie weit sparsamer mit Munition als der Russe. Wenn die Haubzüge ihr Steilfeuer geben, hört es sich hoch in der Luft an wie Schwanengesang, oder wie das Schülpeln dünnen Eises vor dem Bug des Seglers, bis in weiter Ferne ein Aufleuchten und einige Zeit später ein starkes Krachen erfolgt.

Am 21. und 28. kommen auch Gewehrfeuerangriffe, die alle Mann einige Stunden auf ihren Posten rufen. Diesmal aber fallen von uns nur wenige Schüsse. Unsere Artillerie wirft ihre Geschosse dicht vor den Drahtverhau, daß den Russen die Lust zum Näherkommen und Angreifen bald vergeht. Es fehlt doch eine ganze andere Explosivkraft in unseren Geschossen als in den russischen; unter denen befinden sich zahlreiche Blindgänger und Auslöscher — gesuchte Ware. Dein mancher will gern solche als Blumenvase oder Aschbecher daheim zum Andenken aufbewahren. Unserem Küchenkameraden Gau wäre das beinahe schlecht bekommen. Er hört am Aufschlag, daß eben ein Blindgänger niedergegangen ist und will ihn suchen. Da schmeißt ihm der Russe ein zweites Geschoss vor die Füße, daß er schleunigst wieder in Küchendeckung geht.

Auch der Luftkrieg ist im Gange. Am 22. kommen deutsche Flieger, ein russischer Fesselballon steigt in der Ferne auf, und nachts fährt, von wenigen bemerkt, ein Zeppelin nördlich an unserer Stellung vorbei auf Posten zu, meist mit abgedunkelten Lichtern, zuweilen aber als feurige Schlange durch das nächtliche Dunkel hindurchend.

## 7.

Doch es gibt noch andere Kämpfe im Schüttengraben, die zwar nicht unmittelbar das Leben bedrohen, aber doch vielleicht die schwersten sind, nämlich die gegen die Angriffe auf die Gesundheit, wie sie das Schüttengrabenleben, namentlich bei starkem Frost und Nässe, mit sich bringt. Diese Kämpfe gegen alle Unbilden der Wittringung müssen in primitiven Verhältnissen geführt werden die von den gewohnten Lebensverhältnissen abweichen wie längst vergangene Zeitalter von der Kultur des 20. Jahrhunderts. Wir werden Höhlenbewohner.

Ein Versuch, dies Leben etwas näher zu schildern, mag nicht unwillkommen sein in dieser Zeit des allgemeinen Schüttengrabenkrieges, in dem die Verluste an Kranken, wenigstens bei uns, größer waren als die an Toten und Verwundeten. Darin ist auch Heldenum zu bewahren, ein stilleres, unscheinbareres, als im Streit der offenen Feldschlacht, ein Heldenum zähen Ausharrens.

Also eine Erdhöhle ist unsere Wohnung. Unter starkem, mit einer Erdschicht überdecktem Gebäck befindet sich

in der dem Feinde zugelehrten Seite des etwa mannes-tießen, schmalen Grabens, eine Höhle, die etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter hoch, 3 Meter breit und  $1\frac{1}{2}$  Meter tief ist. Hier hausen durchschnittlich sechs Mann zusammen. Nur mit Hilfe vieler Nägel ist es möglich, auch noch das Gepäck unterzubringen. Die Öffnung, ca. 80 Zentimeter im Quadrat, wird kriechend oder tief gebückt genommen, eine ständige Übung und Gewandtheit. Innen zieht sich an der Rückwand eine Bank aus Erde entlang, die mit Stroh gepolstert ist. Auf dieser Bank sitzen wir nebeneinander, auch nachts lässt sich eine andere Haltung nicht einnehmen. Wir bringen gleich Strohbündel mit, um auch die Rückseite abzupolstern und den Raum für die Füße damit zu füllen, ohne sie doch dauernd warm halten zu können. Doch was sage ich, Stroh? Es ist nicht mehr zu haben, wir müssen — schweren Herzens — Heu und ungedroschene Korn nehmen. So war es auch in allen anderen Gehöften hinter der Front, die wir gesehen haben.

„Künn dit nich utdösch! war'n bi Nacht? Is doch 'n Jammer, dat schöne Brotkurn. Aewer frieren können wi doch nich, un Ruski kann't jo jeden Dag in Brand scheiten.“

Tausende von Zentnern Korn sind auf solche Weise verkommen. Krieg, du Zerstörer!

Einige Zeit später empfangen wir auch Tierbesuch. Zwei Ziegen erscheinen in den Schützengräben und sind aus den Unterständen schwer wieder herauszukommen. Warum? Die hungrigen Tierchen fressen gierig das Heu, das wir hineingestopft haben.

Waschen ist Luxus, den wir höchstens mit Schnee uns leisten können. Am Morgen des 18. ist alles weiß. Das Tauwetter richtet bald einen schrecklichen Matsch im Schützengraben an. Stellenweise watet man bis über die Knöchel im Schneewasser. Kommt man nach überstandinem Dienst glücklich nach Hause, will sagen in den Unterstand, so gibt's Nasses von oben. Allmählich wird's die reine Tropfsteinhöhle. Das kann nicht so weiter gehen. Bretter werden geholt und in die Grabensohle gelegt, nachdem das Wasser ausgeschöpft ist. Neue Pappe wird herbeigeschafft, nach Dunkelwerden über die Unterstände gebreitet und mit Erde festgeworfen. Nach und nach ist alle Nässe aus der darunter befindlichen Erddecke abgetropft und die Höhle regendicht. Zündet man dann ein Licht drin an, so wird's ordentlich gemütlich.

Unsere Magenuhr muss jeden Tag umgestellt werden. Mittagessen gibt es abends, einmal erst  $\frac{1}{2}$  10 Uhr, Kaffee morgens gegen vier. Denn bei Tage darf der Küchenstornstein nicht rauchen. Als am 24. November den ganzen Vormittag die russische Artillerie einmal schweigt, wird unser Küchenunteroffizier mutig und lässt einheizen. Wir bekommen schon am hellen Tage unser Mittag, aber die Küche auch Feuer und wir Granatengehül als Tafelmusik. Allmählich wird die Essenszeit weniger unregelmäßig, es gibt gewöhnlich schon 5 Uhr nachmittags Mittag, und zwar ein Essen, das fast immer ungeteilten Beifall findet.

Nachts stehen im Graben verstärkte Posten. Die Mecklenburger, die unser Stützpunktkommandeur Hauptmann Fuchs besonders auf Sicht nimmt, passen gut auf. Der Hauptmann ist auf seinen Revisionsgängen bei der Dunkelheit und dem Fehlen von Achselstücken oft kaum zu erkennen.

„Wieviel ist die Uhr?“ fragt er einen Posten „Dat müggst woll weten, dornah habben mi all mihr fragt,“ ist die scherzende Antwort.

Es gibt nicht nur eine „Berliner Range“. Kamerad Range nennen wir „die Mecklenburger Range“. Gerade ist er aus seiner Höhle gekrochen um abzulösen.

„Wo kommen Sie her?“ fragt der Hauptmann.

„Ut dat Looch,“ erwidert Range, auf den Unterstand zeigend.

„Drücken Sie sich deutlicher aus, wo kommen Sie her?“

„Dor ut dat Looch.“

„Sprechen Sie hochdeutsch mit mir.“

„Dit verstah ic nich, ic bün 'n Mäkelbörger.“

„Wissen Sie nicht, wer ich bin?“

„Ne!“

„Ich bin Hauptmann Fuchs.“ — — —

Ein andermal revidierte unser Oberleutnant Favreau und kommt, im Dunkeln gleichfalls nicht erkannt, zu Sicht-leben.

„Du, Kamerad,“ wird er angeredet. „lat dat Noken sin, dat führt de Feind un du verrößt de ganze Stellung. Un Larm giwt dat ok.“

„De Larm makt, dat bün ic, aewer recht heft du, Kamerad,“ erwidert lachend der Oberleutnant und macht seine Zigarette aus.

Schön ist es, bei sternenklarer Nacht auf Posten zu stehen, bis die aufgehende Sonne den Nebel vertreibt und das anziehende, wechselvolle Gelände im Morgen-dust vor einem liegt. So war's am Morgen des Totensonntags, des 22. November, den ein Koniger Landsturm-mann, Rehlinger, vom Nachbarstützpunkt 12, hübsch be-schrieben hat:

Kalt ist die Nacht und eisig weht der Ost.

Der Sterne wunderbarer Zauberglanz

Bricht mit seinem Licht den dunklen Wollenschleier.

Die Posten stehn und halten treue Wacht,  
Spähn unverwandt zum Feind, der vor uns liegt.  
Im Schützengraben überall herrscht tiefe Stille.

Wo auch der Vorstoß sei in dieser Nacht,  
Er findet Mann und Waffen stets bereit,  
Jedweden Ueberfall und Angriff abzuschlagen.

Kanonendonner nur durchbrüllt die Nacht  
Und schaudert arg Verderben in den Feind.  
Grell leuchten helle Feuer durch das nächt'ge Dunkel  
Daheim auch leuchtet mild der Sterne Heer  
All unsern Lieben. Leis' ins Herz uns schleicht  
Sich stille Sehnsucht und ein inniges Gedenken.

Fort die Gedanken! Kriegers Herz wird rauh. —  
Da eilt die Kunde durch den Schützenzug:  
Vor Thorn der Feste ist ein großer Sieg errungen.

Das macht die Hoffnung fest und froh den Mut.  
Die Dämmerung beginnt. Noch wagte nicht  
Des Feindes List die Stellung anzugreifen.

Im Osten säumt den schneigenen Horizont  
Das zarte Morgenrot. Der Tag bricht an.  
Was er wohl bringen mag? Es steigt empor die

Sonne,

Verklärt mit ihrem Licht den Feiertag,  
Den Totensonntag! Welch ein Uebermaß  
Der Klagen birgst du, frommer Tag, Welch Meer  
der Tränen!

Welch still Gedenken! Ach du Tag des Herrn!  
Die Wirklichkeit verdrängt den Frieden heut.  
Nicht eher wird er kommen, bis durch Blut und  
Eisen

Er immerdar für uns gesichert ist.

Es rauscht der deutsche Kaiserar durch Nacht  
Und goldnes Morgenrot dem Sonnenglanz ent-  
gegen.

Er führt sein Volk durch Kriegesnot und Tod,  
Der Taten großer Ahnen eingedenkt,  
Empor zum Licht des Ruhms, der Freiheit und  
des Friedens. (Fortsetzung folgt.)

## „Wichtige“ Verhandlungen um den Bart eines Gefangenen in Alt-Wismar

Es scheinen in früheren Jahrhunderten gar „wichtige“ Angelegenheiten beim alten Rat der Seestadt vorgelegen zu haben, wie ein Blick in alte Aufzeichnungen lehrt. Da hatte man vor rund 200 Jahren den Wismarer Bürger Jacob Wilcken ins Gefängnis gesteckt, weil er zu viele Schulden hatte, die er nicht bezahlen konnte oder wollte. Auf Veranlassung seiner Gläubiger sollte Wilcken nun einen „Manifestationseid“ schwören. Auch dieses schien der Verhaftete nicht zu wollen. Inzwischen war dem Arrestanten Wilcken der Bart so stark gewachsen, daß es unbedingt nötig war, diesen abzunehmen zu lassen. Hierzu bekam er aber keine Erlaubnis. Am 3. Februar 1738 beschäftigte sich der hohe Rat der Seestadt Wismar sogar mit Wilckens Bart. Der damalige Bürgermeister Tanke hatte anscheinend nicht viel zu sagen, sondern fragte den gesamten Rat in dieser Angelegenheit. Es ward hier Klage geführt, daß Wilcken noch immer den Eid nicht ge-

leistet habe. Auf der anderen Seite stand Wilckens Eingabe, sich den Bart abnehmen zu lassen. Nach längeren Besprechungen kam man zu dem Entschluß, daß die Gläubiger den Wilcken aus dem Arrest entlassen würden, sobald er den Eid geleistet hätte. Dieses könnte schon am kommenden Sonnabend geschehen. Und noch am gleichen Tage könnte ja dann der lange Bart des Wilcken fallen. Der Ratsherr Brüning gab damals noch hierzu das Gutachten ab, daß wohl keine Gefahr vorhanden sei, daß Wilcken sich ein Leid antun würde, wenn er mit dem Bartabnehmen bzw. Rasieren bis Sonnabend warten müsse. Da auch die übrigen Ratsherren derselben Ansicht waren, wurde demgemäß beschlossen.

Und die Moral von der Geschicht: Willst du dich rasieren, so mußt du erst deiner Pflicht nachkommen, und wenn es auch ein Eid ist.

## Alt mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

„Charles,“ säd dat lütte Ding von Brüdjam tau mi, as Aurelia selig verswunnen was, „der Vater weiz es auch schon und hat seine Einwilligung gegeben.“ — „Ja,“ segg ic, „dat is All recht schön, aewer paß up! nu geiht 't up mi wedder los; denn ic sach den Erzbischoff unner de Linden 'rümmer pusten. — Knapp wieren wi gegen em saman, dunn snow hei mi an: „Lauter Lügen! lauter ausgestufene Lügen! Der Bäcker ist ganz gesund.“ — „Dat freut mi,“ segg ic, „freut mi üm de Fru ehrentwillen; also hett hei sic wedder verdort?“ „Er ist gar nicht frank gewesen!“ — „Rich?“ segg ic, „desto beter.“ — „Aewer dent Di mal!“ seggt Don Juan, de dorbi stunn, „nu slickt sic de Erzbischoff ut Mitgesühl för de Fru in dat Hus 'rinne, un as hei in de Stuw 'rin kümmt, sitt de Bäcker dor un hett en Spickaal un sur Fleisch un 'ne Kraembuddel vör sic stahn un frühstückt ganz as en Gesunn'n, un as hei sic doraewer versirt un von Dod un Deuwel an tau reden fangt, kumpelmentirt em de Bäcker ut de Dör 'rute, denn Grunwaldten sine Emilie seggt, hei kann dat Wurt „Dod“ aewerall nich liden.“ — Un dormit kriggt hei mi unner den Arm tau faten un geiht mit mi allein un seggt: „Du? Is dat nu all in de Reih?“ — „Wat?“ frag ic. — „Oh, ic mein man! Mit den Kopernikus un Aurelia'n. — Grunwaldten sine Emilie seggt, dat is all lang' in 'n dullen Gang“. — Sol nu wüzt de dat ok all, un ic kamm mi as Vertrauter unserer Liebe sihr aewerflüssig vör.

Ic gah also nah den Kopernikus un segg: „Kopernikus, Du weist 't, Mutter weit 't, Vater weit 't, un Aurelia weit 't irst recht; ic weit 't, Don Juan weit 't un Grunwaldten sine Emilie weit 't ok; nimm mi den Vertrugensposten af, denn mit den Erzbischoff bün ic nu ok all wedder aewer den Faut spannt. Süh, hüt is Sündag, un hüt Nahmiddag bi den Koffe, wo wi All tau-samen sünd, wir de beste Gelegenheit, de Aunern mit Dinen Brüdjam'stand bekannt tau maken.“ Un dat geschach, un as de Kopernikus sin Glück vertelst hadd, was min oll Kapteihn de Herzlichste bi 't Gratuliren, denn hei dachte jo woll an sine Auguste; un as Allens ruhiger warden was, dunn smet sic de Frag' up, wat nu gescheihn

müft, un 't woht nich lang, dunn wieren wi All einig: de Kopernikus müft den General sine Verlawung anzeigen un müft den Andrag stellen, sine Brut besäufen tau dörven. Dat gung dörch, un de Kopernikus let sic up den annern Dag bi den Herrn General melden, un de Antwort kamm taurügg: de General wull em den annern Dag spreken, wenn hei von 't Waterdur nah de Parad' güng.

Den annern Morgen klock elben, as dei Tid tau de Parad' was, gavw ic Kopernikus dat Geleit up sinen suren Gang; hei ait ic bi de lütte Lind' upstellen, un ic stellte mi ochter 'ne dicke Pöppel, hei surte up den General, un ic surte up em, woans hei sic woss bi de Sal stellen würd, un as un an röp ic em so 'ne lütte Upvermünterung tau, as: „Uemmer dächtig dor, Kopernikus!“ un „Holl de Uhren siuw, Kopernikus!“ un „lat Di nich verblüffen, is 't elfte Gebot!“

Endlich kamm de oll Herr grot un staatsch mit Dreimaster un Fedderbusch langsam antaustigen, un uns' lütt Brüdjam trippelte em kraetig entgegen. Dat sach ic nau glik, dat dat en swor Stück för den Kopernikus warden würd, denn de oll Herr lef annerthalwen Faut up em das un redte mit em bargdal, un de Kopernikus füll bargan reden. — „Was wünschen Sie?“ frag de General ganz fründlich. — Mi kloppte dat Hart achter de olle Pöppel. — „Herr General,“ säd dat Kraet ganz vernimm, stellte sic up den linsen Bein, höll den Kopp so 'n beten scheitw wohrschinlich, üm sinen wißnäst'nen Snabel in dat gehürige Licht tau stellen, „ich komme her, um Ihnen meine Verlobung anzuzeigen.“ — „Was? Deuwel . . .“ röp de olle Herr, un 't was ordentlich, as wenn sic de Hor up sine witte Brück verfiren beden, denn de Fedderbusch schot noch annerthalwen Toll höher up. — „Ja,“ säd uns' Brüdjam ganz drist un makte dörch sine Apenherzigkeit sinen nigen Stand alle Ihr, „ich habe mich gestern mit der Tochter des Herrn Proviantmeisters Lucke verlobt.“ — Den Deuwel haben Sie!“ röp de olle Herr. — Den hadd hei nich, säd de Kopernikus, kraensch as en Bullblaudpony, hei hadd blot 'ne Brut. — „Un dat sagen Sie mir? Un dat soll ich nach Berlin melden? — Himmel-Kreuz-Dönerwetter, was würden die in Berlin for Augen machen,

wenn sie zu hören kriegen, daß sich die Demagogen hier schon verloben?" — Aewer de Kopernikus let sich nich verblüffen, hei stellte sich blot tau de Aßwesselung up den annern Bein, setzte de Arm in de Siden un sad: „Herr General, gegen die Verlobung selbst können Sie gar nichts einwenden, das ist meine Sache; ich komme auch bloß her, um Sie um die Erlaubnis zu bitten, meine Braut besuchen zu dürfen.“ — „Und Sie meinen, ich bin so dummkopf und soll Ihnen die Erlaubnis geben? — Ne! — Wenn das die Andern erst zu wissen kriegen, daß sie dadurch in die Häuser hineinkommen können, sie verloben sich morgen im Tage Allzusammen. — Ne, auf solche Geschichten wollen wir uns doch lieber nicht einlassen.“ sad hei, un somit gung hei af un läd nich mal de Finger an den Hant. —

„Charles . . .“ sad de Kopernikus tau mi, as ich achter de dicke Pöppel herute kamm — „Charles . . .“ sad hei un was ganz intwei. — „Lat Du dat man fin,“ segg ic, „up den irsten Hau föllt de Bom nich,“ un ic klarr an em mit allerlei Trost herümmer, un as wi tau de Andern taurügg kamen, fangen de ol an; aewer wi wiren All sihr bedräwt, denn de Kopernikus was uns' Brüdjum, un wat em passirt was, was uns passirt, denn Schr . . . en sine Brutschafft was nich tau reken, de was vör uns' Tid taurecht kamen.

Wi termaudbarst'ten uns den Kopp nah 'ne Utkunft; aewer Allens, wat süs in so 'ne Verhältnissen taudräglich un paßlich is, tau 'm Bisspil: 'ne Entführung, de Don Juan abschl in de Reih bringen wull, kunn nich billigt warden, denn de Kopernikus hadd sine Brut up de Festung ümmer in en Ring 'rummer entführen müßt. 'Ne heimliche Ch' stog de Erzbischof vör. — Ja, sei wir in Gang tau bringen: de Kopernikus hadd wedder sine gelen Turen kriegen müßt, un wildeß, dat Lewandowsky glöwte, hei speigete sich in Grunwaldten sine Teertunnen, hadd hei sich in den Durweg trugen laten müßt, aewer wo en Preister herkriegen? denn de Erzbischoff was katholisch, un Keiner von uns hadd tau sinen geistlichen Stand rechten Fiduz. — De Sak was aewerall slimm, aewer tauletz kemen wi aewerein, de Kopernikus hadd sin Maeglichstes dahn, nu müßte sei ol wat dahn, dat heit Aurelia.

Sei kreg also dese Orrer, un de Sak kreg 'ne Utsicht. Aurelia was nämlich 'ne utevwählte Fründin von den General sine annamene Dochter, un de oll Herr müggt sei giren liden un spazte giren mit ehr, un as hei nu in de negisten Dagen nah dat Waterdor runte gung, un sei — ganz taußfällig — aewer de Bostwehr von de Ramp 'raewerkel, drauhte hei ehr mit sine olle brave Fusi un sad: „Warten Sie man, Sie haben mich einen Demagogen versführt.“ — Ja, sad sei, dat hadd sei woll; aewer Burthel hadd sei nich dorwon, denn ehr Brüdjum dörwt ehr nich besäulen. — Dunn hadd de olle Herr sich an den witten Smurrbort dreift un sich an de witte Prük schaben un hadd tauletz halw gaudmändig, halw verdreitlich seggt: „Na, schick Sie mich heute Mittag den Papa mal zu.“ — Un Vater was ol hengahn, un de oll Herr hadd em fragt, wat hei dorfür instüm, dat de Kopernikus nich weglop? Un Vater hadd seggt: dat kunn hei nich, wil dat hei nich in den Kopernikus sine Hut stek, hadd aewer sihr verstännig dortau sett: hei hadd aewer seindag' nich dorvon hürt, dat Einer dessentwegen ihre weglopen wir, wil dat hei 'ne Brut hadd. — Dat hadd den ollen Herrn denn nu inslicht, un den Nahmuddag müßte de Brüdjum tau em kamen. —

„Na kümmt de Sak tau 'm Swur,“ saden wi, as wi All up en Drümpel bi de lütte Lind' stunden un up den lütten Kopernikus taurütt. — Na, tauletz kamm hei, un wo smet hei de lütten Bein! So utwärts gung hei as maeglich, un as hei gegen de Lind' kamm, Dunn swenkte

hei dreimal sinen witten Smurdauf gegen Aurelia'n ehr Fünster, un de weihte dreimal wedder, un Lewandowsky sad: dat seg hei nu, de Herr Kopernikus tünne nu mit gepackten Tornüster, mit Ober- un Unner-Gewehr in sinen Bruststand 'rinner marschiren. Un as wi in unsre Käsematt taurügg kamen wiren, kregen de Franzos' un ic den Kopernikus tau saten un stellten em up den Disch, denn hei was uns' Stolz, wil heit dörchsuchten hadd för uns Allausamen; un de Kopernikus holl 'ne Ned', de fung an: in de Ort, as Aurelia dat schönste Frugenzimmer up de ganze Welt wir, wir of de oll General de beste Kirl up de ganze Welt; un hei slot: in de Ort, as de General de beste Kirl up de Welt wir, wir Aurelia dat schönste Frugenzimmer up de Welt. Un wi stimmten em dorin bi, ut Hörslichkeit wegen den ollen General un ut Hörslichkeit wegen Aurelia'n, un as wi glöwten, nu wir de Sak tau 'm Sluß, Dunn kamm aewerst dat dick Enn' nah, denn de Kopernikus langte in den Bussen un treckte 'ne Schrift herute, de müßten wi, sad hei, tau sin vinstännig Glück All unnerschriwen. Un as hei sei vörlesen müßt, Dunn sad de oll General dorin: wi Aewirigen sullen uns All hir unnerschriwen, dat Keiner von uns sick hir wider verlawen wull, denn an eine Verlawung hadd hei naug. —

Na, dat was nu mal en Stück! De Gesichter würden denn of sihr lang utseihn; aewer wat hülp dat All? Ich aewerschot in Gedanken mi de Frugenzimmer, de up de Festung noch begäng' wiren, un as ic dor nich rechi wat Pöhlches sunn, schrew ic mi unner:

Charles douze.

Nah mi kamm de Franzos', de sad, so lang' hei sitten ded, dacht hei nich an 't Frigen, un wenn hei fri lem, 'wir hei wedder preußische Leutnant, un denn müßt hei, wenn hei sicl verfrigen wull, 12 000 Daler upwisen, un de hadd hei nich, also:

Franzos', königlich preußischer Lieutenant, augenblicklich a. D.

Dunn kamm de Erzbischof, de sad, vör en por Dagen hadd hei' nich dahn, nu aewer, dat hei den Bäcker bi dat Frühstück seihn hadd, wull hei 't dahn, denn de Mann kunn noch lang' leben:

J. W. Erzbischoff.

Don Juan sad, hei wull kein Narr sin un sich fast binnien, hei wir noch jung, un em hürte noch de ganze Welt tau, so wat ded hei den Kopernikus giren tau Gefallen:

Don Juan, Dichter.

Nu kamm de Kapteihm an de Reih'; aewer de wull nich. — „Ih, Kapteihm,“ segg ic, „Du wardst doch woll vör Allen de jungen Lüd' ehr Glück up de Bein helpen.“ — Ne, hei wull nich, un as wi em drister tau Lin gunnen, sad hei, wi sullen rechlich von em denken, hei hadd wiß un wohrhaftig naug dahn gegen den Kopernikus, hei hadd em 'ne vinstännige Brut astreden, un wat em dat kost' hadd, dat müßt hei; aewer sine Tautkunst kunn hei em nich verschriven, denn an sine Tautkunst häng dat Glück von en anderes Wesen, un för dat müßt hei upsalmen, denn dat wir en swackes Frugenzimmer.

Dor seten wi denn nu wedder mit en dicken Kopp! Ich argerte mi nich slicht un kreg den Kapteihm allein un frog em: „Na, büst Du mit Dine Auguste denn nu of all wedder in de Reih? — „Ne!“ seggt hei, „wull so wid is 't noch nich.“

„Na.“ segg ic, „denn möst Du Di spauden, denn dat, wat nu all en Birteljohr lang munkelt hett, hett sine Richtigkeit, de oll Majur is tau de Disposition stellt un treckt des' Woch all af, un de nige Majur von den Platz is all hier.“

(Fortsetzung folgt.)

# Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 6. februar 1938

Nr. 2

## Wedder tau Hus

P. Warnde.

Nu seilt mien olle Läwensbark  
Mal wedder habenbinnen;  
Dor stahn dei Hüser an den Markt,  
As sei vör Jöhren stünnen.

Un jedes Finster licht mi an,  
Mag't blank sien odder blind:  
Du büst jo gor kein'n ollen Mann,  
Du büst jo noch ein Kind!

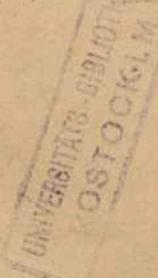
Säd gästern nich dien Mudding: Dat  
Du mi an den Rock?  
Hest du nich gästern up dei Strat  
Hier spält noch Augelloch?

Un all' dei Stratzen, frumum un scheitw  
Dei greutzen mit upt best:  
Ja, ja, wi hewn di all' noch leiw,  
As du uns leiw of hest!

Süh dor: dei Linnen up den Wall  
Un dor dei Scheperbrügg —  
Dei ollen Freuden kamen all',  
Dei olle Tied taurügg.

Wi ist as güng ic in den Drom,  
Un dorbi wal ic doch;  
Un jeder Stein un jeder Bom  
Dei fragt mi: Weitst woll noch?

Un dor lacht of dei olle Mand  
Un windt mit witte Hand — —  
Un sachten up den Wullenkahn  
Föhr ic int Drömerland.



## Stadt Ramm, eine altgermanische Kultstätte

Karl Pulss-Lant.

Zwischen Lübtheen und Hagenow, im ausgedehntesten Forstgebiet unseres mecklenburgischen Heimatlandes, liegt mitten in der verschwiegenen Lünn das kleine Dörfchen Ramm, von dem eine Urkunde sagt, daß es „das elendigste Dorff der ganzen Gegend“ ist. Von der Kleinheit des Dorfes zeugt die landläufige Redensart: „Wenn dei Rammmer Schult (früher Bauer Beuß) in'n Speigel sieht, kann hei all' dei Buern von sien Dörp sehn.“ Außer der einen Bauernstelle sind sechs Büdnereien und acht Häuslerien vorhanden, deren Besitzer als forst- und landwirtschaftliche Arbeiter Verdienst finden. „In Ramm ward ol Brot backt — oewer dat is fuer!“

Und dennoch ist gerade Ramm, „Stadt“ Ramm das bekannteste Dorf in weitem Umkreis, nämlich durch den Sagenkreis, der das verträumte Dörfchen und seine märchenhafte Umgebung melancholisch umspinnit, einen Sagenkreis, der so einzigartig ist wie kein anderer in Mecklenburg, der unzweifelhaft den Forscher zurückweist in die Zeit der altgermanischen Kultur, in das graue Altertum.

Hier hevn tau Moses Tieden all Bild wahnt, dat sünd Lapplanners west.“ Die nordische Rasse hat bereits in der Urzeit diese Gegend beherrscht.

„Ramm hett an dei Elw lägen.“ Die Elbe fließt heute etwa drei Meilen südlicher in nordwestlicher Richtung, aber es ist erwiesen, daß das frühere Urstromtal der Elbe in einem Delta ausmündete, deren östlicher Arm in die Ostsee führte, und an diesem Fluß wird Ramm gelegen haben. Deutlich kann man durch die Hügelketten des Rammmer Landes eine ebene Senke verfolgen links des Jabel-Quaster Weges über das Ackerland von Quast, oft gekennzeichnet durch Buchenbestand. Das Flußbett verläuft weiter rechts des Quast-Leußower Weges, schneidet nach etwa 1½ km den Weg und geht in nördlicher Richtung weiter. Die Richtung des alten Flusslaufes verläuft etwa: über Gr.-Kram, Bresegard, Strohkirchen, Wildpark Jasnis, Kraal, Forst Pulverhof, Forst Buchholz, Schweiner See, Wismarsche Bucht. Für den Fluß spricht der Fund von versteinerten Muscheln auf dem Quaster Acker und die Kiesgrube bei Quast und Altjabel. Die Ufer der Elbe liefern heute noch den Kies für die Marschdörfer. Forscher haben festgestellt, daß die Gesteinslagerungen in der Lehmgrube bei Quast genau dieselbe Eigenart aufweisen wie die Steilufer der mecklenburgischen Ostseeküste. Ein Lehmberg inmitten des Flussandes läßt vermuten, daß Lehm der Urboden ist und Sand vom Winde übergetragen wurde, wie wir es von der Kurischen Nehrung wissen.

„Ramm leig midden in dei Welt.“ So wird heute noch gesagt: „Ramm liggt midden in dei Welt.“ Der Geschichtskenner wird bei diesen Worten unwillkürlich an das von Spanien am Ende des Mittelalters vernichtete Königsgeschlecht der Inkas in Mittelamerika denken, das sich „Kinder der Sonne“ nannte und lehrte, ihr Urvater stammte direkt von der Sonne ab und wäre von dieser mitten in die Welt gesetzt worden. Die Hauptstadt der Inkas wäre der Mittelpunkt der Welt. Tatsächlich ist vor etwa fünfzig Jahren von dem Förster Ehrenstein in Quast auf Quaster Feldmark (im Sagenbereiche Ramm's) ein Stein von zylindrischer Form mit kegelförmiger Spitze gefunden und dem Landesmuseum in Schwerin ausgehändigt worden, ein Stein, wie ihn die im Sonnenkult schaffenden Phönizier bei ihren religiösen Ceremonien gebrauchen: Der Stein diente als Sinnbild der Sonne, und ihm zu Ehren wurden im Freien Volksfeste, verbunden mit Spiel und Tanz, veranstaltet.

„An ehrn höchsten Festdag is dei Preister mit sien Lüd nah 'n frien Fellen ruitrekt. Dor würd ein Wahl in dei Ird gräwt, un baben up den Wahl stellte hei ein Bild von dei Sünn up. Dor hevn dei Lüd denn rümdanzt. Dei Festlichkeit soll acht Dag' dueri hevn.“ — „In Ramm hett dei irst Preister wahnt. Dei wier ol taugliel dei König.“ Wieder weist diese Wendung auf die Kultur der alten Völker hin, bei denen das Priester-Königtum allgemein war. Wir finden es auch bei Abraham: Melchisedet, wir finden es bei den Sumerern um 2500, wo der König Gudea seine Siege und Friedensbestrebungen auf Tonbaseln in Reliefschrift aufgezeichnet hat.

„Wat in Ramm dei Weiten kosten ded', hett hei in ganz Dutschland lost.“ Ramm war das Handelszentrum, von dessen Ein- und Ausfuhr das Wohl des ganzen Landes abhing. Vielleicht sagt die Wendung noch mehr: von dem Sonnenvoll der Inkas ist erwiesen, daß alle Erzeugnisse des Landes: Nahrung und Kleidung, durch den Staat an alle Einwohner verteilt wurden, andererseits auch jeder Staatsbürger verpflichtet war, alljährlich gewisse Dienste zu leisten. Von der Metropole Ramm aus wurde die Verteilung bzw. der Verkauf aller Lebensmittel vorgenommen.

„In Ramm hevn Hannelslüd wahnt. Dei sünd mit dei Tied riel worden, oewer sei würden in ehrn Wollstand ol wau: sei ströten ehr Stuwen ut mit Weitenmähl un leuten ehr Kinner mit Brotkugels spälen. Dunn schicte Gott den Düwel los, hei füll dei Rammmer strafen. Dei leum abends in Laupin (oder auch Kram) an. Laupin wier ein Börort von Ramm. Dor führte hei bi den Buern an un sett'le sich up den warmen Swiebbagen hen. Dei Buer würd em gewoehr un dreiw em mit nen Bohnenschacht rut. Dunn reup dei Düwel em tau: „Woll, woll, wo ic wegah! Weh, weh, wo ic henkam!“ — Annern Morgen feum Satan bi den Rammmer Börgermeister an. Tau den säd hei, hei füll sienan Stadtrat tausammenraupen. Dei sett'le ne Versammlung an. Dunn säd dei Düwel, hei wier kamen un füll ehr verdarwen, oewer sei füllwen können wählen. Dunn stellte hei drei Bäkers up: 1 mit Füer, 1 mit Wader, 1 mit Sand. Mit wat sei ünnergahn wullen? Die Dreizahl der Becher mit Inhalt deutet nach freundlicher Mitteilung des Herrn Professor Dr. Wossidlo auf altgermanischen Kult hin, ähnlich den alten Neujahrs- und Hochzeitssakralen, bei denen beispielsweise der Fragende mit verbundenen Augen nach drei Bechern greifen muß, gefüllt mit Erde - Tod, Wasser - Taufe, Grün - Hochzeit.

Für dicht dei Rammmer tau gefährlich. Bör Wader hadden sei ol Angst, denn dei Elw wier tau dicht bi. Dorum wähltens sei Sand. Dunn säd dei Bos: „Dat Mat is voll. Nu ward dei Pott ümkipp!“ un stöd den Sandbäker üm. Dei Lüd passierte nir. Sei lachten em wat ut. Grimig führte dei Düwel wedder trügg nah dei Höll.“ Wunderbare Wendungen, seltsame Bilder: Becher, die Gefäße, welche alle Freuden und Leiden nach altem Glauben in sich schließen, drei sind es, die heilige Zahl, aus dem alles Dasein entstanden ist, mit Feuer, Wasser und Erde gefüllt: den drei Elementen, aus denen entstanden ist, was da ist, durch die aber auch alles Leben vernichtet werden kann.

„Näwen Ramm leigen noch zwei annern Städte. Ein leig dor, wo nu Krenzlin liggt, dei hett Päul heiten. Dei annen leig achter Laupin. Dei Nam ist unbekannt. Dei Päuler un Laupiner wiern ol gottlos. Mit dei Laupiner leigen dei Rammmer oft in'n Krieg. Dunn is Laupin tauirst

ümmegahn dörch ne grote Waderfrau." Die Geschichtswissenschaft lehrt, daß während der Kupfer-Bronze-Zeit ein teilweiser Bevölkerungswechsel unseres Nordens stattgefunden hat, der hier eine leise Andeutung erfährt.

„Dei Rammmer un Päuler hewn lustig wiederläwi. All Jahr sterien sei up ehr Haupfest dat Bullenstöten. Dei Rammmer hadden einen wittbunten, dei Päuler einen swartbunten Bullen. Erst wier dei wittbunt dei wähligst, bald oewer würd dei swartbunt Sieger. Dorsdör hewn dei Rammmer all Jahr ein fett Hauhn nah Päul liefern müßt. Sei hewn dat Hauhn oewer nich fett friegen künnt un hewn siel Gasten leihnen müßt." Soweit es geschichtlich nachweisbar ist, wohnte hier das Volk der Langobarden. Diese wurden von den Sachsen bekämpft, zwar wiederholt erfolglos, aber schließlich unterjocht und tributpflichtig gemacht. Da das Land zwei volkreiche Stämme auf die Dauer nicht zu ernähren vermochte, beschlossen die Langobarden einen durch das Los zu bestimmenden Teil der Bevölkerung auswandern zu lassen. Diese Auswanderer gründeten später in Norditalien das Langobardenreich. Aufschlußreich ist das Bollenstoßen, es deutet den Baalkult der alten Völker an („Goldenes Kalb“), der teilweise den Sonnenkult abgelöst hatte.

„Ein Jahr hadden dei Rammmer nen bannigen Bullenuptücht. As dei oewer mit den Päuler zusammenkamen ded', leup hei weg. Dunn treftetn dei Rammmer em bi lebunigen Liew' dat Fessl oewer dei Ohrn. Dat mens den Bullen wüttig. Hei leup ein Enen bättau, wo bi Lausen son Sandbargen wiern, füng hei an tau krazen un hett dei ganze Stadt taustrakt." Der Gott des Lichts (weißer Stier) strafte selbst seine bösen Diener. Die Versandung des Landes kann nicht trefflicher besungen werden.

„Dei Rammmer Kirchenglocken sind von schier Gold west. Dei hewn Zwerge reddi up nen dreipiedschen Wagen. Deiver bi Quast, wo nu dei Leimkuhl is, is ehr ein Rad von den Wagen lopen. Dunn künntet sei nich wieder kamen. Dorvon is dei Gegend nich taußamt." Mitten im Sand findet sich hier eine Quelle festesten Tones, welche Jahrhunderte hindurch die Umgegend mit Lehm versorgte. Und Zwerge sind es, welche das Heiligtum zu reiten suchen, ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung entging dem Verderben. Unwillkürlich denkt man an die Entführung Lots aus Sodom. „Dei Kirchenglocken hewn dei Jabelschen künntet. Dei Schult hett sei ümladen laten un seggt, sei sullen blot för riel Lüd lüdden. Dunn hewn sein twölf Pierd den Wagen trecken künnt. Dunn is dei Preister kamen un hett seggt: „Klocken lüdden för arm un rief!" Dunn sind dor zwei Pierd mit losgahn. Up dei ollen Jabelschen Klocken soll hüt noch „Stadt Ramm“ stahn." Der Ruf des Heils ist für jedermann, „för arm un rief."

„Wenn in Jabel dei Klocken lüddt würden, hewn sei in Ramm klungen." Die Geschichte von der Herrlichkeit des Landes ist unvergessen geblieben. Die Einnahme des Rammmer Landes, welche vermutlich nicht ohne Blutvergießen vor sich ging, wird angedeutet durch die Sage von dem Hütter Krieg: „Dei Hütter (Krenzliner Hütte) hewn mit dei Rammmer Krieg makt. Sei hewn ehr dat Maur wegnähmen wüllt. Mit hölten Kriegsschäp sind sei anfamen. Dei Rammmer hewn mit hölten Kanonen an dei Logbrügg hollten. Bi dat Scheiten sind dei Roed intweigahn. Dei hewn sei mit Wäden wedder tauhopbunnen. Schaten hewn dei Hütter mit Torf un dei Rammmer mit Dammeneappel." Hier ist die kommende Armut des verfaßten Landes treffend dargestellt, bunt vermischt mit dem Wohlstand der kriegsführenden Stadt.

Nicht der Sage, sondern der Wirklichkeit gehören folgende Begebenheiten an: „As dei Franzosen in'n Lannen

wiern, hewn sei Stadt Ramm up ehr Landort söcht un in dei Westgeschicht nich finnen künnt. Dunn hewn sei neu ollen Mann fragt. Dei hett seggt, sei wiern midden in Ramm. Dunn sind sei slint wedder ümlehr. In'n Feiser hewn dei Russen den Schulten nah Stadt Ramm fragt. Dei hett seggt, dat gew sein Stadt Ramm. Dunn hewn sei em verprügelt, denn sei glöwien ehr Kort mihr, un sind doch losreict. In Ramm hewn sei blot poor ledig Hüser aufdrapen." Lehrer Burmeister in Alt-Jabel berichtet von dem früheren Kriegsteilnehmer Techam, daß dieser 1870/71 von seinem französischen Quartierwirt zu einem gemütlichen Abend eingeladen worden war. Dabei wurde allerlei erzählt, und der Advokat berichtete, daß sein Ahne unter Napoleon I. als Offizier den Krieg gegen Preußen mitgemacht hätte und lange als Besatzung in Mecklenburg, und zwar im „Lande Jabel“, gewesen wäre. Er holte eine alte französische Militärlarre her. Auf dieser Karte waren Jabel und Ramm als große Städte bezeichnet. Nun rückte Techam damit heraus, daß er ein Jabeler sei, und erzählte aus der mecklenburgischen Heimat, von Jabel und Ramm, und von der ganzen Gegend. Als Techam nun aber darauf hinwies, daß Jabel und Ramm keine Städte, sondern nur Dörfer wären, — und zwar Ramm besonders klein und ärmlich, — und daß man wohl scherhaft von „Stadt Ramm“ spräche und dies von einer uralten Sage ableite, da wollte der Franzose das gar nicht glauben. Er versteifte sich immer wieder auf seine Karte, und Techam mußte wiederholt über die ganze Jabelheide, und besonders über Ramm und Jabel, genau und eingehend berichten, bis er sich endlich zufrieden gab.

Durch eine Urkunde im Gutsarchiv Bolzrade ist auch die Versandung des ehemaligen Kirchdorfs Ramm erwiesen:

Ramm ist ein uraltes Stammgut der Familie von Penz gewesen, in deren Besitz es etwa seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar ist. Es war eines der wertvollsten Dörfer, hatte schweren Lehmboden und war damals mit 18 Hufen bonifiziert, Jessenitz nur mit 4½, Bolzrade 2½ Hufen. Die 14—20 Bauernstellen galten als die wertvollsten im Lande. Der fürstliche Rentmeister Andreas Hundt berichtete im 1620, daß die „Penzen-Bauern“ die reichsten der Gegend gewesen seien. Sie hielten jeder 6—8 Pferde und 30—40 Hüppter Rindvieh.

Der große Krieg ruinierte ihren Wohlstand. Damals war Ulrich Penz Besitzer von Ramm und Redefin. 1650 teilte er seinen Besitz unter seinen beiden Töchtern für den Fall seines Todes. Sein Sohn Hans Philipp war vor Eger gefallen. Bald nachher kaufte Philipp Holstein seiner Schwägerin Catharina v. Penz deren Erbteil, das Gut Ramm, ab gegen eine Jahresrente und ein Haus in Jychoe. Somit besaß er Ramm und Redefin zusammen. Sein Sohn und Erbe Philipp Holstein jun. übernahm später Ramm und ließ zum Aufbau des Gutes von Cord Levin von Sperling auf Cremmin bei Grabow 1000 Thl.

Philip Holstein jun. ist ein unglücklicher Wirtsmeister. Auf dem versandeten Acker verkümmerte das Vieh, der Acker lohnnte die Arbeit nicht, eine Anleihe nach der andern wurde aufgenommen bei seinem Bruder auf Redefin, und als er nicht anders konnte, stellte er es der herzoglichen Ramm zum Kauf an. Nun entspint sich ein langwieriger Streit mit dem Redefiner, der die Herausgabe von Ramm verlangte für seine Forderungen und behauptete, die Güter wären mit Mitgiftsgeldern der Penzschen Töchter belastet, wogegen die Rammmer behauptete, sie wären nach dem Aussterben der Penzen heimgesallene Lehngüter.

Unter dem 24. Februar 1708 fragte die Rammmer an, wie es sich 1. mit den angeblich auf Ramm ruhenden Mitgiftsgeldern verhalte, und 2. woher es komme, daß das

alte Ramm jetzt Neuhoff hieße. Darauf antwortete Joachim Jürgen von Holstein im 2. Teil:

— — — was 2. den Nahmen Neuhoff, welches dieses Ramm eine Zeit lang geführet, betrifft, so hat es damit folgende Beschaffenheit: Es ist dieses Ramm vormahls ein großes Dorff von 14 und wie andere melden von gar 18 Husen gewest, in starkem Aley- und Lehm-Sande, wie denn an denen Orten, wo der Sand nicht zu hoch ist, anijo noch daselbst der beste Lehm zu finden, gegraben wirdt. Soll auch sicherem Bericht nach gar eine kleine Kirche im Dorfse gewest sein. Als aber auch in der Gegend ein großer starker Sandt-Berg gewest, worinnen etwa ein Loch gegraben worden, soll vor etwa 100 Jahren ein starker Sturmwind das Loch ergriffen und immer größer gemacht und durch dessen Gelegenheit den ganzen Berg auseinander gerissen und das ganze Dorff samt Häusern und allem, wie auch fast die ganze Feldmark mit einem starken weissen Sandt bedecket haben, inmitten auch ihund hie und da alte Eichbäume sich finden, von denen der bloße Gipfel aus dem Sande stucket, sind auch noch bei meinen Zeiten alte Leute vorhanden gewesen, die das vorige Dorff Ramm gedenken können. Weil nun auf diese Art das ganze Dorff vergangen und keine 2 Husen von der Feldmark brauchbar geblieben, so haben die Penken daselbst einen neuen Meierhoff hinlegen lassen, welchen man derzeit den neuen Hoff genannt, weil aber derselbe auf der Rammmer Feldmark belegen und auch noch ihund die ganze obgleich unbrauchbare Feldmark unter sich begreiffet, haben die benachbarten Häusleute den Hoff noch immer Ramm genannt, welchen er auch ihund beständig hat — — usw.

Das alte Bauerndorf Ramm lag an dem Kreuzungspunkt Quast-Lübbendorf, Ramm-Trebs, wo heute noch Grabsteine von dem alten Friedhof, der nach alter Dorfanlage um die Kirche angelegt worden war, zu finden sind. Das heutige Ramm liegt also an anderer Stelle, als wo das ehemalige Kirchdorf Ramm gelegen hat.

Nun fragt es sich, ob man der vom Volke überlieferten Sage wissenschaftlichen Wert beimesse und auf Grund dieser Sage Schlüsse auf den einstigen Kulturzustand und die Geschichte des Landes ziehen kann. Ja, denn die Sage ist eine Dichtung des Volkes. Zu einer Dichtung gehört Stoff, der vermöge der Phantasiekraft des Schöpfers zum Werk umgestaltet wird. Das Volk ist naiv in seiner Schaffensweise. Es hat seine Freude an dem Verherrlichen geschichtlicher Geschehnisse. Typisch ist die Art des Erzählens: es redet in Bildern. Versteht man nun, diese Bilder oder Gleichnisse auf das Geschichtliche umzudeuten, so erhält man ein getreues Bild von der besungenen Kultstätte. Hierzu zwei Beweise:

Auf der Insel Kreta im Mittelägyptischen Meer stand früher vor etwa 3000 Jahren vor Christi, nunmehr vor 5000 Jahren, eine große Königstadt, namens Knossos, das Zentrum eines mächtigen Reiches, welches die Küsten des Meeres beherrschte. Diese fiel durch fremde Kriegsmacht in Trümmer. Die Macht Knossos ging auf andere Städte über besonders auf Thrinax und Mycenä in Argolis (Griechenland) und auf Troja in Kleinasien. Die Pracht und Schönheit der Paläste, das Leben und Treiben der prunkliebenden Könige hat der griechische Dichter Homer später auf Grund der Heldenage besungen. Mycenä und Thrinax lagen mit der Rivalin Troja, als diese Stadt durch ihren Handel erstaunt war, ständig in Streit. Fünfmal wurde Troja dem Erdboden gleichgemacht. Der Wind überwehte es immer wieder mit Wüstensand, und auf dem so entstandenen Hügel bauten die obdachlosen Trojaner zum sechstenmal ihre Festung, mächtiger als je, und vor der Festung die Wollstadt. Über auch diese Stadt wurde der Sage nach in zehnjährigem Kriege zerstört. (Noch dreimal

wurden später Wohnstätten auf dem übersandten Hügel errichtet.) Nun ging der mecklenburgische Kaufmann Heinrich Schliemann an Hand der homerischen Dichtung 1870 daran, die Kultstätten ältester Zeit auszugraben und legte innerhalb 15 Jahren die Trümmer und den Goldschatz der Burg Troja frei, nachdem er drei andere Ansiedlungen darüber in einer Erdschicht von 17 Metern abgeräumt hatte. Er grub die Residenzen Mycenä und Thrinax aus und hob die goldenen Brunenträger der hellenischen Könige, damit der Altertumswissenschaft den Beweis liefernd, daß sich die Sagen des klassischen Altertums auf Wahrheit gründeten. Schliemanns Nachfolger, der Engländer Sir Arthur Evans, machte 1900 Funde auf Kreta und legte Knossos mit seinen sieben Schatzkammern frei.

Die Fundamentierung der Sagen auf geschichtlichen Tatsachen ist auch in der engeren Heimat erwiesen. An dem „Jungfernsteig“ zwischen Gartow und Niendorf in Hannover stand früher eine uralte Eiche mit einem Stamm durchmesser von etwa 2 Metern, die allgemein „Kneipeiche“ genannt wurde. Man scheute sich, im Dunkeln in ihre Nähe zu kommen, denn es ging die Sage, eine weiße Jungfrau sollte dort umgehen. Woher die Sage, woher der Name, das wußte niemand. Im Jahre 1924 wurde die Eiche vom Sturm gefällt. Als die Arbeiter den Stamm zersägten, zeigten die Jahresringe des ersten Schnittes überhalb des Stubbens die deutliche Zeichnung eines Männerkopfes. Der Schnitt unterhalb der ersten Gabelung wies einen Männer- und einen Mädchenkopf, und zwar so erstaunlich deutlich, daß man Brauen, Augen, Mund, Kinn, Ohren, ja das dunkle Haar und das helle Gesicht unterscheiden konnte. Der Superintendent forschte in alten Akten und fand folgende Begebenheit vermerkt: Eine adelige Dame aus dem Hause Quitzow, das hier früher herrschte, hatte sich in einem Bauernjungen verliebt, mit dem sie sich unter dieser Eiche das Stelldichein zu geben pflegte. Als die Familie des Mädchens hiervon erfuhr, wurde es gewaltig entfernt, der junge Bauer aber unter der Eiche hingerichtet.“ Zieht man nun die Beschaffenheit der Rammmer Gegend mit in Betracht: von Alt-Jabel aus läßt sich eine Bodensenke, z. T. mit Buchen bestanden, verfolgen durch die Forst, über die Feldmark Quast, an der Rammmer Kiesgrube vorbei und so fort in östlicher Richtung. An beiden Seiten dieser Senke befindet sich Kies im Untergrunde, so wie an die Ufer der Elbe heute noch Kieselsand angeschwemmt ist, der zum Bauen Verwendung findet. Unweit der Elbe ist die Marsch, übergehend in Sumpf und Geest: an der Senke anschließend besteht der Untergrund aus schwerem Lehm (Alt-Jabel, Belsch), der von Moorboden („Dai Maur b. Pr.-Fesar, „Witt Maur“ b. Loosen, Moor bei Leusow) begrenzt wird.

Zieht man nun alle vier Gesichtspunkte heran: Bodenbeschaffenheit, Funde, Sage, Urkunden, so kommt man zu dem Schluß: Durch das weite Waldrevier von Leusow zog sich eines der Urstromtäler, an deren Wasser ein bedeutendes Kulturzentrum der alten Germanen gelegen hat. Die Bewohner dieser Handelsmetropole waren z. T. Ackersleute, z. T. Seefahrer, sie verehrten die Sonne und hatten wahrscheinlich Handelsbeziehungen zu den Kulturstämmen jenes Zeitabschnittes, besonders den Phöniciern.

Wo lag nun Stadt Ramm? Wahrscheinlich nicht an der Stelle des jetzigen Dorfes, auch nicht, wo das alte Kirchdorf gewesen ist, sondern in der Nähe der alten Elbe. Von Herrn Reichsstatthalter und dem zuständigen Forstamt Leusow ist die Genehmigung erteilt worden, an Hand von Meßtischblättern an Ort und Stelle: 1. das alte Urstromtal genau festzulegen und 2. nach landschaftlichen Strukturen zu suchen, welche auf eine untergegangene Kultstätte schließen lassen. Alsdann würde mit Hilfe des Spaten weiter geforscht werden müssen.

## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Wie der frühe Morgen dieses Totensonntags, so bleibt der Tag: sonnig und klar. Ich wage es, mich bis zu den Hüsten mit Schnee abzureiben und ein Sonnenbad zu nehmen, fühle mich wie neugeboren. Sonst ist es wenig sonntäglich: statt Gottesdienst Arbeitsdienst, statt Glockengeläut Kanonengebrüll. Es fällt auf, wie kirchenarm das sonst emporgeblühte, jetzt wieder verarmte Ostpreußen ist. Wir haben noch nie eine Dorfkirche gesehen. Im Geiste hören wir die Glocken der heimatlichen Kirche, sehen unsere Lieben dort unser gedenken. Hier hat auch mancher wieder beten gelernt, hoffentlich nicht nur für die Zeit der Not. Ernst Moritz Arndts Wort muß wieder zu Ehren kommen:

„Wer ist ein Mann? Wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut,“ und verstummen muß auf deutschen Lippen das häßliche, schwächliche: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.“

Doch es bleibt nicht viel Zeit zu Sonntagsbetrachtungen. Die noch recht unsfertige Stellung soll ausgebaut, insbesondere sollen hinter dem Graben heizbare Wellblechbaracken angelegt werden, in denen man sich wärmen kann. Wir erleben ihre Fertigstellung nicht mehr.

Am 20. und 25. sind Liebesgaben verteilt: willkommene Wollfachen, Rauchbaures, Lebensmittel usw. Am 29., dem letzten Sonntag im Soldahner Schübengraben, kommen noch einmal solche Gaben. Das sind neben der täglichen Postverteilung die größten Freudenstunden im Schübengraben. Es ist, als wenn den Höhlenbewohner die Liebe der Heimat doppelt erquickt, und manch Auge sieht man feucht werden, wenn es im Schein der Kerze die Grüße von Weib und Kindern entziffert oder die Pakete auspackt.

8.

### Auf Horchposten und Schleichpatrouille.

Am gefährlichsten und sehr verantwortungsvoll ist der Aufzugsdienst. Vor einer anderen Stellung um Löchen haben die Russen bei Schnee, in weiße Bettlaken gehüllt, sich an den Drahtverhau herangeschlichen, ihn unbemerkt zum Teil durchschnitten, sind zum Sturm vorgegangen und haben die Stellung erobert. Darum müssen zwischen beiden Drahtverhauen die Nacht über Posten stehen, je zu zweien, in die Erde eingegraben, mit Handgranaten ausgerüstet, die sogenannten „Horchposten“. Wir nennen sie die „Bombenschmeizer“. Bei erfolgreichem Sturmangriff sind sie als die ersten verloren, denn zurück können sie nicht. Aber damit rechnen wir im Ernst nicht. Das Schlimmste ist zunächst die Nässe von unten. Das Grundwasser ist aus den Löchern nicht wegzubringen. Schwere Aufgabe, in solchen Löchern die lange dunkle Nacht auszuhalten! Nach einigen Tagen wird einmal nachts abgelöst, um 11 Uhr, erst vom 24. November an wird zweistündliche Ablösung eingeführt. Die Folgen dieser anstrengenden Wachen zeigen sich bei den meisten erst später: Frostschäden an den Füßen.

Zwischen den „Bombenlöchern“ gehen noch Patrouillen. Aber die Novembernächte sind manchmal so stockdunkel, daß trotz Posten und Patrouillen an einem Morgen ein breiter Gang durch den äußeren Drahtverhau durchschnitten gefunden wird. Am Abend machen ihn die Pioniere wieder zu.

Beim Aufziehen der Posten und Patrouillen sieht häufig die feindliche Beschließung ein. Unsere dunklen Män-

tel heben sich zu deutlich vom weißen Hintergrund ab. Am Abend des furchtbaren 19. November fallen Schüsse auf die ersten, wie sie aus dem Graben heraustreten. Darauf soll ein Unteroffizier die Posten aufführen. Ich erhalte den Auftrag. Er scheint gefährlich, aber die ganze Zeit, wo ich dann mit den Kameraden von Loch zu Loch herumgehe, schweigt das Gewehrfeuer. Wir haben auch später hierbei nie Verluste gehabt.

Am wenigsten geschäftigt wird der Unteroffizierposten, der übrigens auch Bomben bei sich hat. Dort, wo die Drahtverhau sich über die Chaussee zwischen uns und Stützpunkt 12 ziehen, sind in die Chausseegräben auf beiden Seiten zwei Unterstände eingebaut. Man merkt ihnen an, daß sie in aller Eile und nicht von sachverständigen Pionieren angelegt sind. Den einen schüttet kein Abluffgraben gegen das vom Chausseedamm abtreibende Wasser, er reicht an die nasse Wiese heran. In beiden Ständen liegt durchnähtes Stroh. Die undichten, z. T. nur aus herabhängender Pappe gebildeten Wände, die nach der Nordseite ganz fehlen, lassen von allen Seiten Zugluft durch. Innen stinkt's nach Ratten und Mäusen. Zudem bieten die Unterstände keine Verteidigungsstellung. Nur einer hat eine schmale Brustwehr für zwei Mann gegen den Feind. Und der Posten wird oft genug von den Russen unter Feuer genommen.

Am Mittwoch, dem 18. November, abends ziehe ich mit 12 Mann auf. Wir erleben eine ereignisreiche Nacht. Ein kalter Nordost bläst in die Unterstände hinein.

„Hier jagt jo keener 'n Stück Vieh rin, dit soll uns' Quartier sin?“ meint Fritz Krüger.

Die Nacht ist ziemlich klar, wenigstens können wir heute den kleinen dunklen Busch rechts der Chaussee, den unser kampflustiger Burow gestern fast unter Feuer genommen hätte, als solchen erkennen. Kamerad Krämer, unser Schwede, macht sich als Diesbaueringenieur tatkräftig an die Herstellung eines Abluffgrabens. Da kommen Pioniere und Landsturmleute vom Nachbarstand mit aufgepflanzten Seitengewehren. Sie sind beauftragt, zwei etwa 300 bzw. 500 Meter entfernte Gehöfte, die von den Russen als Stützpunkte im Feuergefecht benutzt werden, in Brand zu stecken. Sie finden jetzt keinen Russen drin, aber volle Scheunen. Bald schlagen die Flammen mächtig empor und beleuchten uns lange die Nacht. Kein Schuß fällt. Erst als wir die Patrouille durch die Drahtverhauböcke auf der Chaussee wieder durchgelassen haben, feuert der Russe. Gespannt liegen wir alle im Anschlag. „Nicht schießen ohne ein deutliches Ziel!“ Ein Uebereifriger, der neben mir etwas zurückliegt, vergibt meinen Befehl. Das Dröhnen seines Schusses summt mir noch stundenlang im rechten Ohr.

Nach einer Weile kriecht auf der Chaussee etwas heran. Ist es ein Russe? Ach nein! Ein Verwundeter von einer anderen Patrouille, die Stützpunkt 12 vorgeschickt hat. Wir schneiden ihm den Stiefel ab, legen einen Notverband um den zerschossenen Knöchel, und nach einigen Stunden holt ein Wagen ihn nach dem Truppenverbandplatz ab.

Es war der erste Verwundete, den wir sahen. Der blutige Eindruck lenkt unsere Gedanken auf den Ernst des Krieges.

„Dieser Krieg kommt doch direkt von oben, daß der Mensch sich bessert,“ meint ein Kamerad, seines Zeichens Landwirt, zu mir.

„Gewiß, ein Vater, der seine unartigen Kinder lieb hat, gibt ihnen die Rute.“

„Da haben Sie recht,“ erwidert er im Ton tiefster Überzeugung.

Wertvolle Erkenntnis! Wegbereitung für die lebendige Erkenntnis Christi. Möchte sie Gemeingut unseres Volkes werden, ja möchte auch bei den anderen Völkern dieser mörderische Krieg den Geist der Buße wecken!

Am schlimmsten ist es tags auf dem Unteroffizierposten. Wenn nachts die Scheinwerfer oder Leuchtkugeln aufblitzen, dann kann man sich eine Zeitlang ducken. Aber tags kann man sich nicht unsichtbar machen. Der Posten ist einmal genötigt, gut 100 Meter zurückzuweichen. Am 21. November zählt Unteroffizier Schlange 68 Granaten, die auf und neben der Chaussee im Umkreis von 30 bis 40 Meter um den Unteroffizierposten niederknallen. Auch die Geschosse der eigenen Artillerie kreuzieren zuweilen in bedrohlicher Nähe. Das Feuer ist so stark, daß der Posten eingezogen werden soll. Aber Gildemeister, der den Befehl überbringen soll, wird auf halbem Wege so stark beschossen, daß er zurück muß. Selbst eine Ablösung der Nummern erscheint als Wagnis. Lange bleibt freiwillig statt zwei Stunden über drei Stunden am Drahtverhau stehen. „Bliebt man all stütting sitten, ist holl ut,“ ruft er den Kameraden zu. Von da ab wird der Posten, weil er bei Tage durch Feuer von oben verteidigt werden kann, nur bei Nacht und dichtem Nebel besetzt.

Die meisten Verluste entstehen auf Patrouillen, die schon innerhalb des Drahtverhauses nicht ungesährlich sind. Am 17. November patrouilliert Oberleutnant Grohmann mit Unteroffizier Diedt und sechs Mann seitlich des Schützengrabens. Da ertönt das helle Knacken der russischen Gewehre und „hui! hui!“ pfeift es über die Köpfe. Es gilt, schnell in Deckung zu gehen. Man kriecht zurück. Das ist aber nur möglich, wenn man unbehindert ist durch Rundholz, wie es wohl mancher im Landsturmalter um die Leibesmitte trägt. Hier weiß der Betreffende — sein Name tut nichts zur Sache — aus der Not eine Tugend zu machen. Wie die Kinder im Frühling jauchzend den Bergabhang herabründeln, das erwachende Leben genießend, so kollert hier im Winterschneeschmuz ein Erwachsener aus dem Bereich der todtbringenden Geschosse in eine sichere Mulde, von wo dann einzeln mit 50 Meter Abstand abgerückt wird.

Gefährlicher sind die Patrouillen, die außerhalb des Drahtverhauses gegen den Feind vorgehen. Die erste, am 17. abends, soll ich mit acht Mann führen. „Suchen Sie sich möglichst Freiwillige!“ Aber mancher denkt wie unser ältester Gefreiter: „Mine Therese seggt: Wat du dohn möst, dat doh, un dat doh ganz! Neuer up so'n freiwilligen Kram lat di nich in. Giw di nich in Gefohr un denk an Fru un Kinner!“

Wer will es ihm verargen? Hat er doch „söben lütte söte Dinger“ zu Hause.

„Ghe wir beim Unteroffizierposten durch den Drahtverhau gehen, habe ich eine Meldung zurückzuschicken, die zur Zurücknahme des Auftrages Veranlassung gibt. Statt dessen verstärke ich die Mannschaft, mit der Gefreiter Hainmüller die Teile eines Minengewehrs auf den Stützpunkt hinausschafft, eine Waffe, die anderwärts bereits der besondere Schrecken der russischen Angreifer geworden ist.“

„Noch einmal wird eine Außenpatrouille abgesandt, am 26., nachts 11 Uhr. Da ich wieder die Führung erhalte, kann ich aus eigener Anschauung ein Bild geben.“

Hauptmann Fuchs läßt mich zu sich rufen. Er liegt lärmadisch bei seinen geliebten Artilleristen in vollgepropfter Wärmbaracke.

„Gehen Sie an der Chaussee vor, möglichst bis Bahnhof Kruglanken, den Wald, soweit er rechts über die Chaussee greift, umgehend. Beim Bahnhof vereinigen Sie sich mit einer gleich starken Patrouille vom Stützpunkt 10, die am Bahndamm vordringt, und versuchen Sie gemeinsam von hinten kommend das ganze vor uns liegende Gelände von Russen zu säubern, besonders dieses infame Haus mit dem Storchnest in Brand zu stecken. Keine Schießerei, Bajonett aufpflanzen und dann mit Hurra drauf!“

„Der Wald soll voll Russen stecken, Herr Hauptmann, und dem Anschein nach steht dahinter, nahe Chaussee, schon diesesseits Kruglanken feindliche Artillerie.“

„Allerdings, Erreichung des Ziels auf dieser Seite ist zweifelhaft, muß aber versucht werden. Sie erhalten 18 Mann, 16 von den 75ern und zwei Artilleristen mit je einem Unteroffizier. Nehmen Sie sich noch zwei Freiwillige von Ihren Landsturm dazu! Dann sind Sie zusammen 23.“

Gefreiter Hainmüller und Behnle melden sich. Es sind die einzigen, die ich von der bunt zusammengesetzten Schar schon kenne. Wir leihen uns feldgrüne Waffenröcke von den Artilleristen. Eine Stunde vor der Abmarschzeit haben sich alle Waffen verzogen, es ist heller Vollmond, wenig günstig für unseren Zweck. Aber die mit dem Nachbarstützpunkt verabredete Unternehmung soll trotzdem ausgeführt werden.

Wie Indianer kriechen wir auf dem Bauch im rechten Chausseegraben entlang. Wo die Böschung höher ist, können wir uns etwas aufrichten und gebückt weiterschleichen. Der knöchelige Schnee knistert unter uns. Ich mache öfter halt, damit wir besser horchen können. Plötzlich knallen links Schüsse. Es läßt sich nicht feststellen, ob wir gemeint sind. Möglich, daß wir beim Überkriechen eines Zuweges von den auf den Höhen links der Chaussee sich entlang ziehenden russischen Schützengräben aus entdeckt sind. Jedenfalls besteht die Gefahr, von dort aus abgeschnitten zu werden. Aber so leicht kann ein deutscher Soldat sein Ziel nicht aufgeben. Ich schleiche weiter, immer näher dem dunklen Walde zu, die 22 Kameraden in langer Linie hinter mir her. Das Gefühl der großen Verantwortung für sie, der Gedanke an Weib und Kinder löst sich in der Bitte: Herr, laß heute nach niemand der Unsern daheim Witwen und Waisen werden!

Eine etwas vorausgeschickte Seitenpatrouille hat im Walde sägen und holzhauen gehört. Jetzt stehe ich mit ihr bei einem Durchlaß neben der Chausseeböschung ca. 30 Meter vor einem dichten Gebüsch. Bewegt sich nicht etwas darin? Womöglich liegt hier ein russischer Vorposten, oder die Schützengrabenlinie, die hier bald von links an die Chaussee heranstoßen muß, ist schon nach rechts fortgesetzt. Es ist zum Glück etwas neblig geworden. Aber der Mond steht uns im Rücken und hebt unsere Umrisse noch deutlich genug von der Schneelandschaft ab. Nur durch Ueberrumpelung ist etwas zu machen. Ich schleiche die paar Schritte zu der Spitze meiner übrigen Patrouille zurück und gebe gerade leise Befehle zum Ausschwärmen und Umfassen des Gebüsches, da ertönt russischer Ruf und gleich darauf fallen mehrere Schüsse. Zu früh entdeckt! Unmöglich, jetzt Bajonettsturm zu machen, wo die Hintersten noch an 60 Meter vom Feind entfernt sind, mondbeschienen gegenüber gedecktem Gegner. „Hinlegen!“ Patrouillen sollen sich nicht in Feuergefechte einlassen. Also zurück, leider! Hainmüller ist gleich durch den ersten Schuß an der Ferse verwundet, Streisschuß. Mehr als die Hälfte gehen schon mit ihm im Laufschritt zurück. Die Vordersten liegen noch bei mir. Wir brechen einzeln sprungweise ab, ich natürlich als Führer zuletzt. Die nächste Deckung ist ein deutsches Granatenloch, wo

ich den vorletzten, einen Artilleristen, noch treffe. Hui, wie die Augeln über uns wegpfießen!

„Ich habe unsere Seitenpatrouille noch nicht zurückgehen sehen, den Unteroffizier von der 75er Landwehr mit zwei Mann.“

„Ich weiß auch nicht, ob sie noch vorn sind, zu sehen ist nichts.“

„Dann gehen Sie jetzt auch zurück, ich warte noch etwas.“

Aber es kommen nur Augeln, keine Kameraden. Vielleicht sind sie gleich zu Anfang unbemerkt an mir vorbeigelaufen. Das Feuer wird den Gegner überall alarmiert haben. Sein rechter Schützengrabenflügel ist unserem Unteroffizierposten, der einzigen Stelle, wo wir durch den Verhau zurückkönnen, näher als ich. Ich kann nun nicht länger warten. Auf halbem Wege treffe ich die Gesuchten, aber nur zwei davon. Bei dem Chaussee-Durchlaß ist einer von ihnen durch Kopfschuß gefallen, ein junger Freiwilliger. Die beiden anderen sind durch den engen Durchlaß, der jetzt beim Frostwetter kein Wasser führte, auf die feuerfreie linke Seite gekrochen und dort zurückgegangen.

Naum haben wir den Drahtverhau bei unserem Unteroffizierposten passiert, fallen draußen ganz nahe wieder Schüsse. Eine zwei Mann starke Patrouille vom Stützpunkt 12 ist am Draht getroffen; einen schlept Kamerad Kühn noch mühsam aus dem Feuer zum Unteroffizierposten, der andere ist nach Stützpunkt 12 zu geslohen; beide starben in derselben Nacht an den Verwundungen. Von uns lehren 21 völlig heil zurück. Nur ein Elternpaar wird über einen hoffnungsvollen Sohn trauern — alle Familienväter sind gerettet. Wieviel Grund zum Dank, wenn auch der eigentliche Zweck der Patrouille nicht erreicht, sondern nur die feindliche Vorpostenstellung aufgelöst und den Russen gezeigt wurde, daß deutsche Unternehmungslust auch den an Zahl weit überlegenen Belagerer befestigter Stellungen nicht in Ruhe läßt, sondern zu fitter Aufmerksamkeit zwingt.

Der Weg der anderen Patrouille, die sich mit uns beim Bahnhof Kruglanzen treffen sollte, führte nicht so nahe an den feindlichen Stellungen vorbei. Sie konnte einen gefangenen Russen zurückbringen. Nach Aussagen solcher Gefangenen sollen die Russen Hunger leiden. Manche lassen sich gerne gefangen nehmen. Sie wissen ja nicht, wie der Deutsche, warum und wofür sie kämpfen, können deshalb nicht so freudig Entbehrungen ertragen wie wir.

Im Güstrower Gefangenentalager sagte mir selbst ein Offizier auf die Frage, warum Russland denn mit uns Krieg führe: „Ich weiß nicht, bin Soldat, tue, was ich muß.“ Deutsche Begeisterung für Recht und Vaterland, wieviel mehr bist du wert als große Zahlen! „Habt ihr nichts als Fäuste,“ sagt Ernst Moritz Arndt einmal, „so wisstet, durch bloße Fäuste wird diese Welt weder befreit noch bezwungen,“ und von dem Mann, der beten kann, dichtet er:

„Dies ist der Mann, der streiten kann  
Für Weib und liebes Kind.  
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,  
Und ihre Tat wird Wind.“

Betrogen durch einen despottischen Staat und eine verknöcherte Kirche, kämpft der Russe mit kalter Brust. Daher die steigende Zahl der Überläufer. Die angeblich schlechte Verpflegung allein tut's jedenfalls nicht. Armer Feind, für dessen Angehörige der Staat auch nicht so sorgt, wie bei uns!

Wieviel besser haben wir es, äußerlich und innerlich! Drum wird auch zuweilen über dies und das etwas gescholten und gesöhnt, es geschieht ja nur, um sich auszusprechen und zu erleichtern, im Grunde nimmt jeder willig für Heimat und Herd alle Kriegsmühsal auf sich.

Aber doch herrscht helle Freude, als es am Sonntag, dem 29. November heißt: Morgen werden wir abgelöst aus dem Schützengraben. Montag früh gegen 5 Uhr trifft Bartensteiner Landsturm ein. Von der kampfreichen Höhe geht's hinab nach Friedental.

9.

In Friedental nehmen uns Stuhstall, Pferdestall und Schweinstall auf; zwei Korporschaften, die sechste und meine zwölft, kommen in ein dunkles Scheunenfach. In der übrigen Scheune wohnt Artillerie, im Herrenhaus der Stab des Unterabschnitts-Kommandeurs Major Saß.

Endlich kann man mal wieder seine Wäsche wechseln, sich gehörig waschen und reinigen, bekommt regelmäßig das Mittag, braucht nirgends gebückt herumzulaufen und kann nachts lang liegen, ohne durch Kanonengebrüll und Gewehrschlämmen gestört oder als Ablösung auf Posten gerufen zu werden, empfängt mal wieder Löhnnung, für die man im Schützengraben doch keine Verwendung hatte, und kann im nahen Spiergsten, das mit Friedental fast eine Ortschaft bildet, überflüssiges Geld und verbrauchte Wäsche nach Hause schicken durch die dortige Postanstalt, in der ein freundliches Fräulein unermüdlich den umfangreichen Dienst verrichtet.

Im Vorgefühl einer längeren Ruhezeit fangen wir an, alle diese Herrlichkeiten mit Freunden zu genießen. Aber es sollte anders kommen. Es scheint bei den Ortsnamen ähnlich zu gehen, wie so oft bei den Vornamen: heißt einer Friedrich, ist er zuweilen recht streitsüchtig, auch mancher Gottlieb und Gottfried macht seinem Namen wenig Ehre. Wie war's doch mit unseren Quartierorten? In Rastenburg hatten wir keine Rast, in Soldahnen befahlen wir keinen Sold, nun läßt uns in Friedental der Russe nicht in Frieden ruhen. Nur die zweite Nacht verbringen wir im dortigen Quartier, sonst müssen wir jeden Abend bei Anbruch der Dunkelheit in eine Reservestellung, die den Schützengräben näher liegt, ausrücken, um von dort schnellst in den Kampf eingreifen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

## Alt mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Dat wull un kunn hei nich glöwen; aewer as hei Lewandowsky'n fragt hadd, un as den annern Morgen de Draehnbartel von Erzbischoff den Draehnbartel von Blahmajur in sine Gegenwart fragen ded, woans de Sal stünn, un as de Blahmajur mit alle Uemstänn' vertellen ded, dat de oss Majur noch des' Woch astrecken ded, un Auguste all afreisst wir, dat sei de nige Wahnung up Jen-

sid von den Fluss inrichten süss, dunn saekte an den Kapteihen sinen Hewan ein Stirn nah den annern dal, un as hei nu in 'n Stickendüstern satt, dunn verschrew hei sine Taulkunst ol an den Kopernikussen sin Glück: „Aber,“ säd hei tau mi, „Charles, ich habe mit meinem Herzblut unterschrieben.“

Den annern Dag ging nu de Schrift an den Generaltaurügg, un de Kummandantur-Befehl kamm taurügg un

würd in 't Wachbäck' indragen: Dor dat Unglück nu doch einmal geschehn wir, so kunn de Kopernikus sine Brut alle drei Dag' besäulen, un 't kunn den Dag glis' losgahn. Lewandowsky füll aewer ümmer bei an de Dör mit em gahn. Mit uns Aewigen bleuw 't bi 'n Ollen.

Nu treckten wi denn unsen lütten Brüdjam smuck an, un as hei so vör uns stunn in sinen Staat, dunn sach hei so müdlich ut as 'ne Kinnjes-Popp, aewer mit en blagen Leibrock, denn hei hadd sicl tau desen Gang en nigen maken laten. Un nu gung hei bi uns 'rümmer und bedankte sicl bi uns, dat wi em tau sin Glück verhulpen hadden, un gung an sinen Kuffert un halte den Schinken herute un smet em up den Disch un säd: Da, den gev' hei tau 'm Bestien. Un wi nemen em nu in unsere Midd un gewen em dat Geleit — bet up den Kapteih, de wull nich, denn dat wir em tau angrepsch, säd hei — un bröchten em bet an de lütte Lind', un von dor schot hei von uns furt up sine Leibwoste tau, de ganz rosenroth in de Husdör stunn, as so 'n lütten blagen Käwer, de pil up 'ne Ros' los burri un in 'n Nemseihen dorin verswunnen is, denn — swabb! — slog de Husdör tau, un wat Käwer un Ros' sicl dor vertelst hewwen, dat kreg Lewandowsky wenigstens nich tau weiten, denn de Klaeterte nu irst mit sin Seitengewehr bet an de Dör 'ranner.

Un wi stunnun nu dor un lurtten, denn sei müßten sicl doch an 't Finster wisen, un as dat irste Hes'wesen tüschen dei Leibslüd voraetvergahn sin müggt, dunn kemen sei denn of Arm in Arm an 't Finster un dinerten un nülköppen, un dat Ding, de Kopernikus, sach so vörnehm ut, as en twölfjährigen Graf, un Aurelia bögte sicl so smidig, as en Lilgenstengel, up den rode Rosen wassen, un vör de Beiden hadd sicl lütt Idachechen drängt un klappie in de Hänn' un winkte un lachte un wißte up ehren lütten nigen gelen Swager, as wir 't ne Honnigpopp, de sei tau Wihnnachten kregen hadd, un aewer dat Ganze stunn Mutter un dulerte ümmer knickswis up un dal, dat de Franzos' tau mi säd? „Du dor aewer ward bottiert.“ — Un Don Juan, de in 'n Horen gung un nicks tau 'm Swenken tau Hand hadd, ret den Erzbischoff sinen Körbisenstengel von den Kopp un swenkte em in de Lust un rep „Hurah för de Beiden!“ un wi Almern röpen „Hurah!“ mit un swenken of mit de Müthen — blot de Erzbischof nich, de gravwelse sicl verlegen up den lahlen Kopp herüm. — Un de oll Herr General hadd dat Hurah of hürt un hadd jo nahsten tau Lewandowsky'n seggt, 't wir nich ganz in de Ordnung west; aewer hei hadd sicl doch freut, dat wi so kameradschaftlich tau enanner höllen.

Un as wi nu mit Spaz un Lachen wedder an unsre Käsematten 'rannen kamen, dunn sitt uns' oll brav Kapteih in sine grote Bedräwnis an den Disch un hett sicl den Schinken utenanner klöwt un sött sinen Hartenkummer un sine Leibsnoth mit Speck un Brod tau en wohren Risen in sicl grot, un as wi nu mit Haegen un Lachen üm em stahn un uns wunnern, dat Schinken gaud sin soll gegen Erurigkeit, seggt hei mit 'ne gotiserbärmliche Min', hei hadd dat Bedürfnis in sicl fühlst, sicl nüchlich tau beschäftigen, üm de swarten Gedanken Herr tau warden, un in desen Taufstand wir em de Schinken in de Hand follen, un hei hadd em uns blot mundrecht maken wullt. — „Un dat hett hei dahn!“ röp Don Juan, „un nu will'n wi tau langen. Aewer täuvi noch en beten: ic bring' of noch wat.“ — Un hei gaww den Erzbischoff en Wink, un sei gungen un kemen wedder; aewer mit en halbw' Ankersdeil Win, un Don Juan säd, dat hadd eigentlich irst an den Dag drunken warden füllt, wenn hei frikamen ded, — denn hei hadd sine Tid neigstens afferen — aewer hüt wir of en Dag un en schönen Dag. — Ja, säd ic, denn 't wir eigentlich för uns Altausamen uns' Jhrendag. — Un de Kapteih kreg wegen sine grote Bedräwnis dat irste

Glas, un hei drunk 't of richtig ut, in de vernünftige Ansicht: Schinken allein ded 't bi em nich. — Un as wi nu Al so recht schön in 'n Dag wieren, gung de Füerwarksleumant mit en por auitere Leutnants, de wi kennen deden, an 't Finster vörbi, un sei müßten 'rin kamen, un de Herr Unteroffizirer von de Wach wull nich 'rinne ut Respekt vör sine Börgesethen, stunn aewer achter de Dör un drunk en Glas nah dat anner, un as Lewandowsky mit unsen lütten Brüdjam endlich wedder angeleddt kamm, stellte hei sicl mit den Herrn Unteroffizirer tausam, un sei unnerhöllen sicl dor beid' ut ein Glas. — Aewer uns' lütt Brüdjam würd baben anseit't up sin un Aurelia'n ehr Gesundheit würd ümmer ümischichtig drunken, un denn mal wedder tausam, un Don Juan makte up de Verlawung en Gedicht ut den Kopp, so as hei stunn un gung, aewer sei sädien All, dat paßte mihr up 'ne Hochtid as up 'ne Verlawung wegen de Anspelung, un de Franzos' näumte sicl mit de Leutnants ümmer Herr Kamerad, un de ein' Leutnant kamm dor spaßwif mit 'rute, dat de Füerwarksleumant un de Kapteih eigentlich en por Geigenbuhler bi Auguste Martini wieren, so dat sei Beid' ganz weikmäudig würden un sicl in de düsterte Eel von de Käsematt tau 'ne ewige Fründschaft verswüren, un de Erzbischoff vertellte de annern beiden Leutnants sine Gefangenschaft up de Husbagtei un wißte ehr sinen lahlen Kopp, den hadd hei dorvon kregen, säd hei, dat sei em 'ne sorte Beddstädt gewen hadden, wo hei unnen un haben anstött hadd, un dor hadd hei sicl habenwarts all de Hor afschürt.

Un so kregen denn de Verlawungsfestlichkeiten en Enn', as dat halbw' Anker en Enn' kreg, un de lütt Kopernikus bleuw en Brüdjam, bet hei en Chmann würd, un de Kapteih bleuw ledig un los, bet hei en Brüdjam würd. Un wenn sei Beid' noch lewen, denn wünsch ic ehr vel Glück, den sei wieren en por brave Kärls un hewwen mi männig Gauds andahn. —

### Kapittel 25.

Don Juan was fri kamen, un wi Almern muddelten ümmer sachten wider. Söß Jahr hadd ic nu all seten, un blot virumtwintig blewen mi noch nah. Mine meckelnbörgsche Landesregirung hadd mi taurügg föddert, dreimal hadd sei mine Utliverung verlangt; aewer de Preußen deden 't nich, obichonst ic kein Preuß was, meindag' nich in Preußen studirt, also min gruglich Verbrennen nich in Preußen begahn hadd. — De Sleswiger un Holsteiner wieren up Verlangen an Dänemark utslivert — worüm de? wohrschönlich, weil Dänemark gegen Preußen dat Mal wid upreten hadd, grad as nu. — Mine meckelnbörgschen Kameraden von Jena her wieren mit en halbw', mit dreywirtel, höchstens mit ein Jahr aslamen, un as ic noch up de Husbagtei in Unnersäufung satt, studirte ein von ehr all wedder lustig in Berlin, un de was deiper in de Sak verwickelt, as ic. — So was 't dummals in Dutschland — Gott gew', dat 't beter ward! — Sei seggen jo, Preußen hett up Stuns de Führung in Dutschland aewernamen — in Gotts Namen! segg ic — aewer dummals hadd 't of de Führung, in Norddutschland wenigstens, un wo hett 't uns dunn hensürt? De ganze Karr, de mit alle Kraft un Gewalt, mit Harv' und Gaud, mit Thran' un Bland von dat Volk ut den französischen Sumpf interreten was, hett dat dunn in en Gräven smeten un den Einzelnen mit Ungerechtigkeit und Grausamkeit verfolgt. — Aewer lat dat! de Wind hett d'raewer weht, un de Bagel is d'raewer flagen, un von de schwarze Tafel, worup de bittern Gedanken von jeden Einzelnen von uns verteilt wieren, is de Schrift binah verlöscht — fall verlöscht sin, wenn de großen Herrn de Schrift blot lesen wollen, de för ewige Tiden in Stein uthau't is.

(Fortsetzung folgt.)

# Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Mönchiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 6. März 1938

Nr. 3



## So geiht' t

Von Karl Eggars.

Is ierst de lezte Snee vergahn  
Un smölt dat lezte Jes,  
Ward ball de Welt in Blomen stahn,  
En prächtig Paradies.

Denn freu Di in de Sommertied  
Un spring un sing man to.  
Nimm, wat Du kannst, an Sünnischien mit:  
Dat bliwvt nich ümmer so.

Denn freu Di in de Sommertied  
Un spring un sing man to.  
Nimm, wat Du kannst, an Sünnischien mit:  
Dat bliwvt nich ümmer so.  
(ol maal mit Grazie in infinitum).

Denn säd de lezte Ast er ierst,  
De lezte Swaest: „Adschühh!“  
Denn steihst Du wedder ball un frierst  
In Winter-Snee un -Jes.

Doch is de lezte Snee vergahn  
Un smölt dat lezte Jes,  
Ward ball de Welt in Blomen stahn,  
En prächtig Paradies!

(Aus: „Plattdütsch Leederboot.“)

Aus dem dreißigjährigen Kriege.

## Verwüstung der Stadt Teterow, 22. Mai 1639

Aus Stadtakten u. Geh.- u. Haupt-Archiv in Schwerin.

Karl Puls-Lant.

Durchleuchtigster, Hochwürdiger, Hochgeborener Fürst, E. f. G. unsre gehorsame Dienste vnd Underthenigkeit zuvor. Gnädiger Herr, E. f. g. werden unsers leider Gott geglückt gehorsamb Berichte worden sein, was es für ein steglich vnd erbernlicher Zustand in Diesem Unserm Vaterland vnd Vornehmlich in Unserm Stedlein, haben leider nicht allein Uns das Unserige abgenommen, jämmerlich die Stad verwüstet, Uns ins Elend vertrieben. Zu geschweigen, das die Kriegesleute zu dreyen unterschiedlichen Malen für den Thoren fast alle Häuser, die Scheunen angezündet vnd in die Asche gelegt, so weit auch gekommen, das nicht gar ein weinig zertrümmerte vnd zerfallene Häuser, woren kein Fenster 1 Thür oder sonst etwas gelassen, dahero so die meisten müssen Hungers vnd Jammers halber versterben vnd umkommen, sondern für wenig Tagen, als Unsere noch wenige wieder hinbegeben, haben wir mitt Wahrheit vernehmen müssen, das man wieder ein Anfang mit uns gemacht zu contributiren, indem seine Grelenz Cheliebste Unserm Landsmannen hohe Kosten Unser Stedlein thigniret vnd Uns Vfferleget, monatlich seine Soldaten 20 Reichsthaler zu geben, auch wes Kosten sein Leutenant sich kriegen uns vernehmten lassen, da wir ihm alles erlegt vnd gebeten, das Obige zu remittiren, so Er Order hatte, so wir nicht würden geben, Uns mit Feuer vnd Brand belegen, wor Über denn Unsere Leute in Unserm Elendt nach hierher betrübt worden, haben also abermahl fast mehrtheils mit Seufzen, von Unsern Hütten weichen müssen, solches Gott vnd E. f. g. als Unsern Landes Vatter zu klagen, demütig bittend negst Gott Unser Rath vnd Beistant zu sehn usw. (Wegen Archivschluß abgebrochen.)

Datum, Rostock, den 22. Mai Anno 1639.

Unterdienstliches Memorial an die semblichen M. fürstl. Commissary: wohin Thro denselben Unterdienstlich Meine große Noht, als Ein alter Man, fürtragen, vndt dieselbe vmb großgünstige Rechts Verhelsung anflehen thue:

1.) Hat H. Bürgermeister Joachim Schmidt Große gewalt vndt Boyses Burecht an mir verbet, Indehm Er mir anfendlich Meinen Karten bey meinem Hause, daneben dem Hange über dem wasser hinunter auf Hah vnd Reit abgenommen.

2.) Hat obgedachter Joachim Schmidt mir meine Heuw Kauell Gewaltsamer weyse abgenommen, laut meines Scheinh, so Ich dessalb habe;

3.) Habe Ich Bürgermeister vndt Raht alhie aus Kuhter Effectiun Erlaubt, 4 wochen lang die Mauersteine von der Stadt Mauren auf Meinem Karten liegen zu lassen, eh will aber Bürgermeister Schmidt obgedachte Steine auf Trefell vndt Muhtwillen Mir nicht wieder vom Karten bringen lassen, besondern habe dessalb den Schaden an Meinen Karten Erleyden müssen;

4.) Wegen Meines Schoßes betrifft, da ich keinen Ader für Habe, laut des Schoß Registers Se Anno 35 auch des Bürgermeisters Schmidten Eigene quitung, daß Ich mein Schoß Richtig Erlegen müssen, so Erfolget auch Hell vndt klar, daß Ich Meinen Ader haben muß;

5.) Habe H. Bürgermeister Schmidt wegen der Econonen vndt Sant Fürgen mit Ader Contentiren müssen,

Eh will aber H. Schmidt mich Keines weges auf freuell dessalb gebürlich quittren;

6.) Wegen des Organisten soll Ich Jährlich 1 Rtl. geben, Alß bitte Ich unterdienstlich die fürstl. H. Commissary wollen den Organisten für sich Cittren, und denselben Aufzuerlegen, daß Er sein Organisten Buch produciret, worauß sich befinden wirt, waß Ich Schuldig zu geben oder Nicht;

7.) Hat H. Joachim Schmidt Mir Meine Kirchen Stände so Ich für Langen Jahren gekauft, Abgenommen, Alß daß Ich fast des Gehörß Götlicheß wortes dadurch be-raubet;

8.) Hat Mich Ihr Hochfürstl. Durchl. Unser Altersets Gnädigster Fürst vndt Herr, als Ein Alter Man wegen der Contribution privilegiert, alldieweill Ich auch leyder abgebrandt, Bürg. Schmidt Mir aber Eine Contribution nach der andern Auferlegen ohngeachtet Ihr Hochfürstl. Durchl. Mandatis: so er freuentlich widerhandelt, vnd Rahr seines gefallens vndt Belibenß die Contribution in Meine güter Schreibt. Alß können sich dessalb die Herren Commissary die fürstl. Mandata so Ich an dem H. Schmidt wegen der Contribution gebracht, originaliter produciren lassen;

9.) Wegen Joachim Laschen, daß derselbe Eine Morgen Acker De Anno 1642 Dato gebrauchet, welcher Acker Mir gehörig, vnd derselbe solches zu dispatieren vermeint, vndt dessalb Mir die gebürliche Heur nicht Erlegen will, welches Ich laut obligation anders beweisen kan, Alß Bitte Ich gleichsalb ganz unterdienstlich die fürstl. H. Commissary Mir Hirinnen Groß günstig Rechtsverhelfs-

func;

10.) Wegen Borchart Langen Ackers, so Johan Schwager Aniho gebrauchet, laut obligation, Alß bitte ich unterdienstlich die H. Commissary wollen dem Johan Schwager auferlegen, daß Er mich dessalb Contentiren thue;

11.) Wegen Bürgermeister Kripffan Erben, wegen des flecker Kampffes laut protocolli, wosfür Ich Schoß Erlegen müssen, Alß bitte Ich unterdienstlich, Alldieweill Richtig Al bezahlet, Alß muß Ich auch die Obligation wider haben;

12.) Hail Bürgermeister Kripffan Mir Gewaltsamer webje ein Stück Acker abgenommen, so der Rößlampff genannt wirt, laut protocolli vndt De Anno 42 Genoßen, Alß Bitte Ich obgedachte Erben dahin Anzuhalten, daß Sie mir die gebürnde Heur Erlegen, Siniemahl Ich des Meinigen Högst Bedürffigt.

Undt Gelanget derowegen An die H. Fürstl. Commissary Meine wehmüttigste Bitte, Mir Armen Alten abgebrandten Man in obbeschriebenen Puncten Groß günstig Rechts zu verhelfsen vndt Mich nicht gahr unterdrücken lassen, solches vmb dieselbe mit Meinem Seuffzen vndt gebeten zu Gott zu verdienien Bin Ich Euherst geflossen vndt thue Mich Großgünstiger Erhörung getrostet: Undt Ich Verbleibe der H. Fürstl. Commissary unterdienstweil.

Joachim Strisenow, der Elter.

Durchleuchtigster Hochgeborener Fürst, Gnädiger Herr, E. f. g. geben wir hiemit unterthenigst zu vernehmen, daß ein Leutnant alhie zu Teterow mitt 50 Mahn, dabe viell Weiber, angelangt vndt wird uns armen Leuthe ein hohes Proviant angemuthet, als wöchentlich 6000 Punt

Brodte, welches vns eine wahre Unmöglichkeit ist, zu erheben, Alß thuen wir armen leuthe e. f. g. pitten, e. f. g. wollen doch von die assignation wegen des proviantis mit denen vom Adell wir vormachen, das die vom Adell auch proviant geben sollen, was nicht zu hohe angerechnet werden möchte, der Rat weis doch nichts in vielen Häusern mehr zu finden, und getröstet vns gnediger erhörung solches e. f. g. nicht Guett vnd Bluet leibes vnd lebens zu verdienen sehn. wir willig vnd allzeit erböttig vnd e. f. g. in ganz gnediger Hilfse gewertig.

Teterow, den 15. November 1637.

Durchleuchtigster, Hochgnediger, Hochgeborener Fürst, e. f. g. seindt Unsere schuldige gehorsame Dienste in Underthenigkeit zuvor, Gnediger Herr, e. f. g. thun wir armen Abgebrandten leute in e. f. g. Stedlein undertheniger Dank sagen, das dieselben vns arme abgebrandte Leute in Nothen mit der Contribution verschonet, weil aber der leider betrübter Einfall der Schwedischen Armee, hinwieder solches Stedlein sehr getroffen also wie daselbst General Mandevi gehalten, die Heuser vnd Scheunen so gelegen, auf das Felti sollen. Hütten von dem Korn aus den Scheunen gebauet; Ob nun woll das meiste Volk weg, so liegen doch noch Eßliche weinig darinnen, welche wir abgebrandten leute, wie es auch schon von andern getan worden, nebenst den andern Zulage thun oder speisen müssen, vndt ist von denselben angekett, das ein Handwerkermeister Teves Wolmuth,

welcher zweymal nacheinander abgebrandt, wöchentlich einen halben Reichsthaler geben sollen, vnd wie sich derselbe darüber beflaget, das ihm solches zu stunde, eine wahre unmöglichkeit wehre, derselbe erstlich voll abgeprüft vnd demnach deßen Hausfrauen ledlich in den Kopf verwundet, also das man auch ihr noch keines lebens getravett.

Nun tragen zu e. f. g. wir arme Abgebrandte Leute, die underthenige Zuversicht, das e. f. g. vns noch ferner gerne verschonet seien, vnd weil iho noch nur gahr weiniglk Volk noch darinnen liget, wir Armen Abgebrandten leute in etwas mitt der Einquartirung oder zulage verschonet bleiben, vnd gelanget demnach an e. f. g. unsre andethenigstes Flehen vnd Bitten, denselben wollen Unsre gnediger Fürst und Herr seyn vnd bleiben, Bürgermeister vnd Rath in e. f. g. Stedlein Tettrow, anbefhlen, das sie mit darliegenden Officieren dergestalt reden vnd vorstellig schreiben lassen mögen, das wir Armen Abgebrandten leute, so meistentheils bei andern leuten inne sein, mitt der Zulage vnd Speisen etwas verschonet bleiben mögen. Solches umb e. f. g. in Underthenigkeit zu verdienen, erkennen wir Uns so willig als schuldigt.

Den 22. Januarij Anno 1635.

Underthenige vnd gehorsame Arme Abgebrandte leute in e. f. g. Stedlein Tettrow.

## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Gleich den ersten Abend, also Montag, den 30. November, geht's um 5 Uhr nach Grünwalde, einem prächtigen Herrenssitz mit schönem Park, großen Stallungen und Scheunen, von denen einige von der russischen Artillerie in Brand geschossen und zerstört sind. Wir werden im Kuhstall untergebracht, wo wir in den jetzt leeren Viehställen reihenweise nebeneinander liegen. Doch ganz leer von Vieh ist der Stall nicht: Offizierspferde, einige Ziegen, eine kleine, schwarzbiunte Starke beleben ihn. Letztere steht jedesmal hartnäckig an derselben Stelle uns im Wege, wenn wir an der inneren Stallseite entlang hereinkommen. Neben dem Stallgiebel auf der Straße und in dem schönen Park sind mehrere Granatlöcher, etwas weiter entfernt ein besonders großes, durch ein russisches 15 Zentimeter-Geschoß tief in die weiche Erde gerissen, darin könnte eine Tafelrunde von zwölf Personen Platz finden, ohne von ferne sichtbar zu sein. Wenn ein solches Geschoß in den Kuhstall hineinschlägt, während wir so dicht dort beisammenliegen!

Nächsten Morgen geht's vor Tagesgrauen zurück. Wir wurden nicht gebraucht. Es ist starles Glatt Eis. Fast scheint's ein Wunder, daß wir alle ohne Knöchelbruch den unebenen Weg überstehen. Danach tritt Tauwetter ein, und unser Tagesverkehr zwischen Friedental und der in Spiergsten befindlichen Küche und Feldwebelwohnung bleibt die ganze Zeit hindurch ein Waten durch tiefen Dreck.

Nur ein Gewehrappell unterbricht die Ruhe des 1. Dezember.

Der 2. Dezember hinterläßt als Erinnerung ein schaorig schönes Schauspiel. Es ist ein Gouvernementsbefehl (wie lange wird es noch dieses welsche Fremdwort

geben?) ergangen, daß alle hervorragenden Gebäude, die der russischen Artillerie als Zielpunkt dienen können, niedergebrannt werden. Eine Mühle nahe Grünwalde stirbt deshalb durch deutsche Hände den Flammendod. Uns dauert es wenig. Kommt das von der abstumpfenden Macht der Gewohnheit oder von dem schlechten Ruf, in den alle Mühlen hier gebracht sind durch jenen ersten östpreußischen Windmüller, der durch Stellen der Windfügel den Russen verräterische Zeichen gab? ist die Riesenfackel schon ausgebrannt, ein Erzeugnis und Werkzeug menschlichen Fleisches vernichtet.

Zurückgekehrt, werden wir am 3. Dezember bereits mittags alarmiert. Es ist bekannt geworden, daß der Feind bei Stützpunkt 8, 9 und 10 einen Durchbruch versuchen will. Gerade, als die Mittagstasse gekommen sind, heißt es „rastreiten!“ Der Feldwebel stellt die Zahl der Gewehre fest: 135. So ist unsere Zahl durch Abkommandierungen zur Radfahrer- und Scheinwerfer-Abteilung, vor allem aber durch Frostschäden und sonstige im Schützengraben erworbene Krankheiten zusammengeschmolzen; also fast 100 Kampffähige weniger als bei der Abfahrt von Gistrow, obwohl inzwischen 20 Hanseaten, lauter „Hamborger Jungs“, vom hamburgischen Ersatzbataillon hinzugekommen sind.

Unser Oberleutnant begrüßt uns mit ernsten Worten: „Es ist das erstemal, daß wir zusammen in den Kampf ziehen. Ich erwarte von euch, daß jeder seine verd... Pflicht und Schuldigkeit tut. Kann ich mich darauf verlassen?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant!“ schallt die kräftige Antwort.

Sonst schleppen wir auf den Reservemärschen immer volles Gepäck und 180 Patronen, diesmal lassen wir die

Decken zurück. Es herrscht dichter Nebel, günstig für Angriffe auf Befestigungen. Wir liegen wieder im Stall von Grünwalde zusammen.

Bei aller inneren Spannung beherrscht ein ruhiger Ernst die Stimmung. Der Kanonendonner wird immer heftiger, wie heraufziehendes Gewittergrossen. Heute sollte ein Gotteswort zu den Gemütern und Gewissen reden, mahnend, stärkend, auf den Ernst und die Freude der Ewigkeit hinweisend. Ich ziehe mein Lösungsbuch aus dem Rucksack. Da steht unter dem 3. Dezember das Wort 1. Joh. 1,2: „Das Leben ist erschienen, und wir haben gesehen und bezeugen und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater und ist uns erschienen.“ Sollst du, darfst du den Kameraden einige Worte darüber sagen? Schließlich wird ein inneres Zwingen daraus: du mußt. Seit Güstrow, wo offiziell nur einmal die halbe Kompanie Kirchgang hatte, ist in dieser Beziehung uns nichts geboten worden. Ebenso, wie viele andere Landsturmabteilungen, tun wir jetzt denselben Dienst wie die Feldtruppen, haben aber keinen Feldprediger. Aus vielen Feldpostbriefen weiß ich, daß anderwärts der Jugenddienst gläubiger Soldaten, auch Nichttheologen, diesem Notstand abzuhelfen sucht, daß mancher Offizier, dem Beispiel des Kaisers folgend, mit seinen Mannschaften die Bibel liest und betet. Ich gebe mir innerlich einen Ruck, trete zum Zugführer Fielitz. Er ist einverstanden und führt mich kurz ein. Was ich im einzelnen gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Es war ein unmittelbar unter dem Ernst der Stunde geborenes, in Gebet mündendes Zeugnis aus eigener Erfahrung von dem, der das wahre Leben ist und gibt, der alle Furcht und Sorge, alle Sehnsucht des Herzens, alle Unruhe des Gewissens stillt. — Der Gedanke, jeder von uns steht vielleicht am Rande des Todes, das Gefühl der völligen Abhängigkeit von dem gegenwärtigen Gott gab den schwachen Worten einen tiefen Eindruck. Herr Fielitz fügte in innerer Bewegung einige zustimmende patriotische Worte hinzu und sang uns leise das Niederländische Dankgebet vor. Selten hat dies herrliche Lied, das so eigens für die große Zeit gemacht scheint, mich so ergriffen. Nach einigen weiteren Worten und einem vaterländischen Liede von Fielitz ergreifen auch die Zugführer der beiden anderen Züge, Böß und Nehrenst, das Wort zu kurzen, kernigen Ansprachen an ihre Züge. — Bald darauf kommt uns das durch den schnellen Aufbruch versäumte Mittagessen nach, später auch noch heiher Kaffee. Nach Einbruch der Dunkelheit verstummt das furchtbare Artilleriefeuer, der Nebel versfliegt, und ruhig schauen die Sterne in wechselseitiger Klarheit auf die unruhige, lampionfüllte Erde, schaut Gottes Vaterauge in ringende, suchende, mit Schuld und Sorge lämpfende Menschenherzen.

Der Angriff der Russen wird zurückgewiesen. Wir können in Reserve bleiben und treffen am nächsten Morgen, dem 4. Dezember, zu gewohnter Zeit, gegen 6½ Uhr, in Friedental ein.

Vor dem Herrenhause wird haltgemacht, und Major Saß verteilt fünf der Kompanie für ihr tapferes Verhalten bei der schweren Beschießung auf Stützpunkt 11 überwiesene Eiserne Kreuze an die damaligen drei Zugführer: Oberleutnant Grohmann und die Offizier-Stellvertreter Fielitz und Nehrenst, ferner an Gefreiten Hainmüller, der sich mehrmals freiwillig für Patrouillen meldete, und an den Sanitätsgefreiten Brandt, der wiederholt im Feuer seines Amtes waltete. Wir dürfen stolz sein, daß das, was wir geleistet und durchgemacht haben, schon Eiserne Kreuze verdient. Im Grunde haben wir ja alle, unsere Führer voran, nur unsere Pflicht nach besten Kräften getan. Es freut uns aber doch, als die

Zugführer uns nachher ihre Anerkennung für unser tapferes Verhalten aussprechen, dem sie in der Haupitache ihre Auszeichnung zu danken hätten.

„Heute abend können sich vielleicht noch mehr von euch das Eiserne Kreuz erwerben.“ So hatte Major Saß seine Ansprache geschlossen. Am Tage vorher hatte nämlich ein russischer Überläufer verraten, heute abend um 6 Uhr solle ein neuer Angriff auf der ganzen Linie stattfinden. ½5 Uhr stehen wir abmarschbereit. Der Kompanieführer betont: wenn wir eingreisen müssen, wird es sich um Bayonettkämpfe handeln, keiner darf schießen ohne besondere Befehl.

Wir marschieren nach Piezonken. Der Weg führt über einige Höhen, die wir im Mondschein überschreiten müssen, während rechts und namentlich links Schüsse knallen und Maschinengewehre hämmern, auch die Kanonen ihre weiten Mäuler aufreissen.

Immer näher kommen wir der Feuerlinie. Auf den nächsten Stützpunkten sehen wir überall Leuchtkugeln aufsteigen und, nachdem ihre hohe, glänzende Bahn sich neigt, in Strahlengarben sich entladen, die eine blendende Helle verbreiten; die Lichtkugel erlischt aber bald nach der Begegnung mit der dunklen Erde, bis zuletzt ihren leuchtenden Dienst verrichtend. Der Anblick weckt mancherlei erhebende Gedanken in Bildern und Gleichnissen für die eigene Lebensbahn.

Unmittelbar fast hinter dem Dorf scheint der Kampf im Gange zu sein. Eine Ordonnanz warnt uns, nicht weiter als bis zum drittletzten Hause zu gehen. Wir lagern kniend eine Weile hinter einer langen Scheune, gehen dann weiter bis zu einem Gehöft, bei dem der Hausgiebel stark zerschossen ist, und kriechen in einer Scheune unter. Keiner darf abhauen, man hockt, sitzt oder kniet enggedrängt beisammen. Nach längerer Zeit siedelt die Hälfte in einen Stall über, der weniger kalt ist als die zugige Scheune.

„Huhuh! Bumm! Arrr!“ So pfeifen Kugeln und Geschosse über uns weg, auch das Scheunendach wird einmal getroffen. Zwischen 11 und 12 Uhr erreicht das Feuer seinen Höhepunkt, dann wird es allmählich schwächer. Wir brauchen nicht hinaus. Unsere 3. Kompanie hat vor uns in Stand 9 zwei Tote und drei Verwundete.

Am andern Morgen, am 5. Dezember, geht's wieder zurück nach Friedental. Wir empfangen zum ersten Male unser Mittag aus einer fahrbaren Feldküche, deren Anschaffung uns weitere Aehnlichkeit mit den Feldtruppen verleiht. Stolzer kann kein Krieger auf einem erbeuteten Geschütz stehen als unser Küchenunteroffizier Kehrel auf dem „Prozwagen“ dieser „Gulashkanone“, aus dessen hinteren Teil Schoknecht und Brandt taptmäig wie zwei Drecher den dampfenden Brei in die bereitgehaltenen Kochgeschirre füllen. —

Ein Kleiderappell läßt erkennen, daß die Kompanieschneider und -schuster fleißig an der Arbeit waren, daß aber auch manche Zivilmäntel den Strapazen nicht mehr gewachsen sind. Solche sollen durch neue ersetzt werden. Doch ich kann nicht alle Appelle dieser „Ruhetage“ aufzählen. — Die Nacht verbringen wir wieder in Grünwalde. 600 Russen sind seit gestern in den Stellungen um Löben gefangen genommen worden.

Der nächste Tag ist ein Sonntag, der 6. Dezember. Bei freiwilliger Beteiligung findet sich mittags eine halbe Stunde vor dem Essen fast die ganze Kompanie im Kuhstall unter einem Gotteswort zusammen. Es geschieht auf Wunsch vieler Kameraden, denen die kleine Andacht am Freitag nachmittag im Alarmquartier von Grünwalde das Bedürfnis nach Nahrung für die Seele mächtig zum Bewußtsein gebracht hat.

Möchte jene Stunde und ihre Erinnerung gesegnet gewesen sein und bleiben!

Den Sonntagabend verleben wir bei nachgebrachtem reichlichen Grog wieder im Kuhstall von Grünwalde. Die sonst gedämpfte Unterhaltung ist heute lebhafte, viele aber sind entschlummt; in kräftige Schnarchlaute mischt sich das Kettenklirren und Stampfen der Offizierspferde; den Schein der Stallaterne wirft das weiße Deckengebäude zurück.

Plötzlich Alarmrufe: „Kompanie sofort fertig machen!“ Um 10 Uhr geht's weiter nach Piezonken. Aber im Gegensatz zu der vorigen hier verlebten Nacht bleibt diese ruhig. Es fällt fast kein Schuß. Wir liegen in demselben Quartier. Im Stall lautes Schnarchen. Aber alle anderen Schnarchgeräusche übertönt ein orkanartiges Schnarchen wie eine Kommandostimme die Unterhaltung der Mannschaften.

Nach dem Rückmarsch ist wie gewöhnlich um 9 Uhr Postempfang. Diesmal ungewöhnlich viel. Das nahe bevorstehende Weihnachtsfest macht sich schon bemerkbar. Unser Feldwebel gibt uns Korporalschaftsführern im Schein eines Adventbäumchens einen Vorgeschmack des Festes durch eine Pfeffernußprobe aus einem Paket, das er gerade erhalten hat. Welche Flut von Gefühlen und Erinnerungen vermag eine einfache Pfeffernuß zu entfesseln! — Die Nacht verleben wir wieder in Grünwalde.

„Alarmsbereit halten!“ Dieser Befehl ergeht am Dienstag, dem 8. Dezember, vormittags 10½ Uhr. Die russische Artillerie fünt wieder mächtig. In Grünwalde hat sie eine Scheune angezündet. Aber unser Stallquartier finden wir abends unversehrt. Es gibt wieder Grog. Sollten wir auch wieder, wie am Sonntagabend, weiterziehen müssen? Und richtig, wir müssen fort in das fältere und zugigere Quartier von Piezonken.

„Is doch komisch. Nemmer, wenn wi Grog friegen, möten wi hier wedder rut. Lebew will'n wi up den' Grog verzichten.“

Solch Verzicht wäre auch kein Schade. Merkwürdig, daß man trotz der Erfahrungen eines Tritoß Nansen in den Eiswüsten des Nordpols noch immer so vielfach zur Abstinenz kein Vertrauen hat, daß man meint, die Truppen könnten Kälte ohne Alkohol nicht so gut überwinden. Und ob wohl unsere Mobilmachung so glänzend gelungen wäre ohne das Alkoholverbot? —

Es ist stockdunkel. Der aufgelöste Zustand des Weges spottet jeder Beschreibung. Selbst unser sonst so standfester Zugführer kommt mehrere Male zu Fall, bis über die Knie in ein Grabenloch sinkend. Er ist nicht der einzige, der mit dem ostpreußischen Lehmboden in eine intimere Berührung kommt. Die ungepflasterte Dorfstraße von Piezonken ist fast grundlos. Wer die Mantelschuppen nicht hoch nimmt, bekommt den schönsten „Hammel“, wer die Zehen nicht krampft, verliert fast seine Stiefel im quatschenden, glitschigen Schlamm.

Wir werden diesmal auf zwei Gehöfte verteilt. Während draußen Maschinengewehre knattern, halten wir, die 11. und 12. Korporalschaft, im Stalldunkel eine Abendandacht, indem ich bekannte Bibelsprüche und Gesangbuchverse aussage — ein stilles Schöpfen aus den Quellen der Kraft.

Auf dem Rückmarsch — der Ausdruck paßt nicht für das Waten durch solchen Morast — macht einer der kräftigsten schlapp, Kamerad B. Warum heißt es eigentlich nicht „schlapp werden“, sondern „schlapp machen“? Eiserne Strenge des Dienstes, die selbst in der unbewußten Sprache des Soldaten verantwortlich macht für jedes Richtlosen und schlechtes Befinden nicht zu lennen scheint! Bereitwillig tragen zwei Kameraden die Gewehre derer, die zu B.s Begleitung zurückbleiben.

Der 9. Dezember verläuft ruhig. Der Russe soll sich auf der ganzen Linie 700—1000 Meter zurückgezogen haben. Nachmittags findet Appell mit den eisernen Nationen statt, die an Tagen, wo die Verpflegung noch nicht ordentlich funktionierte, teilweise verzehrt worden sind. Es ist der erste Anlaß, der zu öffentlicher Rüge der Kompanie führt. Unser Oberleutnant hält uns die direkte Überschreitung des Bataillonbefehls vor und droht mit Strafen, die zu seiner Freude bisher nicht nötig gewesen seien. Er könne aber auch anders. Im Beggehen lehrt er noch einmal um, bestellt Grüße aus Güstrow an zwei Leute und stellt eine LiebesgabenSendung von einem dortigen Bekannten in Aussicht. Wir nehmen es unserem Kompanieführer gut, daß er dem Tadel nicht das letzte Wort lassen mag.

Die folgende Nacht verleben wir wieder in den bekannten Massenquartieren in Piezonken und rücken von dort morgens ½ 6 Uhr in die Schützengräben von Stützpunkt 9 zur Ablösung der 3. Kompanie ein, und zwar in drei getrennte, durch längere Laufgräben miteinander verbundene Stände.

## 10.

### Die „Schlemmerzeit“.

So können wir vielleicht die sieben Tage überschreien, die wir in diesem Schützengraben verlebt haben. Aus zwei Gründen: das regnerisch-neblige Tairwetter hat den nebligen Boden so aufgeweicht, daß wir im Schlamm buchstäblich „schlemmen“. Und im Vergleich zu dem Leben auf Stützpunkt 11 haben wir es hier schlemmerhaft gut. Denn fast alle Unterstände haben Kochöfen: eine große Wohltat, wenn man sich zu jeder Tages- und Nachtzeit etwas Heißen bereiten kann, wodurch zugleich die ganze Höhlengrube etwas erwärmt wird. Nun kann man doch ohne kalte Füße und frierende Finger seine Briefe schreiben, lesen usw. In dem mittelsten Stand, wo ich mit dem dritten Zuge bin, sind die Unterstände auch geräumiger als auf Stützpunkt 11, und dabei kommen auf jedes Loch nur durchschnittlich drei Mann. Freilich, so schön wie die Unterstände, die man zuweilen in Zeitschriften abgebildet sieht, worin man aufrecht stehen kann, an einem Tisch mit Lampe sitzt und dergleichen, sind sie lange nicht.

Diekehrseite ist ein angestrengter Dienst: nachts wird mit nur einer Ablösung Wache „geschoben“. Auch muß an den Drahtverhauen gearbeitet werden, die noch nicht fertig sind. Sie ziehen sich unten an den Wiesen entlang. Die Arbeitenden stehen zum Teil im Wasser. Bei solchen Gelegenheiten bekommen wir Gewehrfeuer, auch die Deckungspatrullen, die während der Arbeiten etwas ins Vorgelände gehen, hören manchmal das „Ping, Ping“ über ihren Köpfen pfeifen. Sonst wird in der ganzen Zeit unserer Stellung hier nicht geschossen, wieviel auch Gesichtsordnanz Stelzer scherzend mit ernsthaftem Gesicht seinen Nachgenossen bei Kanonaden auf Nachbarstellungen davon erzählen mag, daß der Russe nun bald die ganze Bude in Klumpen schießt. Wir sehen die Feinde nur in der Ferne auf den Höhenrändern sich eingraben. Im Maulwurfskrieg sind sie Meister. Vor unserem Einrücken hatten sie sich im Schuß des Bahndamms bis dicht an die Stellungen herangearbeitet, waren aber durch Geschützfeuer wieder daraus vertrieben. Den gefährlichen Graben hatten die Unseren dann wieder zugeschüttet.

Die Nächte sind meist rabenschwarz, es ist oft, als wenn man in einen Sack sieht. Deshalb werden häufig Leuchtpatronen abgeschossen, und die elektrischen Taschenlampen zeigen sich, wie überhaupt, als fast unentbehrlich, Tönen allerding des Feindes wegen oft nicht an-

geknüpft werden, wo man sie gerade besonders nötig braucht. Die Schüttengräben verlaufen je 10 Meter lang für jede Gruppe, gerade, dann kommt ein Bogen, die Schulterwehr, bei der man im Dunkeln leicht rechts und links gegen den nassen Lehmböschung stößt. Oft ist auch von der Lehmböschung ein Stück abgerutscht und liegt als Hindernis, über das man stolpert, in der Grabensohle. Beim

Essenholzen, Postenaufziehen, Rondemachen usw. befördert ein Fehlritt plötzlich in die Tiefe eines Laufgrabens oder Granatloches. Die Stellung ist vor uns arg beschossen worden. Das sieht man an den vielen, tiefen Löchern. Man hat Tote und Verwundete gehabt. Ein schlichtes Holzkreuz auf der Höhe zeugt davon.

(Fortsetzung folgt.)

## Frühlingsstürme

Karl Puls-Lant.

Frühlingsstürme — wer kennt sie wohl nicht?

Wenn siegnd der Frühling im März über die erwachende Erde dahinschreitet und der Winter ohnmächtig am Boden liegt, versucht dieser noch einmal, alle Kraftreserven mobil machend, seine Fesseln zu lösen und den Frühling aus dem Feld zu schlagen. Aber in diesen Sturmtagen wird auch das letzte Winterliche ausgetischt aus der Natur. Die Luft wird gereinigt für den Einzug des Frühlings.

Frühlingsstürme sind rauh, sie tun aber gut! —

Heinrich Mahr ist früher aufgestanden heut' morgen als es sonst Gewohnheit und Wirtschaft forderten. Um fünf steht er schon am Brunnen und schöpft frisches Wasser zur Morgendusche. Im Osten leuchtet es verheizungsvoll und lichtfroh durch das weichende Dunkel, und eine innere Freude lässt sein Herz höher schlagen. „Vater, Mutter, welch prächtiges Morgenrot haben wir heut!“ tritt er in die Stube, die Eltern in der Ruhe störend. „Morgenrot?“ brummt unwirsch der Bauer. „Ja, unten tiefrot, das nach oben über violett in lichtes Blau übergeht.“ „O weh!“ „Was denn?“ Ist doch sein, Vater! Morgenrot macht Wäder got!“ „Nicht doch, Junge. Morgenrot bringt Wäder in'n Sot! Morgenrot im Vorjahr bedeutet Sturm!“ „Aberglauben, Vater! Ich glaub' nicht dran!“ „Dein Herz ist stärker als dein Verstand. Kein Wunder, Junge. Aber mach dich auf einen stürmischen Tag gefaßt!“ „Ich nehme mir den Regenmantel mit.“ „Wenn der dir nützen könnte! Aber schließlich: ehe der Frühling einzieht, muß der Winter weichen. Ehe junges Leben gedeihen kann, muß welkendes Alter abtreten: Frühlingsstürme reinigen die Luft!“

Heinrich ahnt den Sinn der Worte und schweigt. Früher als sonst gehen heut' morgen auch Eltern und Geschwister aus Tagewerk: Der zweite Sohn will ja früh verreisen zu einem entscheidenden Gang fürs ganze Leben.

Nach dem Morgenimbiss wirkt Heinrich sich aufs Rad und fährt ostwärts, im Hostor zurückrufend: „Morgen abend komm ich zurück.“

Das leuchtende Rot am Horizont ist verschwunden. Eine tiefsschwarze Schwarze schiebt sich von unten langsam darüber. Nur unruhiges Violett und verstohlenes Hellblau streichelt als Überbleibsel tröstlicher Liebe sein Gemüt. „Vater kann recht haben —!“ Von strohender Jugendkraft angetrieben, fliegt das Stahlroß nur so durch die werdende Helle. Ostwärts, zur Braut, zur Liesa —! Die Gedanken des Jungbauern eilen voraus. Wo ist wohl ein liebendes Herz, das sich nicht vom Elternhaus löste, um sich mit der Auserkorenen zu verbinden? Gab der Schöpfer doch dazu dem Manne die Kraft, daß er sie dem Weibe opfern soll für neuwerdendes Leben! Und Heinrich Mahr hat ein Mädchen auserkoren, das schon eines ganzen Mannes Energie würdig ist! —

Die Heide ist still und treu und weiß der Bewohner Liebe in ihren tiefsten Tiefen zu verankern; die Heide gibt dem Fleißigen Brot und beschiedenes Auskommen, aber Reichtümer bietet sie nimmer. Wie könnte sie wohl, wo sie selbst in Armut und Bescheidenheit ihr Dasein verträumt!

Die Bauernfamilie Mahr in Ulenhof ist nicht reich, aber Bescheidenheit und Fleiß haben sie zu angenehmem Wohlstand gelangen lassen. Für die beiden Töchter stehen die Truhen mit Leinenzeug, liegen Sparbücher mit Gutshaben bereit zum Bau eines eigenen Nestes, damit der Alteste den Hof schuldenfrei übernehmen kann. Und der held scheidende Sohn wird nicht mit leeren Taschen gehn! Der Morgenfahrer hat bald die heimliche Feldmark verlassen; das Ochsenhöfer Gebiet wird überquert: Lanschow mit seinen hohen Sandfeldern liegt schon hinter ihm, und vor ihm rauscht und raut es in den dunklen Kronen der stattlichen Kiefernforst — eine leichte Brise prescht ihm entgegen, bricht sich aber mit Gestöhn und Getobe in der lauschten Tanne. Der Himmel schaut griesgrämig darein: graue Wollensetzen heben westwärts zum Greifen niedrig über die Ebene — ungestüm, wild, fast rasend. Unbefüllt troßig arbeitet Heinrich gegenan. Nur noch eine Meile, eine kurze Meile — was ist eine Meile wenn's zur Braut geht? — Und er sieht den Briethof vor sich liegen, seine fünftige Heimat. Der Briethof! Wer kennt ihn wohl nicht, diesen alten Bauernsitz, gelegen dort, wo Marsch und Heide sich trennen; aufgebaut auf hoher, künstlich geschaffener Wurt, umgeben von einem Gürtel Sumpf und Moor, das mit Wreten und Birken bewachsen ist, einer alten Ritterburg ähnlich, aber ohne den störenden Burgfried.

Am achthundert Jahre sind die Kants erbgesessene Bauern auf Briethof. Heinrich der Löwe hat dem ersten, dem Hendrik Kant, mit schriftlichem Privileg angesehen mit der Bindung, hier eine neue Dorfgemeinschaft zu gründen. Ihm selbst, dem Hendrik wurde eine Vollhuse zugewiesen, und für je acht Siedler erhielt er eine weitere Huse Landes. So ist der Briethof mit seinen vier Vollhufen entstanden, denn vierundzwanzig Bauern hat Hendrik im alten Kulturlande Westfalen angeworben und sie seßhaft gemacht gegen Bede des Landes und Gefälle der Kirche. Aber sein Briethof blieb abgabenfrei. Doch wenn es hieß, dem Landesherrn Heerfolge zu leisten zur Verteidigung der Heimat, dann haben die Kants das beste Pferd gesattelt und sind hinausgezogen mit Speer und Schild — und gar oft fern der Heimat verblutet.

So sahten die Briethofbauern ihr Leben ein für ihr Wort, denn Kantenbagen mit seinen vierundzwanzig Höfen war ihnen zu Frau und Knechtshaft übergeben. Wohl war da der Thies Kant, dieser Feuerfresser, der die Zügel des Hengstes lieber in der Faust hielt als den Pflugsterz, den der Landesherr adelte, der als Edelmann seine Bauern zu Arbeit und Pflichtdienst heranzog, aber nach dessen Ausbleiben im Zuge gegen die Türken schlachtete sein Sohn Christian wieder dem Bauer: er ließ seine Hintersassen, wo und was sie waren, und brach selbst die Rinde des Bodens zu neuem Saatbett: ein Edelmann und Bauer.

Solch adlige Bauern waren's nur zwei, dann legten die Kants das „von“ wieder ab und wurden Bauernadel. Von außen der sorgende Bauer, der dem Volle das Brot erarbeitet, von innen der edle Mann, der das Erbe seiner

Untergebenen nicht antastete entgegen so vielen Andern, die sich Edelleute nannten. Hunderte Dörfer wurden in deutschen Landen gelegt, tausende Bauern zu bestohlosen Tagelöhnnern gemacht: Kantenhagen behielt seine vierundzwanzig Stellen und seinen Briethof.

Durch dreiundzwanzig Generationen haben die Briethofbauern das Kantische Blut gerettet, aber der lechte Bauer, Paul Kant, hat nur einer einzigen Tochter, der Cathrina, das Leben gegeben, und nun wird ein anderer Name sein — Heinrich Mahr sein — Name dem alten Sitz alle Ehre machen. Eigentlich schade, um das schöne Geschlecht! Aber wer will mit dem Schicksal rechnen? Mutter Kant bekam schon bei der ersten Entbindung ihren Anax weg. —

Dort liegt der Kanthof in der Siednis, kaum einen Kilometer entfernt. Kräftiger arbeitet Heinrichs Körper, aber das Rad ist kaum vorwärts zu bringen. Der Wind wächst zum Sturm aus und wirft ihm Eisschlossen von RuhgröÙe entgegen. Die Birkenwadel zur Rechten und Linken schreit und quietscht, die Eichen auf den beiderseitigen Klins rauschen, die Lüfte lärmten und toben. —

„Gott sei Dank, daß ich hier bin!“ tritt grüßend der Bräutigam in die Stube des Briethofbauern. „Das paßt prächtig: seß dich sogleich mit heran zum Tisch. Mutter, gieß mal ein paar Gläser Grog auf. Der tut wohl bei dieser Witterung.“ Und als sie gemeinsam gespeist und leichtweg geplaudert haben, die Kantis und Heinrich Mahr, nötigt der alte Bauer seinen zukünftigen Nachfolger in die „gute“ Stube, die heut’ wohlgeheizt ist, und zeigt auf die Bilder an der Wand: „Weißt du, wer das sind?“ „Ja, deine Vorfahren.“ „Acht hab’ ich in Bildern. Die andern dem Namen nach. Hier ist unser Privileg.“ „Du hast es mir schon mal gezeigt, Vater.“ „Weiß es. Möcht’ es dir aber noch mal wissen lassen: seit achthundert Jahren ist der Name Kant mit dem Briethof verwachsen.“ „Ist schade, daß du keinen Sohn hast.“ „Ist Bestimmung. Ich will’s schon tragen.“ „Ich will euch schon alle Ehre machen.“ „Sonst wärst du einer Kant nicht würdig, mein Junge. — Mein Junge, sag ich, mein Sohn. Hast du gehört?“ „Ich höre es, mein Vater.“ „Wenn ich dein Vater bin und du bist mein Sohn, dann sollst du fortan auch meinen Namen tragen. Du sollst nicht mehr Heinrich Mahr, sondern Heinrich Kant heißen. Willst du?“ Heinrich beißt sich auf die Unterlippe. Draußen tobt der Sturm — er hört es — und in seinem Innern wird es nun auch rumoren, das fühlt er. Der Schwiegervater merkt dem Jungen dessen inneren Widerstreit an, immer noch ruhen dessen große blauen Augen auf seinem Gesicht, und als die Verlegenheitspause ihm gar zu lang erscheint, wiederholt er leise mahnend: „Willst du?“

„Es ist nicht Sitte in unserer Familie, daß der Mann sich nach der Frau benennen läßt und sich damit bildlich unter das Weib stellt.“ „Nicht doch! Nicht die Frau gibt den Ausschlag, sondern die Scholle. Der Bauer ist der Repräsentant seiner Scholle. Hier ist es die Bäuerin. Wer hier den Hof befreien will, der muß schon dessen Namen erben.“ „Der Name des Briethofes wird bleiben, es möge Bauer werden wer will!“ „Die Kantis haben den Briethof geschaffen, und die Heimatscholle hat das Blut der Kantis von Generation zu Generation immer wieder neu gefirni, so daß Blut und Boden zu einer Einheit verwachsen sind. Willst du als Fremder dein Blut mit dem einer Kant vermischen, so mußt du notgedrungen deine Heimat verlassen und das Erbe der Kantis — den Briethof — antreten. Siehe, Gold und Geld kann der Mensch schon mit sich tragen, aber Grund und Boden zieht den Menschen an sich. Das ist eben das Wesentliche des wahren Bauern. Die Frau gibt fünfzig Prozent des Blutes dem Nachkommen

mit ins Leben, der Mann teilt ihm auch nur fünfzig Prozent mit.“ „Der Mann soll aber Frau und Kinder ernähren.“ „In diesem Fall ernährt die Scholle der Frau den Mann noch mit!“ „Was?“ braust Heinrich Mahr auf, „so soll ich wie ein altes Waschweib zu euch kommen, meinen alten ehrlichen Namen ablegen wie ein Zuchthäusler und der Gnade des Weibes leben? Nein, lieber las den Briethof bleiben, wo er ist, wenn ich nicht Briethofbauer werden kann, Briethof-Prinzgemahl will ich nicht sein!“ Blau schwilkt es auf der Stirn des alten Kantis an; unheimlich funktelt’s in seinen Augen, und als der Junge schweigt, bricht’s los: „Was, du verlangst von uns, wir sollen dir alles schenken und unsere alten Tage dir auf Gedeih oder Verderb anvertrauen, unser Kind dir unterstellen, unser Eigentum dir überantworten.“ „Ihr könnt euch durch ein gutes Altenteil sichern, und der Hof kann ja uns Jungen Halbpart verschrieben werden, wie das Gesetz es wünscht.“ „Hof und Wirtschaft werde ich euch sofort abtreten müssen, jawohl, euch soll kein Recht geschmäleriert werden, aber deinen Namen wirfst du ablegen müssen für den Namen deiner Frau und deines Hoses. Kannst oder willst du das nicht, dann wird hier deines Bleibens immer sein! Nun überlege.“

Kurzzeitig dreht Vater Kantis sich um und schreitet aus der Tür. Heinrich steht allein und kraut sich im Haar. Draußen ist der Sturm im Abschauen. Der Hagel hat aufgehört; morsche Zweige und Spricel liegen unter den Obstbäumen; beruhigend, tröstlich, ja einladend-lauschig rauscht und raunt es durch Brieften und Astete. Hinter dem Auken versinkt rumorend das Unwetter, und lieblosend tritt leuchtend die mildstreichelnde Frühlingssonne aus dem Azurblau der gebadeten Luft hervor, prächtige Bilder froher Hoffnung auf des Nachwinters Arena zaubernd.

Unwillkürlich tritt Heinrich ans Fenster und läßt sich gemütlich in den weichen Sessel sinken. Und wie freudige Hoffnung leuchtet’s von draußen in sein aufgewühltes Hirn und sein bellommnes Herz. Aber einen festen Entschluß vermag er noch nicht zu fassen. Dreihundert Jahre sind sie mit ihrem Hof verwachsen, die Mahren in Uhlenhorst, und alle Männer, welche diesem Geschlecht entsprossen, haben mit Stolz ihrem Namen in der Fremde Ehre gemacht. Heinrich weiß von seines Vaters Großvater, wie derselbe um seine Freiheit gekämpft, um das Eigentum gerungen hat, er weiß, daß viele Sprossen in alle Welt getrieben sind und haben dort Wurzel geschlagen in Ehren und Wehren. Er selbst, Heinrich, fühlt auch jene Urkraft in sich, ein eigenes Heim zu gründen und dort seine Kraft zu entfalten für sich und seine Nachkommen. Er stand an seines Wirkens Brennpunkt; er hatte die Lebenslameradin gefunden, welche ihm ihr Blut zuteilen wollte für sein Erbe; er sah das Feld seines Schaffens — nun soll er sich selbst verleugnen, seine Person, sein Blut, sein Ich zurückstellen hinter sein Werk und seine Kinder? Hinter das, was er selbst ist, was sein Wesen geformt hat mit Blut und Leben? —

Den Jungbauern schwindelt.

Da legen sich ihm zwei weiche Arme warm um den Hals, goldig schimmerndes Wuschelhaar kühlt seine Wangen; beglückend fühlt ers sanft auf seinem Mund: „Lieba!“ stammelt er, bittend, hilfe suchend. „Heinrich, denk an mich!“ „Und an mich?“ „Liebe ist Entsaugung um des Höchsten willen. Du hast mich geliebt — oder nicht?“ „Ja, Deuerste.“ „Ich trage dein Blut bereits unterm Herzen, nun weißt du es. Verlaß mich nicht!“ „Wir wollen zu Vater.“ Wiß führt er seine Braut am Arm zum hagelstolzen Bauern. —

So rettete der alte Kantis Blut und Namen in fernste Zukunft durch Sturm und Drang.

## At mine Festungstied.

Fritz Neuter.

(Fortsetzung.)

Allens hett wedder Hoffnung, Allens politisiert üm mi 'rümmer, un binah bi Allens kümmt dat up 't Reken 'rute, de Gin' refent sinen Burthel so herümmer, un de Unner anners herümmer, sei politisieren mit den Kopp, Unsereins of mit dat Hart; denn stahn in ehren Kopp de Tallen of hell un flor, schön in eine Reih, wat uns in 't bländige Hart schreuen is, höllt doch länger un frömt doch warmer dörch 't ganze Wesen, as de heilige Zins- up Zins-Rechnung.

Aewer 't füll nu anners warden, un de mi tauirst verkümen ded, was min Franzos'. — Ich hewiv all seggt, dat hei ein grot Geschäft mit Prophenzeien bedrew, of mit Drömen; un so waken wi denn eines Morgens up, un hei seggt tau mi: „Weitst, wat mi drömt hett?“ — „Ne,“ segg ic. — „Mi hett drömt,“ seggt hei, „Du kriggst hüt en Breif von Dinen Bader.“ — „Dat 's woll maeglich,“ segg ic fort, denn wenn Einer up sine Geschichten ingung, denn was den ganzen Dag kein Vergang mit em. — „Du kriggst of Geld,“ seggt hei. — „Ne,“ segg ic, „min Bader heti mi irst vör virteihnu Dag Geld schickt, so fix geiht 't nich.“ — „Du kriggst Geld,“ seggt hei, „un kriggst noch 'ne annere fröhliche Nahricht.“ — Na, ic estimir dat nich wider un gah, as de Tid is, dal nah de Fristunn', un as ic mit de annern dor vör de Dör stah, de upslaten ward, geiht just de Kopmann Swarz dor vörbi, bi den ic dörch minen Bader alfredetirt was, un de meistendeils mine Breiffshaften besorgen ded, d. h. wenn de oll General sei lesen hadd. — „Schön, dat ic Sei drap!“ seggt hei. — „Sei hewwen en Breif unnen up de Post.“ — „Süßt Du?“ seggt dei Franzos', de achter mi stunn. — „Aewer de Breif,“ seggt de Kopmann wider, „is mit Geld bewert, un ic möt irst den Postschin dal schicken.“ — „Süßt Du?“ — seggt de Franzos' wedder. — „Merkwürdig!“ — Na, wi gahn in de Fristunn', un 't passirt wider nids; aewer as wi des Nahmidders unner de gräuen Linden sitten, un ic mit den Kapteihnu 'ne Partie Schach spel, steiht de Franzos' un licht tau. — Na, ic sik denn einmal so verluren de Alleh entlang un sei dor den Kopmann dal kamen mit en witten Snuwdauk in de Hand, den swentl hei ümmer so dörch de Lust. — „Wat föllt den in?“ segg ic, so warm is 't doch grad of nich, dat hei sicke fäkeln möt.“ — „Hei bringt Di de gaude Nahricht;“ seggt de Franzos', un as de Kopmann neger kümmt, röpft hei mi tau: „Sie kommen von hier fort, Sie werden in Ihr Vaterland ausgeliefert.“ — „Merkwürdig!“ röpft de Franzos', un gung ganz verstuft bi Sid, as hadd hei sicke aewer sine eigne Kunst versiert. Un 't was of merkwürdig, dat sin Prophenzeien einmal würlich genau indrapen was, denn wohr is de Sal; aewer 't wir noch ves merkwürdiger west, wenn all sin Wohrsaggen indrapen wir, denn min gaud Franzos' hett de wunderlichsten Salen vörher seggt, un wenn dat Allens würlich gescheihnu wir, denn hadd de ganze Welt en Rucks kregen, un wi güngten dorin jo woll nu up den Kopp spazieren. —

Mi wenigstens würd binah so tau Sinn, as füll ic en formal vörlopig Hesterkopp scheiten, üm den Bregen wedder in de gehürige Lag' tau schüdden, as ic dese Nahricht kreg, un 't wohrte 'ne ganze Tid, ihre ic mit Verstand minen Bader sinen Breif lesen kunn; aewer dor stunn jo dütlich in, dat ic in min Vaterland utsliwert warden füll, frilich blot bet an sin büstel Gin' un in keine angenehme Gegend, nämlich nah Daems; aewer dor stunn 't jo dütlich in, dat ic dese Versettung de persöhnliche Vörbed'

von minen Großherzog Paul Friedrich bi den ollen König von Preußen tau danken hadd, wat sin Swigervader was, frilich mit den eßigen Tausatz: de König von Preußen behöll sic dat Begnadigungsrecht vör, un wat min eigen Großherzog wir, dörwte mi nich gahn laten. — Dat was Allens recht stimm, aewer 't was doch nich anners tau maken; oll Gott helpt, säd de Mügg un spukt in den Rhein, un ic dacht bi mi, wenn Du man irst dor büst, denn ward 't of woll nich so heit eten, as 't upfüllt is.

Un dat hett Paul Friedrich för mi dahn, un wenn ic nah Swerin kam, denn besäuf ic em up sin Postament vör den Stob, denn begrüß ic em in sine stille Gruft, un de Würd', de min Hart denn redt, sünd vull Dank dorför, dat hei mal 'ne arme asquälte Minschenseel tau 'ne grote Freud' uperwecht hett.

Virteihnu Dag' vergungen nu noch, bet dat Allens officiell in Ordnung was, dunn würd ic tau den Audiotorum kommandirt un müßte Urphede schwören, dat ic keinen Faut meindag' nich up dat preußsche Rebeit setten wull, süs füllen de Schandoren mi upgripen un wat ganz Gruglichs — ic weit nich mihr wat — mit mi upstellen. — Du leiwer Gott! wo ännert sic dat All; nu bün ic Preußen, — kost mi saeben un twintig un en halwen Sülwergroschen — un wahn as Insliger in Meckelnborg, un wer weit, wat mi nu de Meckelnborger nich wedder Urphede schwören laten, denn „Was ist des Deutschen Vaterland“ is en schön Lied, un ic hewiv 't of oft singen, aewer meindag' nich sunnen, un bün nu doch of all binah zwei un fößig Sohr dorin 'rümmer wandert, of dorin 'rümmer stött worden.

As de Feierlichkeit mit dat Urphede-Schwören tau Gunn' was, as ic von minen ollen braven General un mine trugen Kameraden Aschid namen hadd, müßt ic tau den Herrn Landrath kamen. De Mann was fründlich gegen mi, un sett' in minen Paß utdrücklich: „Der Flucht nicht verdächtig, weil er in sein Vaterland ausgeliefert wird; aewer 'n Schandoren kreg ic doch mit up den Weg, un so reis' ic denn wedder mit desen Kloß an 'n Bein hunnedt un twintig Mil' dörch 't frie dütche Vaterland. chlandiDüts eniatss rögove umshwy bffspz chej sensifh

Den irsten Dag hadd ic dat Glück, Auguste von Martini vör ehre nige Wahnung up Jensiid von den Strom tau drapen un bröchte ehr en Gruß von minen ollen Kapteihnu. — „Herr Neuter, was heißt dies? röpft sei mi in den Wagen 'rinne — wi hadden meindag' kein Wart mit enanner spraten. — „Ich werde ausgeliefert,“ röpft ic tau-rügg, „und . . . läßt vielmals grüßen!“ — „Kommt er auch frei?“ fragt sei. — „Bald!“ säd ic, „bald.“ — Un de Postilljon blos, un sei winkte mi noch tau, un ic ehr of, un kennten uns doch gor nich! aewer wenn dat Led of de Harten tausamen smädt, isern, fast von 'ne richtige Freud' geiht en Blügstrahl ut un fleiht hir in un dor in, woran keiner denkt, un wer sicke füll frömt un kolt vöbigahn is, de fählt sich warm, wenn em de warme Freud' von en annern Minschen dröpft, denn en jeglich Minschenhart is von unsen Herrgott nich för sicke allein — ne, för alle Minschen malt.

(Fortsetzung folgt.)

# Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 3. April 1938

Nr. 4



## Das Osterhäschchen

Karl Puls.

Im weiten Feld, wo das Bächlein rinnt,  
Dort schläft das Osterhäschchen  
Und träumt, wie es manchem guten Kind  
Bereitet unschuldige Späzchen.

Wenn Frühlingssonne die Erde liebt  
Und Blumen der Blüte warten,  
Erwacht es vom Traum, und eilends begibt  
Es sich in den Kindergarten.

Da findet es kleine Nester viel  
Zwischen Blumen, an Zäunen und Wänden,  
Gesformt in Hoffnung bei artigem Spiel  
Von flinken Kinderhänden.

Das niedliche Tierchen — eins, zwei drei —  
Wie ist es behende und heiter! —  
In jedes legt es ein buntes Ei  
Und hüpfst zum Nachbar weiter.

Naum sind am Morgen die Kleinen erwacht  
Was für ein Suchen und Finden!  
Der Osterhase hat Eier gebracht!! —  
Und der Frühling grüßt aus den Gründen.

Vor 75 Jahren siedelte Fritz Reuter nach Eisenach über.

## Fritz Reuters Hüfung

Von Hermann Ulrich-Hannibal.

Dr. Fritz Reuter hatte durch seine Werke schon der plattdeutschen Sprache ihren Platz in der klassischen Dichtung erobert, als ihm seine Frau während einer längeren Sommerkur in Bad Elgersburg den Vorschlag machte, die mecklenburgische Heimat mit der thüringischen Landschaft zu vertauschen und dort ein stilles, freundliches Dichterheim zu begründen. Doch war es für ihn selbstverständlich, das Ausinnen abzulehnen — „wur nich plattdötsch redt ward, holl ikt nich ut!“ — und dem Kreis seiner niederdeutschen Landsleute die Treue zu halten.

Aber als sein Schwiegervater im Februar 1863 gestorben war, gab er seiner Frau, die darauf bedacht war, ihren wenig widerstandsfähigen Mann zum Besten seiner Gesundheit dem trunksüchtigen Freundeskreis in Neubrandenburg zu entziehen, doch die Zusage, sich vorläufig auf zwei Jahre in Eisenach am Fuße der Wartburg niederzulassen. Am 26. März bedankte er sich noch von Neubrandenburg aus in einem humorvollen Brief bei dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin als dem Kanzler der Universität Rostock für die Doktorwürde, mit der er geehrt worden war. Und einige Tage später verließ er dann in einer befrannten Postkutsche unter den begeisterten Lebewohlrufern der Einwohner „de Parb von Dörlsläuchting sün Reich“, in der er einige seiner besten Werke geschrieben hatte, und fuhr nach Thüringen.

In Eisenach wurde er mit derselben Begeisterung aufgenommen, mit der ihm die Neubrandenburger den Abschied bereitet hatten. Er fand in der Stadt einen reichen, auregenden freundschaftlichen Verkehr, so daß sein Haus bald, wie er sagte, einem Taubenschlag glich. In der lieblichen Waldlandschaft verstärkte sich sein Arbeitseifer so sehr, daß er in kurzer Zeit die „Stromtid“ beenden konnte und nicht mehr daran dachte, daß er seine mecklenburgische Heimat für nur zwei Jahre verlassen wollte.

Da seine Werke einen reizenden Absatz fanden und Gemeingut aller Deutschen wurden, konnte er nach einiger Zeit in Eisenach auch seinen Traum verwirklichen, einen Garten zu erwerben, und ein Haus zu erbauen. Er laufte am Ausgang des Hestales auf dem Wege nach der Wartburg für neunhundert Taler ein Grundstück, das er „aus einem wüsten felsigen Berggarten, der von einem Dutzend Zwetschenbäumen bepflanzt war, in ein nutzbares und anmutiges Grundstück“ verwandelte, das für ihn eine Quelle unendlichen Genusses wurde und neben dem neu begründeten Deutschen Reich der ganze Trost seines Alters war. Er hat in dem Garten „mit schrecklich astrapzierten Beinen“ gearbeitet, solange es ging, dort seinem geliebten Hund Joli das Grab geegraben, und schließlich in der schattigen Grotte selber das Ende erwartet.

In dem Haus, das nach seinen eigenen Angaben entstand, waren ihm nach so vielen schweren Schicksalsschlägen noch sechs friedliche Lebensjahre beschieden. Er schrieb über die hübsche Lage an einen Freund: „Meine Frau hat vom Erker aus die Aussicht auf die Wartburg; vor uns liegt ein schöner grüner Grund mit einigen Teichen, auf der anderen Seite nach Osten zu sehen wir in das prächtige grünbewachsene Johannistal und die Chaussee des Marientales mit der Felsenkuppe des Breitenscheids“. Heute gehört das Besitztum, das teils im ehemaligen Zustand erhalten geblieben ist und teils zu einem Reuter-Museum erweitert wurde, zu den interessantesten deutschen Dichtergedenkstätten.

Schon der Eingang atmet die Gemütlichkeit, die dem Lieblingsdichter der Deutschen eigen war. Über der Tür stehen die Worte:

„Wenn Einer kommt um tau mi seggt,  
Ich mak dat allen Minschen rech,  
Denn segg ic: „Leite Fründ mit Kunst,  
Oh, lihren S' mi doch des' swere Kunst“.

Ein weißes rundes Türschild erinnert mit der Inschrift „Dr. Fritz Reuter, morgens nicht zu sprechen“ daran, mit welcher Liebe er sich seiner Arbeit widmete und ungestört sein wollte, wenn er die originellen Menschen seiner Heimat beschrieb. Im Flur und im Garderobenzimmer werden wir durch ungezählte Bilder mit seinen Lieblingen bekannt gemacht, Onkel Bräsig, Pomuchelskopp, Jung Jochen, Dörlsläuchting, Bäcker Schultsch, ja selbst Bauschan fehlt nicht. Dort hängen die Zeichnungen, die Reuter während seiner Festungszeit machte, darunter die Skizze der Tochter des Festungskommandanten von Bülow in Dömitz, der Reuter seine erste Liebe schenkte, und dort hängt auch das Ehrendottordiplom, das dem Dichter vor dem Abschied aus seiner Heimat überreicht wurde.

Das anschließende Schlafzimmer, in dem Fritz Reuter am 12. Juli 1874 die Augen für immer schloß, ist noch ganz im früheren Zustand erhalten und nur mit einer größeren Anzahl von Bildern, mit verschiedenen Erinnerungsstücken und mit dem Schreibtisch der Frau des Dichters weiter ausgestattet worden. Auf dem Bett an der Wand liegen die Schleifen der Burschenschaft, für deren Farben er sieben Jahre Festungsstadt erhielt. Aus zwei Eckenstern fallen die Sonnenstrahlen auf einen grauen Sommeranzug, den er getragen hat. In einer Vitrine liegt eine Ausgabe seines ersten Werkes, der „Läuschen im Nimmers“, die er noch im Selbstverlag drucken ließ; dort liegt die Halskette, die er seiner Lovis von dem ersten Honorar schenkte, und dort liegt auch die Ausweislakte für die Reise nach Konstantinopel, die er von Eisenach aus unternahm und auch noch in einem besonderen Werk gestaltete.

Das Arbeitszimmer erweckt den Eindruck, als hätte sich der Dichter eben aus dem am Schreibtisch stehenden Stuhl erhoben, um in den Garten zu gehen. Auf dem nicht sehr großen Schreibtisch liegen die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, als warteten sie der Wiederkehr Reuters. Aus zwei Schränken tritt uns seine Bücherei entgegen, in deren Reihen Goethes, Schillers, Arndts, Frehtags und Byrons Werke stehen. Auffallend sind die vielen geschichtlichen Schriften und englischen Bücher, die Reuter besaß. Am längsten bleiben die Augen auf den beiden Bücherrücken der „Landwirtschaftslehre“ haften, die die Erinnerung an die „Stromtid“ nach der Festungszeit hervorrufen und eine Schicksalsstufe zu den Werken des Dichters mit ihren prächtig gezeichneten Gestalten Onkel Bräsig und Pomuchelskopp darstellen. An der Wand hängt an einem Regal die Wanderausrüstung — Mütze, Botanisiertrommel und Ledertasche, und in einem Behälter stehen die fünf Pfeifen, in deren blauen Dunst sich Heimaterinnerungen und Phantasie zu dichterischer Gestaltung trafen. Ein Stolz des Zimmers sind die Büste und das Bild Bismarcks, die der Reichskanzler dem Dichter persönlich über sandt hat.

Wahrlich dieses Haus ist eine Stätte urdeutscher Gemüthslichkeit. Man ist dem Schicksal dankbar, daß es Reuter noch an seinem Lebensabend in die Lage versetzte, seinen schönsten Traum zu verwirklichen, und daß uns seine Um-

gebung in ihrer Ursprünglichkeit erhalten blieb, die uns einen Beweis dafür gibt, wie reich das Leben ist, wie erlebnisstark das menschliche Herz und wie gemütvoll das deutsche Wesen.

## Die Pflanzenwelt in und bei Laage

F. Rähler, Bürgermeister i. R.

Die Weidehügel vor den Rechnitzwiesen bei Laage weisen eine eigenartige und sehr interessante Flora auf.

In einer Verkehrszeitschrift finde ich über Laage die nachfolgende Notiz: „Der Botaniker indessen wird aufhorchen, wenn wir ihm berichten, daß an der eigenartigen Trift des Rechnitztales Blumen und Gräser gedeihen, die sonst nur in den bayerischen Bergen zu finden sind.“

Wenn auch diese Behauptung wohl zu weit geht, so darf doch der typische Charakter der Pflanzenwelt auf den Hügeln nicht verkannt werden, welcher unstreitig dem des Hochgebirges insofern ähnelt, als nicht bloß verkleinerte Artgenossen der Hochgebirgsflora hier vorkommen, sondern auch direkt einige Zugehörige zu derselben sich hierher verirrt haben.

An der rechten Seite der Rechnitz unterhalb der Stadt Laage steht die Hügelreihe an. Da diese Hügel seit Urzeiten als Viehweide genutzt wurden, haben sich auf ihnen gerade diejenigen Pflanzen erhalten, welche für das Weidevieh ungenießbar oder wenigstens als Futter unbeliebt sind, und welche mit sandigem Boden fürs lieb nehmen, insbesondere auf Hügeln gedeihen.

Die ersten Blumen, welche erscheinen, sind zwei Arten Küchenschellen, die großblumige (*Anemone pulsatilla*) und die Steinblumige (*Anemone pratensis*), besonders die letztere weist in Laage sehr schöne Exemplare auf. Beide Arten sind überaus zahlreich, die größere wirkt in ihrer Menge auf das Landschaftsbild charakteristisch ein, so daß die Hügel zur Zeit ihrer Hauptblüte einen violetten Schimmer zeigen. Im Jahre 1932, als das Abpfücken noch nicht verboten war, hat man die Blumen auf kleine Karten geprägt und zu Gunsten des Roten Kreuzes mit einem kleinen Gedicht verkauft, was bei dem massenhaften Vorhandensein ihrem Bestande in keiner Weise geschadet hat.

In den nahe gelegenen Wiesen findet sich etwas später die schöne gelbe Trollblume, gleichfalls in großen Mengen. Noch später im Juni erscheint an den Hügelabhängen das Rächenpötzchen (*Antennaria dioeca*), die nächste Verwandte des Edelweiß der Alpen. Die kleinen weißen und rosa Blüten, namentlich die männlichen, halten sich getrocknet sehr lange, und wenn man mehrere zusammenfügt, kommt ein Sträuchchen der Gestalt des wirklichen Edelweiß sehr nahe. Nach Krause ist diese Blume nicht ge-

rade selten, dasselbe wird auch von anderen gesagt, dem Milchkraut (*Polygonum vulgare*) kleinen blauen und roten Blüten und dem Wundklee (*Anthyllis vulneraria*), aber im Verein mit Heidekraut, Glockenblumen, Besenginster, Thymian, usw. auch im Sommer den Hügeln ihr charakteristisches Aussehen geben. Später, aber nur vereinzelt erscheint der Wohlverlei (*Arnica montana*), welcher aber, da ihm als Heilmittel gegen Rheumatismus nachgestellt wird, immer seltener wird.

Im Herbst kommt dann an den Hügelabhängen der Enzian, und zwar eine vierzeilige Art (*Gentiana baltica*). Diese nicht gerade häufige Blume ist bei trübem Wetter unscheinbar, aber bei Sonnenschein öffnen sich die violetten Sterne, und erfreuen nicht bloß den Botaniker, sondern jeden für Blumenschönheit empfänglichen Besucher. Zum Abpfücken eignet diese Pflanze sich nicht, da sie dies sehr übel nimmt und sofort ihren Glanz verliert; und da die Wurzel sehr lose in der Erde sitzt, wird sie meistens mit herausgenommen, und dadurch die Gefahr, den Bestand erheblich zu vermindern, heraufbeschworen.

Wer die Schönheiten unseres Landes genießen will, sollte daher eine Reise zu den Rechnitzhügeln bei Laage, die übrigens auch eine prächtige Aussicht in das Wiesental des Flusses und die umliegenden Waldungen gewähren, wie auch schon nicht bloß einzelne Botaniker, sondern auch die Verkehrsvereine der Nachbarstädte mehrfach Ausflüge in die Laager Stadtweide gemacht haben.

### Eine seltene Pflanze in Lantower Holz.

Im Lantower Holz habe ich eine wildwachsende Aster gefunden, die weder bei Krause noch bei Garcke erwähnt wird. Da botanische Institut in Rostock bestimmt sie zunächst als die aus Nordamerika stammende „Großblättrige Staudenaster (*Aster macrophyllus*)“, hat sich aber dann mit dem Berliner Institut in Verbindung gesetzt, welche die Blume als die aus Japan stammende „Scharfe Staudenaster“ feststellen will. Sollte die seltene Pflanze auch hier eine Urheimat haben, denn es ist unerklärlich, wie sie aus Nordamerika oder Japan in das Lantower Holz verschlagen sein soll? Der botanische Name nach der Berliner Bestimmung ist „Aster scaber“.

## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg  
„Für Heimat und Heer“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60

(Fortsetzung.)

Für die Fertigstellung der Drahtverhause erhalten wir Besuch von den abgelösten Kompanien, die vor uns hier waren und jetzt in Reserve liegen. Die „Bombenlöcher“, die teilweise voller Wasser sind, bauen wir uns allein zurecht. „Macht sie euch so wohnlich wie möglich,“ sagt unser fürsorglicher Zugführer, dem der mittelste Stand unterstellt ist. Das gemeinsame Leben in diesem kleineren

Kreise schweift unseren Zug mit ihm und uns untereinander noch enger zusammen.

Eine Feldbefestigung ist niemals fertig. Immer noch findet sich etwas zu bessern. Das „Schanzen“ an solchen Verbesserungen und die Instandhaltung des Grabens sorgt für die nötige Bewegung, dient also der Gesundhaltung. Für den Verbindungslaufgraben, der tief voll Wasser steht, wird ein neuer angelegt, wobei Gefreiter

Hahn sich besonders verdient macht. Auch in den Unterständen wird manche Verbesserung geschaffen. In meinem Loch entsteht aus einem alten Koffer, der auf dem Boden des nahen Gehöftes stand, ein Regal und ein doppeltes Bord, das wir nach dem, was alles darauf untergebracht wird, unser „Spind“ nennen. Nun hat unsere Kücheneinrichtung besser Platz: zwei flache Porzellanteller, vier Blechteller, Bratpfanne, Kochtopf und Porzellanbecher. Außerdem haben wir einen Wassereimer, einen Ascheimer, einen löcherigen Eimer, der zum Papier- und Absallkorb ernannt wird, einen Feuerhaken ohne Haken, mit dem man doch noch im Ofen herumstochern kann, und eine Art, die Ballen, Bretter und alte Möbel in Küchenholz verwandelt. Auch Schüssel- und Küchenhandtücher fehlen nicht. Alte Kleidungsstücke, ein weißer Flanellunterrock und eine blaue Mädelchenbluse, geben das Material dazu her. Sie haben einst schönere Dienste getan. Ein alter Sac dient als Gardine unten vor den Zugriffen der Tür.

Aber was macht man gegen den Uebelstand, daß man in dem unterirdischen Verließ Tageslicht nur hat bei offener Tür, dann aber Regen, Schnee und Kälte hereinbekommt oder im Dunkeln sitzen muß? Wir müssen Fenster haben. Kochgenosse Schümann ist groß im Requirieren: er findet zwei Fensterflügel, die genau auf unsere Höhlenöffnung passen. Sie werden bei Tage vorgestellt und tragen unserem Unterstand den Namen „Sommervilla“ ein.

Die Dosen sind nicht ungefährlich. Plötzlich weckt uns ein Brandgeruch. Von einem zum Trocknen aufgehängten Handschuh sind schon drei Finger abgebrannt. Schnell wird der Zimmerbrand mit dem Grog gelöscht, der von gestern abend übrig blieb.

Aber nicht nur Feuersprüche lassen sich ersehen, auch für fehlende Zahnräzte muß Selbsthilfe eintreten. Von Schmerzen gepeinigt holt unser Zugführer sich eine Drahtschere von den Maschinengewehrleuten und bittet, daß jemand von den Leuten ihm den betreffenden Zahn herauszieht. Keiner hat die Traute, denn durch einen mißglückten Versuch kann man die Schmerzen nur vermehren. Da kommt der Patient zu mir. Er sieht sich auf den Fußsteg des Schützenstandes nieder. Einer hält den Kopf. Ich fasse zu, so fest ich kann; ein Ruck; und der Racker ist raus.

Tierbesuche aus den verlassenen Gehöften werden nach Kriegsrecht behandelt. Herumlaufende Schweine, die bei den Schützengräben nach Brotresten und anderen Abfällen suchen, fühlen plötzlich eine ausgelegte Schlinge unter ihrem Fuß zusammengezogen und sich sanft in den Graben hinabgezogen, wo sie deutschen Soldaten zu einem schmachhaften Mittagessen dienen. Jetzt kommen die bei „Muttern“ gelernten Kochenntnisse den „Pöttenkickerlern“ zu statten. — Unsere Gulaschkanone kommt immer erst nach Dunkelwerden. Anfangs hält sie beim Dorf, später bei einem Gehöft nahe der Eisenbahnbrücke für den zweiten und dritten Zug, die sonst die Kessel zu weit zu schleppen haben. Einmal fährt sie im Finstern dicht bei der Brücke so heftig gegen einen Stein, daß Kamerad Krezel über Bord und den Bahndamm hinunterfällt. Ein andermal soll er mit anderen den Kadaver eines Bullen aus der Dorfstraße von Piecksen weggeschaffen, der uns bei unseren Reservemärschen schon immer angestarrt und angedusstet hatte. Das Loch zum Verscharren ist schon gebraten; an einer Kette, unter die Beine des Bullen gelegt, soll dieser hineingezogen werden. Wie Krezel dabei beschäftigt ist, stürzt er rücklings ins Loch. „Aewer,“ meint Brandt, unsere „Köösch“ genannt, „de Bull wier doch noch so vernünftig, dat he nich hinnerher föll, süss wier Krezel of ne Liech (Leiche) wäst.“

Da wir gerade bei solchen kleinen, das Einerlei des Dienstes belebenden Ereignissen sind, sei noch ein anderer

„Fall“ erwähnt: Wilhelm Niemann sucht Bretter zum teilweisen Ueberdachen der Bombenlöcher. Schließlich findet er ein altes Möbelstück, wie er es entzweibricht, fällt er plötzlich durch eine übersehene Luke in den Keller hinab.

Das Requirieren scheint überhaupt nicht ganz ungefährlich zu sein. Oder haben die Niemanns dabei besonders Pech? In Friedental untersuchte Karl Niemann, der zu einem gewissen Zweck hinter einem Stallgebäude verschwunden war, den dort befindlichen verlassenen Bienenstand. Während er noch mit der Ordnung des Anzuges beschäftigt ist, blinken ihm Honigscheiben entgegen. Das ist mal etwas zum Requirieren. Aber es sind noch Verteidiger da. Ein Bienenstich jagt ihn in seinem aufgelösten Zustand davon; so kommt er bei den Kameraden an, die zunächst an seiner Rückternheit zweifeln.

Doch genug der „Dönchen“ und der Kleinmalerei. Die Schlemmerzeit geht unvermutet früh zu Ende. Schon dachte man besorgt: Das Fest rückt immer näher, wo werden wir Weihnachten feiern? Da eilt am 14. Dezember wie ein Lauf feuert durch den Schützengraben die Kunde: Wir werden abgelöst und kommen nach Löhen. Herrliche Hoffnung: dann werden wir wohl dort in Ruhe und Frieden dies schönste Fest feiern, uns gemeinsam um einen Weihnachtsbaum ordentlich versammeln können. Aber auch hierin sollte es ohne Enttäuschung nicht abgehen.

Mittwoch, den 16., morgens 5 Uhr, erfolgt unser Abmarsch. Ein Lob unseres Zugführers, dann sammeln wir uns mit den anderen Jügen am Westende des schlammigen Dorfes. Nach einer halbstündigen Kaffeepause in Spiergsten treffen wir 9½ Uhr in Feste Böhen ein, vom Eingang der Stadt an von unserer Landsturmkapelle mit fröhlichen Weisen geführt, und beziehen unsere alten Quartiere in Kaserne Herrmann.

## 11.

### Weihnachten im Kriege.

„Wie habt ihr euch verändert!“ Mit diesen Worten begrüßt uns beim Einzug unser Bizefeldwebel Kayaß, der in Löhen beim Verpflegungsdienst zurückgeblieben war. In der Tat, wir sehen verändert, fast etwas verwildert aus. Manche haben in den fünf fern von aller Zivilisation vor dem Feinde verlebten Wochen stark abgenommen, Stiefel und Mantel sind voll Schmutz und Lehm, fast alle tragen Vollbärte, weil für die Tätigkeit des Verschönerungsrats im Schützengraben keine Gelegenheit war. In Friedental haben einige sich wieder jung machen lassen, sind aber auf Stützpunkt 9 mit ihrem Gesicht aufs neue ins Stoppelfeld geraten. Jetzt bekommen Schere und Rasiermesser wiederum zu tun, aber die meisten behalten ihren „Kriegsbart“, wie es sich für den deutschen Landsturmann gehört.

Auch Löhen sieht verändert aus. Welche herzzerreißenden Flüchtlingsbilder hatten wir anfangs November dort tagelang gesehen! Welcher Schmutz füllte damals die Straßen! Jetzt sehen wir statt deutscher Flüchtlinge russische Gefangene, die Stadt und Festung reinigen müssen. Auf dem Friedhof sind neue Massengräber, zu denen schwarzgekleidete Frauen pilgern. — Die Schausenster sehen schon weihnachtlich aus. Man kann noch zum Fest einige Weihnachtsgeschenke, namentlich für die Kinder, nach Hause schicken.

Auch die Kaserne finden wir verändert. Aber das liegt an uns. Wir schauen sie mit anderen Augen, mit den Erfahrungen der letzten Wochen an. Wie wenig froh zogen wir das erstmal ein, wie schwer wurde manchem bei der engen Belegung die Eingewöhnung ins Kasernenseben. Und wie dankbar sind wir jetzt! Nun kann man nachts wieder langgestreckt durchschlafen, sich gründlich waschen, hat Schrankräume für seine Sachen, kann mal in die Stadt

spazieren, die neuesten Nachrichten lesen usw., kurz, man fühlt sich wieder als Kulturmensch. Natürlich gibt's wieder zuweilen recht anstrengenden Wach- und Arbeitsdienst, und zwar ohne Rücksicht auf Sonn- und Festtage, aber dafür ist eben Krieg.

Zweimal habe ich als Wachhabender ein recht rauchiges Wachlokal. In dem einen steht der Wind aufs Abzugsrohr, in dem anderen, einer fensterlosen Bretterbude an der Chausseebrücke Schönberg, haben wir nun grünes, feuchtes Holz, das wir uns selber zersägen und klein machen. Zu den Essenszeiten teilen wir den Raum mit vielen Armierungssoldaten, deren seit Ende August durchschnittlich 9000 täglich an den Befestigungen um Lözen beschäftigt werden. Darunter sind manche „Brüder von der Landstraße“, wie Bodelschwingh sie zu nennen pflegte, und noch schlimmere Burschen, die für ihre vier Mark Tagelohn wenig leisten und den Aufsehern zu vielen Klagen Veranlassung geben. Ihre Faulheit ist schuld, daß unsere Schützengräben und Unterstände vielfach noch so unfertig und primitiv waren, als die Russen kamen.

Am 22. stellt sich Weihnachtswetter ein, leichter Schnee, den milder Nachtfrost festhält. Alles sieht so feierlich aus in der reinen Schneedecke. So breitet sich das herrliche Weihnachtsevangelium von der vom Himmel herabgekommenen Gottesliebe über alles dunkle Kriegselend, auch über den Trennungsschmerz, der Heimat und Familie am heiligen Abend so besonders vermißt.

Am Nachmittag des 24. Dezember um 5 Uhr rücken etwa 90 Kameraden, die sich dazu gemeldet hatten, geschlossen zur Kirche, einen eindrucksvollen Gottesdienst zu erleben. Die andere Hälfte der Kompanie geht größtenteils nächsten Vormittag zur Kirche. Um 7 Uhr erklingt am Weihnachtstag auf Flur und Gängen des ersten Stocks der Kaserne, wo wir uns um einen strahlenden Tannenbaum zugweise aufgestellt haben, das weihevolle altvertraute „Stille Nacht . . .“, dann nach einer Pause, in der der Bataillonsadjutant, Oberleutnant Eckermann, unserem Stabsarzt hofft das Eiserne Kreuz überreicht. „Es ist ein Ros entsprungen . . .“, beides von einem Chor mehrstimmig unter Kamerad Goetplers Leitung eingeübt. Eine Ansprache unseres Kompanieführers stellt uns vor Augen, welch hohe, bitterernste Anforderungen das Vaterland jetzt an uns stellt, wie wir im Schützengraben zusammen gekämpft und das Grab eines lieben Kameraden gegraben haben. Aber heute sei ein Fest des Fröhlichseins. Es sei wohl keiner, dessen nicht Eltern, Frauen, Geschwister in aufopfernder Liebe gedächtnit und dem nicht in dieser schweren Zeit die Beweise ihrer Liebe in reichem Maße zuteil geworden seien. Dafür solle niemand es an Dank fehlen lassen. Fröhlich wollten wir sein, nicht in lauter, lärmender, sondern in stiller, innerlicher Weise, in Gedanken an die Lieben in der Heimat. Das sei die würdigste Feier des heiligen Abends im Antlitz des Feindes. In ein dreifaches Hurra auf Kaiser und Landesherrn klingt die Rede aus, dann singt der Chor noch „O du fröhliche“, und ruft mit seinem „Christ ist geboren . . .!“ den Grund zur rechten Weihnachtsschönheit in die stille Wehmuth heimatferner Herzen.

Schon nachmittags waren die Liebesgaben, die sich im Feldwebelzimmer zu kleinen Paletbergen getürmt hatten, auf die einzelnen Korporalschaften verteilt worden. Jetzt wird auf den Stuben beschert, ausgepakt, Menge und Güte der Gaben bestaunt und ein Weihnachtslied gesungen, Dankverse werden gedichtet und im Feldwebelzimmer die Beförderungen vom 28. November nachträglich gefeiert: Feldwebel Petersen und Vizefeldwebel Nehrenst sind Offizier-Stellvertreter, Sergeant Voß und Unteroffizier Sattler sind Vizefeldwebel, Gefreiter Schlange, Niekreuz, Nahe und Kelling sind Unteroffizier geworden. In

drei Stuben steht ein Weihnachtsbaum für die drei Züge, in jeder Stube wird ein Fass Bier aufgelegt, vorher ist Grogtrinken. Die Stimmung wird lustiger, als es manchem gerade heutig lieb ist.

Aber es bleibt wenig Zeit mehr zum Feiern; von 10 bis 12 Uhr nachts muß alles alarmbereit sein, Rucksack gepackt, 180 scharfe Patronen, Mundvorrat für einen Tag und eiserne Ration, „Langschlägige“ und Mantel an, umgeschmalt, Waffen zur Hand.

„Um 6 Uhr raustreten zum Arbeitsdienst!“ so weckt uns am ersten Weihnachtstage morgens 5 Uhr der Ruf des dierfttuenden Unteroffiziers und stört damit jäh die Träume, die uns Heimatbilder vor die Seele zauberten. Und nachmittags gibt's nach anstrengender Arbeit neuen Alarm. In der Frühe schon hat ein neuer allgemeiner Angriff der Russen begonnen. Mittags sehen wir von den Festungswällen aus die neuen schweren Geschütze der Russen bis dicht nach Lözen heranlangen und ihre Geschosse unweit in den See hineinsprengen, dabei hohe Springbrunnen emporwurzeln. Es gibt infolgedessen billige Weihnachtsfische. Auch ein Schuppen beim Bahnhof ist getroffen. Aber nicht nur Geschosse, auch Menschen schickt der Russen nach Lözen hinein. Am hellen Tage wird vor einem Schaukasten der Stadt ein Spion entdeckt, der unter dem Zivilmantel seine russische Offiziersuniform trägt. — Immer wütender wird das Artilleriegefecht, nach Einbruch der Dunkelheit sieht man den Himmel beim Abschießen und beim Platzen der Granaten blitartig erleuchtet. Wir sind gespannt, ob wir auch noch hinaus müssen.

Und richtig: um 6 Uhr abends rücken wir ab. Im Rastenburger Tor begegnet uns ein Kamerad mit einem hohen Russen, den die hohe Pelzmütze noch höher macht. Seine Hände sind gefesselt. Vor dem Tor stehen fünf mächtige Lastautos. Der erste und ein Teil des zweiten Zuges sausen auf ihnen davon. Wir anderen marschieren zu Fuß, meist am See entlang auf einer immer holperiger werdenden Chaussee, vorbei an der langen, durch einzelne Lichter beleuchteten Pionierbrücke immer weiter südwärts. Immer deutlicher hören wir das lebhafte Gewehrfeuer, dazwischen das dumpfe Brummen der Kanonen. Bei Kühlbrücke treffen wir nach drei Stunden unsere vorausgefahrenen Kameraden, die an 400 russische Gefangene von pommerscher Landwehr zum sofortigen Abtransport nach Lözen übernommen haben. Es sind große, kräftige Gestalten mit schweren, schwarzen Schafpelzmützen, unter denen meist stumpfzimige Gesichter hervorschauen. Beim Näherkommen weht einem ein schmieriger, ödiger Gestank entgegen. Einige verwundete Russen lauern, Zigaretten rauchend, auf der Erde im Schnee und werden durch Wagen und Autos fortgeschafft.

Wir, der dritte und ein Teil des zweiten Zuges, bleiben die Nacht als Verstärkung in der dortigen zugig-festen Artilleristenbaracke. Ein Pommmer erzählt von den Kämpfen, die sich soeben an der hier durch Drahtverhüte nicht geschützten Front abgespielt haben. Die Russen haben die vorgeschoßene Feldwache, die sich vor ihrem Massenangriff eiligst zurückziehen mußte, so unmittelbar verfolgt, daß die Deutschen aus den Schützengräben nicht schießen konnten, sonst hätten sie ihre Kameraden auch getroffen. So kamen die Feinde auf einen Friedhof, der nur ca. 50 Meter vor unserer Befestigung liegt, buddelten sich dort ein trockn heftiger Beschließung durch unsere Artillerie und brachten sogar drei Maschinengewehre dort in Stellung. Da ergeht das Kommando: „Fertig machen zum Sturmangriff!“ Die Augen pfeifen, die Maschinengewehre mähen, aber durch dies todspeisende Feuer dringen unsere Landwehrleute vor und brechen mit Bajonett und Kolsen

den Widerstand des Feindes, der sich erst nach tapferer Gegewehr ergibt.

Ich sehe noch das geschwärzte Gesicht des braven Pommern, der das alles so schlicht und selbstverständlich erzählte. Er war mir wie eine Offenbarung echter, deutscher Art, die einfach ihre Pflicht tut, selbstvergessen und bescheiden, opferkühn und todesgekreu.

Während der Nacht kommen noch vier russische Ueberläufer, mit denen wir am Morgen nach Feste Boyen zurückmarschieren. Unterwegs kann der Verfasser dieser Zeilen kaum noch weiter. Die Harmonie zwischen rechtem Haken und Stiefelkappe fehlt. Immer weiter schneut die Haut durch. Da kommt von hinten ein Wagen mit noch einem leeren Sitz. Ich hinauf. Es wirkt erheiternd auf die Kameraden, als ich plötzlich an der Seite eines kleinen Fräuleins an ihnen vorbeifahre. „Schlapp, schlapp!“ — Im ganzen sind in den Weihnachtstümern um Löken von unseren Truppen rund 1000 Gefangene gemacht, und viele Hunderte von Russen liegen tot in den Drahtverhauen. Auch den Tag über und die nächste Nacht bleiben wir in Alarmzustand, können wieder die Kleider nicht ausziehen, werden aber nicht gebraucht. So war es ein wider Erwarten unruhiges, von Kampf, aber auch von Siegesfreude erfülltes Weihnachtsfest. — Am Nachmittag des zweiten Weihnachtstages konnten wir uns noch einmal um den brennenden Tannenbaum sammeln. Zwischen den gemeinsamen Liedern hielt ich in meiner und auf Bitten auch in der 11. Korporalschaft eine Weihnachtssprache.

## 12.

### Jahresschluß und Schlussgedanken.

In der Frühe des Silvestermorgen, am 31. Dezember, 2 Uhr, verlassen wir die Feste Boyen zusammen mit der 3. Kompanie. Die 2. und 4. Kompanie, die Weihnachten im Schützengraben verlebt haben, sollen abgelöst werden, können sich dann noch zu Silvester und Neujahr einen Baum in der Kaserne anzünden. Bis Tannenheim werden wir auf einem kleinen „Kanonenbähnchen“ befördert. Drei kleine Züge schleppen uns auf je fünf offenen Wagen. Aber es wird ihnen herzlich sauer. Bergan müssen sie sich mehrmals verschaffen und frischen Dampfatem schöpfen.

Nach einer weiteren guten Stunde Marschierens bei hellem Mondchein und Glatt Eis langen wir auf unserem alten Stützpunkt 11 an, die 3. Kompanie geht nach Stützpunkt 9. Lieber hätten wir es umgekehrt gesehen, namentlich, weil wir gerne heizbare Unterstände hätten. Aber inzwischen ist auch hier allerlei geschehen: einige neue Wellblechbaracken zum Erwärmen ein Laufgraben, um gedeckt über die Höhe diestellung erreichen und verlassen zu können, ein Verbindungsgraben nach dem Nebenstützpunkt 11 a (die Hindenburgstraße), ein Verbindungsgraben nach rückwärts („die verlängerte Fuchsstraße“) usw. Es ist eine richtige Höhlenstadt geworden. Außer der Hauptmannswohnung, dem „Fuchsbaus“, haben auch einzelne Unterstände Namen erhalten: „Villa Zugluft“, „Zur Erholung“ und andere.

Unverändert und unverbessert sind leider noch die Unterstände des Unteroffizierpostens, den ich für die Silvesternacht mit 12 Mann beziehe. Unverändert ist hier auch die Kriegslage: noch immer liegt der Russe vor uns auf deutschem Boden und schanzt sich immer fester ein.

Aber mögen auch äußerlich hier in Ostpreußen wie im Westen wenig oder gar keine Fortschritte in den letzten Monaten erzielt sein, innerlich ist doch in unserem Volk und Heer manches anders geworden. Als ein anderer geht mancher lieber Kamerad aus dem alten ins neue Jahr.

„Jet glöw', dat jöben Pund Rindfleisch 'ne gode Suppe gewiwt,“ meinte einer unserer Kameraden zu einem anderen, der von den Dingen des Glaubens mit ihm zu reden versuchte.

Noch der alte, öde, diesseitstrunkene Materialismus einer satten, von Fäulnis angefressenen Friedenszeit! Das war, bevor wir ins Feuer gekommen waren. Nachher hat derselbe Mann auf erneute Frage geantwortet: „Ja, jetzt glaube ich auch.“

An dies Gespräch, das mir im November auf Unteroffizierposten einer meiner Leute mitteilte, muß ich zurückdenken, als ich nun unter den Sternen der Silvesternacht wieder an derselben Stelle stehe, im Begriff, den Jahreswechsel in einer Zeit weltgeschichtlicher Schicksalswende für die meisten Böller Europas als Mittämpfer zu erleben.

Punkt 12 Uhr donnern unsere Kanonen auf der ganzen Linie einen eisernen Neujahrsgruß zum Feinde hinüber.

Im feindlichen Feuer haben nicht nur viele Gott gefunden über die bisher trennende Kluft ihrer Schuld hinweg, sie haben auch ihre deutschen Brüder wiedergefunden. Die bisher zwischen den Ständen und Gliedern desselben Volkes bestehende Schranke fiel im Augenregen völlig zusammen.

Kamerad, nicht nur im Kriege, auch im Frieden lasst uns einig zusammenstehen als deutsche Brüder! Und kommst du mal nach Wesenberg, dann mußt du bei mir einschauen. Dann wollen wir noch besser, als es hier die Feder vermochte, von Mund zu Mund Erinnerungen tauschen an die große Zeit des „deutschen Krieges“, des europäischen, nein, des Weltkrieges, den wir im fernen Osten miterleben durften.

Ja, Gott, mache wahr an uns allen, die jetzt noch leben, was wir in Neustrelitz in den friedlichen Wochen der Zusammenstellung so oft gesungen, hier im Osten im rauhen Kriegerleben mehr nur gedacht und innig gewünscht haben:

In der Heimat, in der Heimat,  
Da gibt's ein Wiedersehn!

Wir malen es uns öfters aus, wie schön es sein muß, wenn wir heimkehren:

Dann klang von allen Türmen  
Und klang aus jeder Brust  
Und Ruhe nach den Stürmen  
Und Lieb und Lebenslust.

Es schallt auf allen Wegen  
Dann frohes Sieggeschrei,  
Und wir, ihr Walkeren Degen,  
Wir waren auch dabei!

So sternenklar die Silvesternacht strahlte, der Neujahrmorgen hüllte sich in dichten, wallenden Nebel. Wir konnten nicht, wie gewöhnlich, gegen 1/7 Uhr von unserem Posten abziehen, sondern mußten bis 11 Uhr ausharren.

So ist uns jetzt auch die Zukunft unseres Vaterlandes und unser persönliches Geschick dicht verbüßt.

Ausharren ist die Lösung! Durchhalten mit dem festen Willen zum Siege!

Haltet aus! Haltet aus! Lasset hoch das Banner wehn!  
Zeige ihm, zeigt der Welt, daß wir treu zusammenstehen!  
Doch sich unsre alte Kraft erprobt,  
Wenn der Schlachtruf uns entgegentöbt.  
Haltet aus im Sturmgebraus!

So sangen wir oft, so wollen wir's bewähren.

Und wenn wir gewürdigt werden, für den Sieg unseres Vaterlandes das Opfer unseres Lebens zu bringen, dann triumphiert echter Glaube in der Gewissheit, daß es für alle, die Gott lieben, in noch herrlicherer Bedeutung für ewig gilt:

In der Heimat, in der Heimat,  
Da gibt's ein Wiedersehn.

II.

Landsturm heraus!

1.

Auf Vorpostenwache am Drahtverhau.

Kriegssilvesternacht . . . Wie ein weites weißes Leinen-tuch deckt der Schnee die mäurische Erde, und der Mond, der hoch und kalt vom Himmel strahlt, verstärkt mit seinem vollen Licht den weißen Schein, der alles erfüllt.

Ich bin mit 12 Mann auf dem vorgeschobenen Unteroffizierposten unseres Stützpunktes 11, einer Feldbefestigung östlich Löben bei dem Bauerndorf S. Hier sahen wir das erste Blut fließen, von hier aus gingen wir Patrouille gegen den Feind, den schützenden Stacheldraht hinter uns lassend wie ein kühner Schwimmer die Planen des Schiffes. Der Beser des ersten Bandes kennt bereits diesen Unteroffizierposten mit seinen üblichen Unterständen, in die nach dem Ausspruch eines Kameraden „kleiner ein Stück Beih rimmerjagt“. Ich ziehe es vor, draußen hin- und herzutreten, über die Drahtverhau, die hier die Chaussee queren, nach dem Feinde zu spähend und horchend. Aber das fortwährende Anlämpfen gegen Kälte und Schlafbedürfnis strengt auf die Dauer sehr an.

Plötzlich dröhnen um Mitternacht gewaltige Kanonenschläge von unserer ganzen Stützpunktlinie durch die windstille, sternklare Nacht, die Kriegsglocken, die das neue Jahr einläuteten.

„Frohes Neujahr und gesunde Heimkehr! rufen wir uns zu und schütteln einander kräftig die Hand. Den Silvesterpunsch hatten wir in Gestalt von Schokolade schon um 10 Uhr bekommen.

Sinnend schweifen unsere Gedanken in die Zukunft. Wann wird das ersehnte „Vorwärts“ kommen, das den deutschen Boden wieder vom Feinde säubert und entscheidende Siege bringt? Der Übermacht standhalten, das war hier in Ostpreußen die Lösung der beiden Monate unseres Hierseins gewesen, es scheint auch zunächst noch die Lösung des neuen Jahres zu bleiben.

Wie ein großer grauer Vorhang, der alle fernen Dinge unseren Blicken verbirgt, fällt Frühnebel herab. Plötzlich tauchen — ein eigener Anblick — wärtige Männer aus diesem Nebeldunst auf, über die Schultern wärmende Decken gehängt, die ihren Gestalten groteske Umrisse verleihen. Es ist die Landsturmpatrouille der braven Koniher, die vom Nachbarstützpunkt 12 aus am Drahtverhau entlang kommen.

Sie bringen erfreuliche Nachricht: „56 000 Russen“, so hat das Feldtelephon soeben gemeldet, „sind in den letzten Kämpfen in Nordpolen gefangen genommen worden.“ Ist das schon ein Stück Antwort auf die Frage, die unsere Gedanken beschäftigt?

„Dat möt doch beten Lust gäben. De Russ' möt doch endlich mör (mürbe) warden.“

„Aewer de hebbet jo Minchen so väl as Lütz“ (Läuse).“

Stützpunkt 12, auf einem Friedhofe gelegen, nördlicher und etwas höher als unser Stützpunkt 11, ist Angriffen mehr ausgesetzt; während wir zuerst sumpfige Niederung und dann ein weites, sanft gewelltes Schuhfeld vor uns haben, liegen dem Friedhof gleichhohe Hügel gegenüber, auf denen die Russen sich fleißig vorarbeiten. Bald können sie von seitwärts in unseren Schützengräben hineinschießen.

„Bei euch ratterten ja vor kurzem Maschinengewehre,“ sagen wir zu der Patrouille.

„Ja,“ erwidern die Kameraden, „das war Verabredung mit der hinter euch liegenden Fußartillerie. Die hat in die russischen Gräben hineingeschossen, und als die Russen dann hinauslohen, wurden sie durch unsere Maschinengewehre verfolgt. Nun wirft eine Patrouille von uns die nächstgelegenen russischen Gräben wieder zu.“

(Fortsetzung folgt.)

## Alt mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Un den annern Dag lemen wi in en Holt, was en Eikwald, in sōß Jahr hadd ic kein' sehn. — „Ah,“ säd ic tau den Schandoren, „will'n Sei mi 'ne Freud' malen? Laten S' uns dörch dat Holt gahn.“ — Un de Schandor ded 't, un de Postillon blos sin lustig Stückchen, un dat Holt röd as idel Maesch un de Post dehnte un widete sic, un de Bottervægel spelten in de Sünn — dor was en Swaessenswanz, dor en Schillerfalter, dor en Sülverstrich! — en Kind kunn Einer warden, en wohres Kind! Un as wi ut dat Holt lemen, dunn lag dor linsch en wittes Kleverfeld, en Saatkleverfeld, un dat röd so säut, so säut as idel Honnig, un de Zimmen, de drögen so flitig as Husfrugens, un summen vör sic hen, as junge Matens, wenn sei en Lied anstimmen willen, wat Harten röhren un gewinnen will; un aewer Allens lücht'ie Gotteskünn in den Johannismand! — Iek smet mi hen up de Graventurt, un de hellen Thranen lepen mi in den Bort, un de Schandor stunn dorbi un säd, wi mühten wider un de

Postillon surte all. — Un wat was 't denn ol? — In acht Dagen was dat Kleverfeld 'ne Stoppel, un de Zimmen drögen anners wo her, un de Eikwald lagg achier uns, un denn satt ic in Daems. — Aewer in sōß Jahren tau 'm irsten Mal — Un dorbi stunn de Kriminalrath Dambach un säd: Sizen müssen sie; un de Herr von Tschoppe: Sizen müssen sie; un de President von 't Kammergericht, de Herr von Kleist, de bläudige: Sizen müssen Sie! un Friedrich Wilhelm, de gerechte: Sizen müssen sie!

Den Dag dorup lemen wi nah Berlin, wo ic wedder drei Dag' sitzen müht, ditmal aewer tau 'm groten Glüßen up de Stadtwagtei, wo süss jo woll man Spitzbauwen inspunt warden, aewer dat schadt nich, 't was doch beter as bi den Kriminaldirektor Dambach. Aewerhaupt heww ic de Ventarkung makt, dat tau jennen Tiden de richtigen Spitzbauwen, taumal wenn sei von vörnehmen Stand wieren, dat vel beter up preußische Festungen hadden, as wi. — In S., wo ic taurest satt, hadd ic Gelegenheit, dese Kaliir kennen tau lihren: ein Herr von B., de mit de ganze Stückerass' tau Grüneberg dörch de Lappen gahn

was, de sin Fru un sin einzigstes Kind verlatten un sich dorfsör en Schässchen mit up de Reis' namen hadd, de, as hei de 40- bet 50 000 Daler in Italien verjuchhei't hadd, in Frankfurt a. M. as falscher Speler infat' würd, de tan föftig Johr, Aufstellung an den Pranger, Staupenstieg, Verlust von Adel un Threnteilen usw. verurtheilt was, wahnte ganz gemüthlich in de Stadt; en Herr von Sch., de 'ne ganze königliche Klass' in Oeil-de-perdriz un Chateau flüssig makt hadd, wahnte mit Fru un Kinner as anner ihrliche Lüd' ebensfalls in de Stadt; sei kunnen beid' de Lust up de Festung nich verdragen, för uns was sei gaud naug. Ein Herr von O. — de Karnalj hadd gradtau stahlen — kunn gahn, wo hei will un spelite den Galanten in de Stadt un up de neigsten Dörper, un wenn wi Unglückswörm uns' Frühstück von Kommissbrod un Swinsmolt dawörgten un am Enn' noch halv mit en verfrigten Herrn Lieutenant deilten, denn satt Herr von O. in den ersten Gasthus' in de Stadt un hadd en warm Frühstück vör sich un späulte mit Ungarwin nah. — Deße Ort ehr kostbor Lewen müste conservirt warden, an uns Hochverräthers un Königsmürders, was jo nicks gelegen. Schad', dat wi nich of vörnehm wiren un stahlen hadden.

Dat hürt hir maeglicher Bis' nich her, aewer mi krüppi dat, wenn ich doran denk, wenn ich an dat Preußen von dunnmals denk, un nu seih, dat all dese Hallunken- un Hansbunken-Streich blot dortau utäumt würden, dat de Wagen rüggwarts schaben warden süss, un dat dortau de Raed' mit uns' Zeit smert würden.

Aewer nu was 't jo vörbi — tau'm wenigsten för mi — ich kamm jo nah min Baderland, nah Daems; un as drei Dag' üm wieren, satt ich mit en nigen Schandoren up 'ne Extrapolit un führte gegen de meckelnbörgsche Grenz hentau. — Adjüs of, Preußen! — Doch ihre ich dit tau Warnow raupen süss, müst mi noch wat passiren, wat mi in 't Hart snüden süss; ich süss noch tau' weiten frigen, dat sei mit uns' Dodesurthel nich blot uns allein, ne, dat sei mit dat Bis, wat sei uns' slepen hadden, of Oessern, Verwandten un Fründschaft drapen hadden. —

Ich stah unnerwegs in en Posthus' un beseih mi de Biller an de Wand, as dat mine Mod' is — un 'ne gaud Mod' is 't, denn Einer kann meistendeils von de Biller up de Lüd' urtheln, de sei uphängt hewwen — dunn hür ich achter mi still wat vör sich hen weinen, un as ich mi ümdreih, seih ich dor 'ne Fru up en Staul sitten, de hett de beiden Hänn' vör 't Gesicht decht, un de Thranen lopen ehr mang de Fingern dorch. — Leitwer Gott! un ich denk an en plötzliches Unglück, wat aewer de Fru kamen is. — „Was ist Ihnen?“ frag ich. — „Ach,“ röppt sei, „ich habe auch einen Sohn dabei!“ un dormit steiht sei up un leggt mi de Hand up de Schulter un ficht mi so trostlos-trürig mit ehre natten Ogen an, dat mi dat dorch Mark un Beinung, un sei mi vörkamm, as wir sei min eigen Mutter, de all lang' den letzten Slap slep. — „Wer?“ frag ich. — „Wer ist Ihr Sohn?“ — „W, er sitzt in S,“ säd sei still — un mügkte woll denken, ich kennte em nich. — Aewer ich kennte em recht sihr gaud, un 'ne ordentliche Freudigkeit kamm aewer mi, dat ich hir recht wat Gauds seggen un vertellen kunn, denn hei was gesund blewen an Liw un Geist, un 't wohrt nich lang', dunn satt sin Bader bi uns un sin Swester, en leiwlich Kind von saebenteih Jahren, un ich müste vertellen von den Saehn un den Brauder, un ümmer wedder vertellen, bet de Schandor kamm un säd, nu wir 't de allerhöchste Tid. — Ach, du leitwer Gott! so hadd 't in min Baderhus of woll utseih, maeglich noch slimmer.

Un as wi bi Warnow aewer de Grenz kemen — adjüs of Preußen! — dunn was 't düster worden, un as wi nah Grabow kemen un vör den Kesseler führten, dat wi de Nacht

dorbliven wullen, dunn säd 'ne Stimm up de Ramp vör den Hus: „Gute Nacht, und morgen wollen wir das Nähere besprechen.“ Un dese Stimm hadd ich vör acht Johr tau 'm letzten Mal hürt, as sei mit mine taufsam Antwort gaww' in dat mündliche Schaulegamen, wo uns de oll Herr Konreiter frag: „Wie viel mal ist Konstantinopel erobert worden?“ — Un ich kennte dese Stimm in 'n Düstern wedder, un wer mi dat nich tau glöwen will, de frag' den Herrn Hofrat Franz Flürk tau Grabow. — „Gur' Abend, Franz!“ röp ich ut den Wagen, „täuw noch en beten!“ — Un as ich nu mit minen Schandoren tau Rum' un gegen Licht kamm, frau'te de olle Knav' sic' ordentlich un verget ganz, dat hei Burmeister was un ich Delinquent. — De acht Johr hadden en schönen Slagbom tüschén uns smeten, un nu is de Tum noch höher worden dorch den Hofrathstiel, mir paß Einer up! dor fümmt mit de Tid noch en Hafelwark haben up, denn wo lang' ward 't wohren, denn möt hei jo doch wat Geheims warden, un dortau ward ich ni sihr freuen, denn heww ich of en geheimen Dußbrauder, Aewer den Abend will de Schandor ganz utenanner gahn, as hei hürte, dat de Burmeister sic' mit den Vagebunden dußte, un as hei sach, dat hei mit em 'ne Buddel Win drünk; hei kreg 'ne slichte Meinung von de meckelnbörgschen Beamten, aewer midrinsen ded hei doch. — Franzing, weitst woll noch?

## V. Daems.

### Kapittel 26.

Den annern Morgen gung 't nu nah Daems. — Wer in verleden Tiden in Meckelnburg dat Wurt Daems hürte, den würd so tau Maud', as weck Lüd', wenn von de Krätz de Ned' is, hei malte sic' 'ne ganz falsche Börstellung, denn ich heww binah luter ihrliche Lüd' in Daems kennen lihrt. Daems was dunnmals de Russas von ganz Meckelnburg; aewer mit Utrecht, Daems hadd sine swachten Siden, as menschliche Inrichtung aowehaupt, aewer as Festung hadd Daems blot starke Siden, trotzdem dat de olle langbeinige Spigelburg mit de großen Ogen ümmer die Festung in früheren Tiden stürmt hadd, denn hei was ümmer stats ümmer dat Dur dorch, haben dat Dur weg gahn. Daems würd vertheidigt up de ein Sid von de Elw — grot Elw, lütt Elw, oll Elw, Elwen-Gräven — denn von de Eld — grot Eld, lütt Eld, oll Eld un saeben Elden-Gräven; von de anner Sid dorch sine natürliche Lag' un den Bokup-Eldenaer Sand — för 'ne Festung gor nich tau betahlen. — 'T was 'ne grote Gegend un Bos' un Hof' sädien sic' dor „Gur' Morgen“; Minschen wahnten dor nich, un sei sädien jo, süßwost de Franzos' wir ümkirht, as de Sand em bet an den Schinken gahn was. — Uterdem würd 't noch dorch en Brüggentoll vertheidigt; de Magistrat hadd weisslich för dat einzige Dur en Brüggentoll inricht', wo för jedes Pird en Gröschen betahlt warden müst, dat was den Find tau dür un hei führte leiwerst nah den roden Hus' un vertehrte dor up Amts-Rebeit sin Geld in Bradaal un sure Gurken. — Wen Daems tau de Tid hürten ded, wüsst kein Mensch; die Festung hürte den Großherzog, dat säd hei nich allein, sünner of sin Oberstleutnant, den hei as Kummendant dor in sett' hadd, un dor aewer was of kein Strid; aewer wen de Stadt hürten ded? — De Oberstleutnant säd, hei wir nich blot Kummendant von de Festung, hei wir of as Gouvernör von de Stadt, un sinen Großherzog hürte de Stadt of, un wenn hei die Festungsschlösser stellen ded, denn müste de Stadtköster sic' dor nah richten. De Köster säd aewerst, hei richte' sic' nah de Sün; un de Oberstleutnant un de Großherzog hadden em in de Ort nicks tau befehln.

(Fortsetzung folgt.)

# Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bild, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 1. Mai 1938

Nr. 5

## Rinner in'n Mai

De Lewark singt, de Drauzel fläut';  
An'n Gaebel gurr'n de Duben,  
De ganze Brink voll Blomen steiht,  
Wer sitt nu noch in Stuben?

Wi lang'n nich, wi gahn all tau Busch,  
Wuur dusend Stimmen singen,  
Wuur hunnert Hasen husch—husch—husch  
Mit uns herümme springen.

Wuur hunnertdusend Blomen stahn,  
Dor gahn wi midd'n mang sitten  
Un plücken, wat een plücken kann,  
Rod', goldgäl, blag' un witten.

Den schönsten blagen Blomenkranz  
Kriggt up uns' flatzlöpft Lischen,  
Denn sing'n wi all in'n Kringelkranz:  
„Prinzeß sitt in de Wischen!“

W. Schmidt.

## Grundbrief

für den auf der Nachow'schen Feldmark angesetzten Erbzins-Büdner, den Weber Däbel zu Nachow.

Aus dem Jahre 1817.

Mit allerhöchster Großherzoglicher Kammer Bewilligung wird dem Büdner Däbel zu Nachow über die ihm am 21. April 1817 auf gedachter Feldmark angewiesenen Ländereien nachstehender Grundbrief erteilt.

Es werden die im beregten Anweisungstermin dem Büdner Däbel zu Nachow tradirten Grundstücke ihm zu Erbzins-Büdner-Recht überlassen.

Diese Grundstücke enthalten in der Parzelle Nr. V an Acker 931 Quadrat-Ruten, an Wiesen 154 Quadrat-Ruten, samt den siebenten Teil der in Communion bleibenden aus 3415 Quadrat-Ruten bestehenden Weide.

Für die Benutzung dieser Grundstücke entrichtet der Erbzins-Büdner Däbel dasjenige Erbstandsquantum, welches durch seinen freiwilligen Bot und Anbot am 21. April 1817 öffentlich an Ort und Stelle bestimmt worden ist, mit 40 Rthlr. N  $\frac{1}{2}$ , und zwar am 21. April 1817  $\frac{1}{2}$ , in Termino Michaelis 1817  $\frac{1}{2}$ , in Termino Weihnachten 1817  $\frac{1}{2}$ , in Termino Ostern 1818  $\frac{1}{2}$  in der Art bar an das Amt Güstrow, daß Ostern 1818 die ganze Erbstandssumme abgetragen und berichtigt ist.

Außerdem entrichtet derselbe von Johannis 1818 an, als bis zu welcher Zeit Sr. Königliche Hoheit ihm ein Freijahr allernädigst zu gestellen geruht haben — für

den Nutzen gedachten Erbzins-Eigentums — auf die ersten 20 Jahre — mithin bis zu Johannis 1838 infl. — einen völlig unabänderlichen Kanon — alljährlich von 12 Scheffel Roggen Rostocker Maizes — a Scheffel zu 40 fl. N  $\frac{1}{2}$  berechnet — mit 10 Rthlr. N  $\frac{1}{2}$ .

Der solchem nach von Johannis 1818 bis Johannis 1838 infl. jährlich zu entrichtende Kanon von 10 Rthlr. N  $\frac{1}{2}$  wird in Quartal ratis bei Strafe gestraftester Execution, jedesmal mit  $2\frac{1}{2}$  Rthlr. N  $\frac{1}{2}$  an das Amt Güstrow gezahlt.

In Hinsicht des Kanons von den Nachowschen Ländereien sollen die Rostocker Preise 14 Tage von Antoni normieren, und der Betrag derselben von dem künftigen Jahre an, jährlich öffentlich bekannt gemacht werden. Aus diesen bekanntgemachten jährlichen Roggen-Preisen soll nach Ablauf von 20 Jahren der Durchschnitts-Preis fixiert und für die nächsten 20 Jahre als Geld-Kanon entrichtet werden, wobei jedoch ausdrücklich bestimmt wird, daß die jährlichen Ergebnisse nie unter 10 Rthlr. kommen dürfen.

Von dem Betrage des festgesetzten Geld-Kanons entrichtet der Erbzins-Büdner Däbel in den ersten 20 Jahren  $4\frac{1}{3}$  Prozent pränumerando an Kammergebühr — Gle-

hergestalt werden in Termino Johannis 1838 und so fort von 20 zu 20 Jahren bei neuer Berechnung des Geld-kanons, die Kammergebühren praenumerando jedesmal, außer dem Stempelsatz, gezahlt. Nicht minder zahlt derselbe für den Grundbrief die jährliche Gebühr an das Amt Güstrow — welche auch jedesmal erneuert, und wieder erlegt werden muß, wenn eine neue Berechnung des Geld-kanons statt hat, und auch, wenn die Büdnerei auf einen andern Besitzer übergeht.

Auch trägt der Erbzins-Büdner Däbel die Reallasten des Domänen, als ordentliche und außerordentliche Kontribution — und die Grundhufensteuer nach dem ritterschaftlichen modus — 600 Scheffel auf eine Hufe gerechnet — nach Vorschrift landesherrlicher Gesetze, sowie die Personal-Kontribution, und die außerordentliche Steuer gleichfalls nach jedesmaligen Edikten von ihm entrichtet wird. Ferner zahlt derselbe an die Amts-Armen-Kasse zu Güstrow jährlich 16 fl. — an die Amtsschulklasse jährlich 1 Rthlr.  $\text{N} \frac{1}{2}$  und für die Befreiung vom Mühlen- und Schmiedezwang nach Ablauf eines jeden Jahres zu Jomanni 24 fl.  $\frac{1}{2}$  an die Großherzogliche Amtskasse zu Güstrow.

Jeder Büdner muß mit dem Nachbarn gemeinschaftlich seine Parzelle durch einen doppelten Wallgraben befriedigen. Der Wall wird mit Holz bepflanzt — woraus die Büdner ihre Feuerung nehmen, und wozu sie die ersten Sämlinge aus der Forst erhalten. Büdner erhalten übrigens kein Feuerholz, dagegen aber die Erlaubnis an den bestimmten Tagen — während der ersten 10 Jahre, Leseholz zu sammeln. Nach Ablauf dieser Zeit müssen sie aus ihren Befriedigungen schon selbst Holz zur Feuerung gezogen haben, und muß der Tradetorf, welchen sie aus ihren Wiesen verarbeiten können, zur Hilfe genommen werden. So lange das Groß-Roger-Torftmoor vorhält, soll jeder Büdner jährlich 4000 Soden Torf a Mille für 8 fl. mit Ausschluß des Stecklohnes und der Forst-Adeidenz angewiesen erhalten. Wird Trade- oder Formtorf außerhalb der Büdner-Parzellen bereitet, so zahlen sie dafür a Mille 12 fl. der Bereitungsosten.

Jeder Erbzins-Büdner erbaue sich seine Wohnung lediglich auf eigene Gefahr und Kosten nach Vorschrift des ihnen darüber zugegangenen Risses — mit einem Schornstein, und auf dem Platze, welcher dazu angewiesen ist. Nach vollendetem Bau macht jeder Büdner davon dem Amt Anzeige, damit in Hinsicht ihrer Gebäude, mit welchen sie zur Brandassurance beizutreten verpflichtet sind, das Behufige in Grundlage der bestehenden Gesetze, verfügt werden kann.

Die auf einer Parzelle etwa stehenden Weiden, behält ein jeder Eigentümer für sich, so wie andere Bäume von der Forst weggenommen werden.

Jeder Büdner muß das Wasser seines Nachbarn aufnehmen, wenn er es weiter bringen kann. Wo Wasser fehlt, müssen gemeinschaftliche Brunnen gegraben werden. Ebenso sind auch gemeinschaftliche Backöfen zu errichten.

Diesem kann sich keiner entziehen, findet aber keine Vereinbarung statt, so entscheidet das Amt.

Aus der Mitte der Büdner wird das Amt einen Schulzen erwählen. Derselbe handhabt in Bezug auf die ihm zu erteilende schriftliche Instruktion, die polizeiliche Ordnung in der Büdner-Kolonie, und werden Anbauer zur schuldigen Folgeleistung gegen ihn verpflichtet. Der Schulze erhält, vom Tage seiner Vereidigung an, jährlich 3 Rthlr.  $\text{N} \frac{1}{2}$  Remuneration aus der Großherzoglichen Amtskasse zu Güstrow.

Ebenfalls sind Büdner gehalten, allen polizeilichen Amts-Anordnungen, worüber die zu erteilende Schulzen-Instruktion sich ausführlicher verbreiten wird, auf das Pünktlichste zu gehorsamen. — Insbesondere werden sie verpflichtet, bei der etwaigen Wahl aufzunehmender Mietsleute in ihren Wohnungen, vorsichtig zu sein, und keinen Menschen und keiner Familie ohne hinreichende Legitimation ihres guten Verhaltens, Dach und Fach zu geben. Und damit dem Amt wegen Aufnahme fremder Untertanen keine unberufene Last aufgeburdet werde, sollen solche Subjekte, welche aus fremden Aemtern in Büdnerhäuser Unterkommen verlangen, vor ihrer Aufnahme dieserhalb gewarnt werden. Sollten ohne Vorwissen des Amtes Güstrow verdächtige Menschen aus andern Aemtern sich in der Büdner-Kolonie niederlassen, so hat der Eigentüter es sich selbst beizumessen, wenn er sogleich herausgeworfen, und der Eigentümer in Strafe cordemirt werden wird.

So wie Büdner ganz der Jurisdiktion des Amtes Güstrow unterworfen sind, so liegt ihnen auch die Bevölkerung landesherrlicher Gesetze überhaupt, und insbesondere derjenigen, welche wegen des Hypothekenwesens der Erbzinspächter in den Domänen bereits erlassen sind, oder noch erlassen werden, zu schuldigem Gehorsam ab.

Derjenige Erbzins-Büdner, welcher gesonnen ist, seine Parzelle verkäuflich abzustehen, darf solches nicht vollführen, ohne vorher dem Amt davon Anzeige gemacht zu haben. Das Amt wird dann die Qualität des Anäufers prüfen, und nach Maßgabe dessen Aufnahme billigen oder ablehnen. Ausgeschlossen sind im allgemeinen nach konstitutionsmäßigen Grundsätzen vom Ankauf, alle Handwerksmeister welche verfassungsmäßig nicht auf dem Lande arbeiten dürfen, insoferne sie nicht gesonnen sind ihren Professions-Betrieb niederzulegen.

Endlich müssen Anbauer und künftige Eigentümer der Parzellen, auch zu andern gemeinen Büdnerlasten, als zu Besserungen der die Kolonie begrenzenden Wege pp. ihren Anteil tragen, und gegen solche Anordnungen sich nie auflehnen.

Zur Urkunde dessen ist mit allerhöchster Großherzoglicher Kammer-Bewilligung, und in Grundlage vorgedachter Bestimmungen dem Erbzins-Büdner, Weber Däbel zu Nachow dieser Grundbrief von Amtswegen ausgesetzt worden.

So geschehen Amt Güstrow, den 20. Dezember 1817.

(Siegel). Die Großherzoglichen Beamten hierselbst.

Dr. Weber

Dr. Websen.

## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg  
„Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbtiteln RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Bravo! Ja, unsere „Fusser“ schließen vorzüglich, und der Deutsche sitzt nicht still hinter seinem Drahtverhau, wenn der Feind Angriffe vorbereitet.

Auch auf unserem Stützpunkt 11 ist man nicht müßig.

Außen vor den beiden vorhandenen Drahthindernissen soll das übliche dritte angelegt werden. Es wäre besser gewesen, wenn zuerst die äußeren, dem Feinde zugekehrten Hindernisse gemacht worden wären und das dritte als innerstes zuletzt. Aber es ist das äußerste. Das ist natürlich

für die arbeitenden Pioniere und unsere Hilfsmannschaften viel gefährlicher. Zu ihrer Sicherheit muß eine Deckungspatrouille etwa 100 Meter weit ins Vorgelände geschickt werden, so lange die Arbeit dauert. Bei feindlicher Annäherung gibt sie Alarm schüsse ab und alles zieht sich schnell in die gemeinsame Verteidigungsstellung zurück, um das Schußfeld gegen den Angreifer frei zu machen.

Anfang Januar kommen weiße Schafpelzmäntel an. Man sieht fast sibirisch mit den Dingern aus. Unteroffizierposten und Patrouillen werden damit ausgerüstet, damit sie von der Schneelandschaft nicht mehr so herausfordernd abstechen.

„Stieken Se mal, Herr Untroffzier, min Föt (Füße)! De Dinger sitten schön warm, äwer lopen kann man nich dormit.“ Mit diesen Worten zeigt mir ein Kamerad große Filzschuhe, die man über die Stiefeln zieht.

„Fein,“ sage ich. „Wi sünd jo ok to'n Stahn un Standholen, nich to'n Lopen un Utrieten hier.“

Außer einer Anzahl solcher Filzschuhe sind auch noch gefütterte Holzschuhe geliefert. Bei den Füßen fängt das Frieren ja gewöhnlich an und ist da am empfindlichsten und schädlichsten. Hiermit läßt es sich nun schon besser auf Wache und Posten aushalten.

Das Beste ist aber, daß endlich etwas für die unsfertigen Unterstände des Unteroffizierpostens getan wird. Unser Zimmermann, Kamerad Lanz, der sich in Friedenthal durch den Bau einer hohen Schuhwand neben dem Telephonzimmer des Herrenhauses schon ein Denkmal gesetzt hat, hat das nötige Material erhalten und die Unterstände gedichtet und mit Türen versehen.

Als ich am 11. Januar wieder dort aufziehe, kann ich schon etwas drinnen schlafen. Aber da tönt auch schon wieder das garstige „puh, puh“. Unsere Patrouille, die links nach Stützpunkt 12 Verbindung hält, wirft sich schlenzig hinter dem Stacheldraht nieder. Etwa 300 Meter seitlich ist ein dichtes Gebüsch, in dem sich gern russische Schüsse versteckt halten. Die beiden Kameraden sind nur etwa 50 Meter von uns entfernt. Wer weiß, hätten sie nicht die weißen Pelze, wären sie vielleicht getroffen worden. Jetzt knallen auch rechts von unserem Stützpunkt Schüsse. Anderen Morgen hören wir, daß ein lebhaftes Vorpostengeschäft stattgefunden hat.

Auch von der Biegung der Chaussee her, ungefähr ebensoweit von uns gelegen, wie jenes Gebüsch, fallen oft Schüsse gegen unsere Stellungen. Die Russen haben sich durch zahlreiche Laufgräben erheblich näher herangearbeitet, als wie sie bei unseren Novemberkämpfen standen und ihre Stellungen immer fester ausgebaut. Und sie müssen doch wieder heraus!

Wann werden wir das erleben.

## 2.

### Unterm Wellblech.

Der Silvester begonnene dritte Schützenabendienst dauert wie das erstmal im November zwei Wochen. Diesmal lerne ich das unterirdische Leben von einer neuen Seite kennen: Ich wollte den Entwurf meiner „Kompaniegeschicht“ ins Reine schreiben, und das war in einem Graben-Unterstand nicht gut möglich. Deshalb darf ich in eine Wellblechbaracke ziehen. Gefreiter Hahn übernimmt die Führung meiner Körperschaft, worin er mich schon manchmal vertreten hat.

Es tut mir leid, daß durch die Aufgabe der Körperschaftsführung das Band sich lockert, das uns bisher so eng verbunden hat, gerade jetzt, wo meine Körperschaft zu unser aller Freude eine Gruppe für sich bildet, also in den beiden Unterständen eines Grabenstückes zwischen zwei Schulterwehren zusammenliegt, während sie vorher getrennt lag; mit den ersten 11 Körperschaften waren

damals schon alle Unterstände besetzt und wir deshalb zum Schluß auf die anderen Gruppen verteilt worden. Es ist ein so schöner kameradschaftlicher Zug im Soldatenleben, daß diejenigen Leute, die zusammengehören, auch immer zusammenstreben. Jede Körperschaft ist wie eine kleine Familie und hat ein gewisses Familienbewußtsein, ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich überall geltend macht und durch die miteinander geteilten Leiden und Freuden immer mehr gefestigt wird.

Diesmal war nun ein M. G. A. (Maschinengewehr-Abteilung) meine Gesellschaft, meist junge Leute, darunter mehrere Freiwillige. Außer unserer liegen noch fünf Baracken dicht hinter der Kuppe, um die sich der linke Flügel unserer Stellung herumzieht: je eine für unsere Feldwebel, für die Pioniere, die Artilleristen, die Revierkranen und eine zum Sachenirocken und Wärmen für Mannschaften, die übrigens auch in den drei leichtgenannten jederzeit freundliche Aufnahme finden. Hinter dem rechten Flügel des Stützpunktes liegen die Wärmbaracken der 75er und der Offiziere.

Die Länge ist verschieden; unsere Baracke hat 8 Meter; sonst sind die Abmessungen überall gleich: 3 Meter breit und in der Mitte 2 Meter hoch. Zu den seitlichen Eingängen führen Treppen hinunter. Die der Eingangsseite gegenüberliegende schmale Holzwand hat meist ein kleines Fenster, das zu einem Lichtschacht führt. Je mehr man sich den Längswänden nähert, desto mehr muß man eine Haltung einnehmen ähnlich der des schiefen Turms von Pisa. Anfänger im Barackenleben holen sich leicht Kopfnüsse an den Wellblechbogen.

Das Angenehme ist, daß man nicht nur einen Tisch zum Schreiben hat, sondern auch die wohlende Wärme eines eisernen Kochofens und nachts ein Strohslager. Wir liegen in zwei Querreihen mit den Füßen gegeneinander oder vielmehr zwischeneinander, da die Baracke ja nur drei Meter breit ist. Die dabei unvermeidlichen und unfreiwilligen nächtlichen Anrempelungen werden natürlich nicht trümm genommen.

Bon unserer Kompanie liegen noch der Telephonist und drei Burschen bei uns. Und die haben für ihre Herren immer viel zu kochen und zu braten. Die Maschinengewehrleute sind auch keine Kostverächter. Ab und zu geht einer von ihnen zu allerlei Besorgungen nach Lözen und bringt dann Gehacktes mit, woraus die schönsten Buletten gemacht werden. Mehrere Kameraden aus dem Graben besuchen uns häufig mit Maggiwürfeln zum Fleischbrühlochen. Kurz, es bratet und brieselt manchmal stundenlang, und dann ist die ganze an sich ventilationslose Blechhütte voller Qualm. Dazu raucht der Ofen zuweilen vorschriftswidrig, so daß man sich nach der gesunderen Luft der kalten Unterstände sehnt. Kommt es von dem vielen Rauch oder von dem Zug, der durch das zerbrochene Fenster neben meiner Schlafecke eindringt, daß ich tagelang entzündete Augen habe?

Über unseren Telephonisten, Kamerad W., muß ich noch einige Worte schreiben. Er neigt etwas zum Pessimismus. Seine Nerven sind im November durch den damals sehr anstrengenden Dienst am Fernsprecher, den er ohne Ablösung versehen hatte, etwas heruntergekommen. Die muntere Gesellschaft, die hier zusammen ist, hilft ihm wieder auf und löst seine schlagfertige Junge. Wir beide haben manch scherhaftes Redebuell miteinander ausgespielt, aber auch ernsten Gedankenaustausch gehabt. Über der blauen Soldatenbluse trug er eine schwedische Lederweste, die von innen rot gefüttert war. Wenn er vorne das rote Futter nach außen klappete, schien sein martialischer Schnurrbart wohlgemäß darauf herabzublicken und stolz zu flüstern: „Sehen wir nicht aus wie ein leibhafter General?“

Dies hatte der kleine lustige Apotheker, derselbe, der eines Abends als Hauptmann Fuchs im Schützengraben aufrat, zuerst bemerkt und redete daraufhin den Besitzer des stattlichen Schnurrbarzes und der rot gefütterten Weste ehrerbietig an: Herr Telephon-General. Und der Angeredete verstand es von Tag zu Tag besser, diese Aurore mit der nötigen Würde entgegenzunehmen.

Ich mußte an eine Geschichte denken, die mein Großvater gerne erzählte: die Frau eines neuernannten Tambourmajors wird, wie es in Deutschland Sitte oder vielmehr Unsitte ist, mit dem Titel ihres Mannes angeredet: „Goden Dag, Fru Tamburmajor!“ „Ach,“ meint sie herablassend, „seggen Se man fortweg Fru Majur.“

So sagen wir bald auch kurzweg nur „General“.

Aber am Fernsprecher kam unser General den Zivilisten, den Großkaufmann aus der Kleinstadt, doch nicht ganz verleugnen. Es bereitet uns oft Vergnügen, seine lebhaften Handbewegungen und wohlgeformten Verbeugungen zu beobachten, wenn er militärische Meldungen erstattet oder Befehle entgegennimmt.

Zuweilen singt uns Unteroffizier Hoppe von der M.G.A., ein Volksschullehrer, mit seiner weichen melodisch Stimme Volkslieder vor, deren innige, leise Wehmut weckende Weisen und längst bekannte, aber noch nie so tief empfundene Worte mancheelige Erinnerung wachrufen und uns fern der Heimat mitten im starren östlichen Winter und in dem Lärm und Getümmel des Krieges wärme und stärkende Heimatsluft atmen lassen.

Die schönste Zeit zum Schreiben ist abends, wenn die anderen sich schon schlafen gelegt haben. Dann sitzen der „General“ und ich bei gemütlichem Kerzenschein, schreiben nach Hause, und ich übertrage mein stenographisches Manuskript, von dem die Kameraden sagen „Dat kann kein Swin lesen,“ für den Drucker ins Reine; unser Lichtstumpf blinzelte neugierig von seinem Glaschenhals aufs Papier, bis er schließlich ganz selbstständig zu streiken beginnt und, langsam verlöschend, uns ermüdete Federfuchs auf unser Strohlager treibt.

So ein Talglicht hat doch viel mehr Gemütt als Gas und Elektrizität!

Etwas ungemütlich und unheimlich war uns bei unserer Ankunft die Mitteilung der abziehenden vierten Kompanie gewesen: „Hier is allens voll Lüf.“ Daraufhin werden die Baracken und Unterstände zwar gleich sorgfältig gesäubert, aber bei der mangelhaften Reinlichkeit, die man sich im Schützengraben angedeihen lassen kann, fühlt man sich doch dauernd unsicher.

Eines Tages hören wir gegenüber von der Feldwebelbaracke lautes Lachen.

„Dz. soll sofort herkommen,“ sagt Bizefeldwebel Sattler, im Graben Vertreter des Feldwebels Petersen, der sein „Hauptquartier“ weiter rückwärts in Spiergsten hat.

Dz. erscheint mit strahlendem Gesicht.

„Na, was ist denn mit Ihnen los?“

„Ich habe Läufe, Herr Feldwebel.“

Sofort muß er nach Löben ins „Lausoleum“, bekommt dort ein schönes Bad, während seine Kleider ausgeholt werden, und hat dadurch zwei bis drei Tage Schützengrabenferien.

Deshalb das strahlende Gesicht.

Eine Zeitlang liegen die Baracken hoch voll Schnee. Der Januar hat mit scharfem, klarem Frost und eisigen Oststürmen begonnen, am 4. setzt bei Nachlassen der Kälte Schneetreiben ein und verstärkt sich am 5., dann folgt ungesundes, weiches Wetter, das die Grabensohlen mit Schneewasser füllt, und am 8. neues Schneetreiben. Da gibt es tüchtig Schaufeldienst. In unsere Baracke kommt öfter Besuch, zuweilen wie der reine Weihnachtsmann anzuschauen, nicht nur zum Erwärmen und Bouillonkochen,

sondern auch zum Strümpfe- und Wäschewechseln, zum Kleider- und Stiefeltrocknen. Alles ist froh, daß in der letzten Zeit mildes Frostwetter eintritt, bei dem die Gräben wieder austrocknen.

### 3.

#### In allerlei Lebensgefahr.

Diese Beschreibungen klingen ja sehr friedlich. War es denn gar nicht gefährlich?

Nicht mehr so wie im November. Die Angriffe der Russen, die damals und im Dezember sich sehr energisch gegen unseren und die Nachbarstützpunkte richteten, so sehr, daß auf unserem Stützpunkt 11 sogar drei Feldgeschütze entzweigeschossen wurden, setzten seitdem mehr anderwärts ein. Aber dem Tode waren wir doch auch diesmal oft nahe genug.

Gewehrfeuer rechnen wir gar nicht, das haben wir vereinzelt fast täglich. Ungemütlich wird es erst, als die Russen sich in erneutem Sappenangriff gegen Stützpunkt 12 so weit vorarbeiten, daß sie von seitwärts in unseren Graben hineinschießen können. Nach artilleristischer Beschließung werden ihre vordersten Gräben durch Konitzer Patrouillen wiederum zugeworfen. Ein Stück „Spanienkrieg“. Am eiligsten ist das Granatfeuer. Am 6. Januar hören wir plötzlich das wohlbekannte scheußliche Fauchen und Zischen in der Luft, und — rumps — schlägt es ganz in der Nähe ein.

„Eine Granate ist paar Meter vor dem Stand unseres Maschinengewehrs eingeschlagen. Auf das hat's der Russe schon immer abgesehen.“ Mit diesen Worten kommt Unteroffizier Hoppe herein. Der Stand ist ungefähr 30 Meter vor uns. Wir gehen aus unserer Baracke, deren dünne Erdbedeckung gegen Granaten doch keine Sicherheit bietet, und hören und sehen uns die Kanonade, die noch einige Zeit dauert, von draußen an. Die Russen sind doch gut eingeschossen. Einer ihrer greulichen Zuckerhüte trifft genau in unseren Graben bei den 75ern. Ein Kamerad duckt sich etwas zu plötzlich und unvorsichtig und schlägt dabei mit dem Mund derart auf eine Kante des Unterstandes, daß ihm ein Zahn aussfällt, ein anderer bekommt einen Granatsplitter in die Verlängerung des Rückens. Drei Granaten sprengten kurz vor den Offiziersbaracken, eine dicht bei dem Stand unseres Unteroffiziers Tiedt. Ein gräßlich gezackter, großer Stahlsecken surrt mit klingendem Aufschlag zwischen ihm und dem nächsten Posten in den Graben hinein.

„Erhöhte Gefechtsbereitschaft!“ Dies spannende, Kriegergeist weckende Kommando ruft uns abends mehrere Stunden auf unseren Posten im Graben. Die russische schwere Artillerie heult gierig aus finsterer Verborgenheit, auch ihre Infanterie schießt lebhaft.

„De Kirs sind gor nich so dumm, se will'n ehr Patrounen los warden, denn brüken se sic nich mihr dormit to läpen,“ meint ein Schlaufps, den wohl selber schon manches Mal die schwere Last seiner 180 Patronen verdroßen hat.

Wir sparen unsere Munition auf näheren Abstand, wo wir den Feind wirklich sehen können. Aber er traut sich nicht heran, trotz des überaus günstigen Nebelweiters und seiner großen Überlegenheit. Hätte er deutschen Schneid, von uns Landstürmern würde wohl keiner heimkommen.

Auch vom 10. bis 12. erhalten wir wieder Artilleriefeuer. Einmal fallen mehrere Granaten dicht beim „Bombenloch Nr. 1“ nieder. Zu den darin befindlichen Horchposten haben sich zwei andere hineingeflüchtet. Einer von den vier, von den Kameraden früher wegen seiner „Heiligkeit“ oft angezapft, sagt ruhig: „Nu will'n wi uns Herrgott bidden, un denn ward he uns beschützen.“

Willig folgen die anderen seiner Aufforderung und erleben die Erhörung des gemeinsamen Gebetes.

Außer diesen Beschießungen ereignet sich nichts Wichtiges oder Interessantes. Nur von der „Fuchspatrouille“ wäre noch zu erzählen. Sie ist in der Baracke für Revierfranke mit untergebracht, soll stets für Hauptmann Fuchs zu Patrouillen Zwecken bereitstehen oder vielmehr liegen, denn meist macht sie „Klappendienst“, d. h. die dazu kommandierten Kameraden mit ihrem freiwilligen Führer Gefreiten Meyer liegen lang und freuen sich, daß sie nicht als Wachposten aufzuziehen brauchen. Nur einmal, am 5. Januar, dem Vorabend des russischen Weihnachtsfestes, wird die „Fuchspatrouille“ zu einer größeren Unternehmung vorgeschnickt mit Tafeln, an denen Rumflaschen befestigt sind und die sie möglichst dicht vor den russischen Schützengräben recht auffällig sichtbar aufstellen soll. Auf den Tafeln ist in russischer Sprache unser Sieg in Polen mitgeteilt, verbunden mit der Aufforderung, die Waffen zu strecken und zu uns zu kommen, wo gute Verpflegung und warme Unterkunft gewährt werde. Die Patrouille findet das Grabenstück, auf das sie stößt, leer. Hinten aus dem Walde schallt Gesang. Dort haben die Russen sich wohl jetzt zu einer Feier versammelt und singen ihre Weihnachtslieder.

Als Antwort des Feindes auf diesen für soldatisches Ehrgesühl ja beleidigenden Versuch, Ueberläufer zu züchten, erhalten wir nächsten Tag das starke Granatfeuer.

Eine besondere Gefahr lauert auf uns bei der Rückreise. Am 14. Januar kommt die 4. Kompanie wieder aus Löben zu unserer Ablösung. Wir wandern die Chaussee, auf der wir zuerst am 16. November vorrückten, in umgekehrter Richtung und erkennen sie kaum wieder, weil so viele schöne Chausseebäume des Schußfeldes wegen umgelegt sind. Mehrere tiefe, jetzt mit Schnee fast gefüllte Granattrichter auf und neben der Chaussee zeugen von dem heftigen Feuer, das die Russen auf die Zufahrtsstraße unterhalten haben. In Tannenheim besteigen wir froh und arglos vertrauend die Feldbahn, die uns Silvester herbrachte. Und die 3. Kompanie, die in Piezonken war, kommt auf einem zweiten „Zügle“ mit Volldampf hinter uns her. Bald hinter Tannenheim geht's stark bergan, immer langsamer; unser Dampfross kann die Höhe nicht zwingen. Jetzt steht es still. Jetzt gleitet der Zug wieder rückwärts mit wachsender Geschwindigkeit.

Ein Zusammenstoß erscheint unvermeidlich. Unser Feldwebel springt schon vom vordersten Wagen herab und gibt dem Führer des folgenden Zuges Warnungszeichen. Ich sitze in dem vollbesetzten hintersten Wagen, der zuerst aufrennen muß, und zwar sind wir dort so eng eingekleist, daß wir uns kaum röhren, geschweige denn mit unserem Gepäck noch schnell hinausspringen können. Da kommt bei etwa einer Wagenlänge Zwischenraum die Lokomotive des zweiten Zuges zum Stehen und weicht dann zurück; ihr Führer hat noch rechtzeitig die Gefahr bemerkt, Rückdampf gegeben und so den Zusammenprall fast im letzten Augenblick vermieden. Diese Maschine wird nun von ihrem Zug losgelkoppelt und hilft uns von hinten schiebend über die Höhe. Dann gibt unser Dampfrößlein derart Volldampf, daß sein schwarzer Rauchatem den Insassen der vordersten Wagen bedenkliche Aehnlichkeit mit Schornsteinfegern verschafft.

In Feste Bögen ziehen wir wieder in die Kaserne Herrmann ein, froh der beginnenden Erholung vom Höhlenleben.

#### 4.

#### Im belagerten Löben.

Gleich am nächsten Tage müssen wir antreten zur Impfung, der ersten gegen Cholera. Die zweite folgt am

20. Januar, am 26. die erste von drei Impfungen gegen Typhus. Bin kein Freund von diesen Impfgeisten, „aber gut ist es doch,“ muß man wohl mit „Bräsig in die Waterkunst“ sagen. Gott bewahre unsere Heere vor Seuchen! Wie vorsichtig man ist, zeigt die Verfügung, daß auch die ganze Stadtbevölkerung sich der Impferei unterziehen muß. Wer sich weigert, wird ausgewiesen, falls nicht ein ärztliches Attest sich gegen seine Impfung ausspricht.

Wohltuender sind die warmen Duschbäder im Keller- raum unserer Kasernen, die erstmalig am 17. Januar stattfinden. Hei, wie plauschen da die alten Landstürmer in den dampfenden Wasserstrahlen!

Es ist überhaupt manches besser geworden im Kasernenleben als im November. Es gibt jetzt Bettbezüge und je zwei Decken zum Schlafen. Aber die vielen zerbrochenen Fensterscheiben sind noch immer nicht ausgebessert. Das Leben in der Stadt geht im Schutz der Feldstellung ungestört weiter. Der Schulbetrieb kommt wieder mehr in Gang. Im Unterschied zu Friedenszeiten, wo die Garaison nur etwa  $\frac{1}{4}$  der Einwohnerschaft betrug, gibt das Vorherrschen des Soldatenrocks dem Stadtleben sein Gepräge, und die meisten Geschäftsleute scheinen sich „einen guten Rock“ dabei anzuziehen. Lebensmittel sind sehr teuer geworden.

Wir haben wieder Wach- und Arbeitsdienst. Die Kommandantur dringt darauf, daß alle Fremden die Stadt verlassen, der nicht einen genau vorgeschriebenen Ausweis bei sich hat.

Man kann sich einen schöneren Aufenthalt denken als die Wachlokale, in denen wir jedesmal 24 Stunden — Ablösung ist jeden Mittag 1 Uhr — zu bringen. Besonders unbeliebt ist die Kriegstorwache: wie alle Torwachen ein dunkles Loch in der dicken Festungsmauer, das nur ein niedriges, in den Torweg führendes Fenster hat, infolgedessen kellerartig dumpfe Luft und eine Finsternis, in der Tag und Nacht Lampenlicht brennen muß. Der gewölbte Raum hat in der Mitte 3 Meter Höhe und  $4\frac{1}{2}$  mal 3 Quadratmeter Bodenfläche, die für Tisch, Telephonschrank, Sitz- und Schlafgelegenheit für einen Unteroffizier und 15 Mann, von denen fünf zur Zeit auf Wache sind, ausreichen muß. Da heißt es wirklich, seine Knochen zusammennehmen, damit möglichst viele ausgestreckt ruhen können. Für alle gleichzeitig ist es unmöglich.

Große Heiterkeit erweckt die Anordnung, daß die Gräfreservisten auf den Stuben den Präsentiergriff üben sollen, und am 21. der Befehl: Morgen Kompanieerzieren. Für die steifen Knochen nicht übel, aber es klingt uns alten Schützengräblern wie Frieden mitten im Kriege. Brüllt und knattert doch oft starkes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer von den Stützpunkten nach Löben her ein und über die Stadt zur Feste Bögen herüber.

Am 15. Januar versuchten die Russen wieder einmal einen allgemeinen Angriff. Auf der ganzen Linie hört man den ganzen Tag Kanonendonner. Rote-Kreuz-Autos kommen angefaust. In den Lazaretten kommt und geht es. Im Operationsaal gibt's manch schmerzhafte Arbeit. Hier sieht man erst recht, wieviel Kämpfer noch hinter der Front fallen. Immer dichter bewaldet sich der Friedhof bei Bethanien mit schlanken, schwarzen Soldaten-Kreuzen. Die dort ruhen, sie opferten sich „für uns“. Stellvertretendes Leiden und Sterben! Das ist ja auch der Herz- und Kernpunkt des christl. Glaubens. Das große Sühneopfer heiliger Liebe, den stellvertretenden Tod des Heilandes für uns — wie viel besser lehrt der Krieg seine Bedeutung verstehen!

Ich schaue dem Kriege gern in sein ernstes Antlitz, besuche deshalb häufig in dienstfreier Zeit die Kameraden in den Lazaretten. Bei den jungen findet man immer wieder den Gedanken: zurück ins Feld. Ein 17jähriger strammer Soldat war nur drei Tage draußen, da wurde er so

verwundet, daß ihm ein Bein abgenommen werden mußte. Sein größter Schmerz ist nun, daß er nicht wieder mitstreiten kann fürs Vaterland. Die schon lange draußen waren, haben mehr Friedenssehnsucht. Vielen spürt man es an, daß sie im Felde, z. T. in tief erschütterndem Erleben, etwas gelernt haben, was Ewigkeitswert hat.

In der Nacht vom 23. auf den 24. Januar ist der Geschützdonner besonders stark. Nächsten Morgen hört man, es sollen viele Hunderte von Russen tot vor und in den Drahtverhauen liegen. Am 26. ist herrliches Fliegerwetter. Ein deutscher Flieger, durchs Glas am schwarzen Kreuz auf seinen Flügeln sennlich, kreist über den feindlichen Stellungen. Man sieht von den Straßen Löhens aus, wie er von russischen Schrapnells verfolgt wird. Die weißen Wölkchen der unter und neben ihm platzennden Geschosse stehen noch lange hoch droben hellbeleuchtet im Sonnenschein.

Kaisers Geburtstag feiern wir im Dienst: Wir ziehen auf Wache.

### 5.

#### Wieder im Maulwurfskrieg.

„Alles aufstehen!“ So ruft in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar ½ 1 Uhr der Unteroffizier vom Dienst in alle Kasernenstuben. Eine gute Stunde später begeben wir uns wieder auf dem „Rückwärts-Aufschbähnchen“ bis Tannenheim; von dort aus auf Schusters Rappen durch die kalte Winternacht in die kalten Schützengräben, die dritte Kompanie nach Stützpunkt 14a, wir wieder nach Stützpunkt 11.

Es ist ein einzig schöner, frostklarer Winternorgen mit all dem stillen Zauber, den die märchenhafte Pracht des Rauhreises mit schimmernden Gewändern über Haus und Baum, Baum und Strauch, Wälder und Felder wirft. Selbst die reißüberzuckerten Ruinen der zerschossenen Häuser erscheinen zauberhaft schön, die Stacheldrahtverhause haben in der weißen Umkleidung ihr heimtückisch-hartes, boshaft-spitziges Aussehen ganz verloren. In diese reinzeweitende Welt dringt es wie ein schriller Röhrlang, was wir jetzt hören und sehen. Die Russen sind am Schießen. Ein Gehöft von Soldahnen geht in Flammen auf. Der gewaltige Rauch und die hohe Feuerlohe lassen auf große Futtervorräte schließen. Zwei russische Fesselballons suchen unsere Stellungen ab und werden heftig, aber leider vergeblich beschossen.

Die erste Nacht ist einfach schauderhaft. Der Fußraum in unserem Unterstand ist bis zur Höhe der Erdbank mit größtenteils verbrauchtem Stroh ausgefüllt. Wir müssen mit gerade ausgestreckten Beinen sitzen, 5 Mann in einen Luftraum von höchstens 5 Kubikmeilen. Der strengen Kälte wegen ist die Tür dicht geschlossen. Es dunstet dermaßen, daß der Doppelposten, den jede menschliche Nase als Kontrolle des Luftröhrlers hat, sich sträubt, solchen Gestank hereinzulassen. Unwillkürlich atmet man weniger tief. Aber das geht nur kurze Zeit. Dann holen die Lungen, die mit dieser Einschränkung der Luftzufuhr nicht einverstanden sind, um so tiefer Atem. Das bringt den Körper bis ins Innerste zum Erschauern. Nein, lieber frieren, daß das Gebein klappert.

(Fortsetzung folgt.)

## Dei Instanzenweg

### Dei Wedd.

Ein Buer mit Wullkittel un Saundagstock kümmt nah dat grot Geschäftshus Karstadt rin. Den Geschäftsführer swahnt sowat von die Geldtasch von wägen grad Swiengeld bört un kümmt sülwen an, höflich as ümmer, un fröggt, wat hei köpen wull.

„He,“ seggt dei Buer, „ich will sowat hewn, wat ic up'n Lannen nich kriegen kann.“

„Dat's recht! denn kamen S' man tau uns. Bi hew'n allens!“

„Ich glöw, Sei hew'n 't of nich.“

„Dat wier jo gelacht! Wat is dat denn?“

„Ich, wotan irst lang'n vertellen! Sei hew'n of nich allens!“

„Willen wi wedden?“

„Ja, man tau. Teihn Daler.“

„Nee, fördig Mark.“

„Ol dat.“

„Feder irekt 'n gräunen Schien rut; zwei Tügen warden halt, un denn mütt dei Buer mit sien Ausliggen rut.“

„He, denken S' mal an, mien ein Kauh is blind worden, ic mügg 'ne Kauhbrill köpen.“

„Die weie Tied, gaud Mann, Kauhbrillen hew ic würlich nich!“

„Hew ic jo seggt. Wedd gewunnen. Hattschüs of.“

„Hollt mal! — Dat Kophus Tieb hett so'n Dinger. Dor gahn S' man hen!“

„Denn will ic dor mal mien Heil versäufen.“

Dei Geschäftsführer klingelt fir an bi Tieb: soundso geht em dat, nu kümmt dei Buer nah ehr sei soelen man mit em wedden, oewer nich tau knapp, dat of hei sien Schaden wedder ruftriggt.

Dat wier dunntaumals, as Mäkelborg noch 'n Großherzog hadd. Dunn föhrte mal de Landfürst oewer Land un feum in ein Dörp, dor wier soval Maar um Maus in, hei wier bald mit sienem Wagen in dei Slaglöcker staken bläwen. Bör den Dörpkraug, wo dat bätten drög wier höll hei still un rin nah den Kränger. Hei leut sich 'n Glas Bier bringen un geiw för den Wirt of ein'n ut. As de Beiden sic dat gemütlich makt hadden, säd dei Großherzog:

„Dei Dörpstrat is jo jo deip und smutig. Lett sic dor nix bi daun?“

„Nee, gornix.“

„Gahd doch mal nah'n Schulten, dei soll dei Buern för dei Gemein föhrn laten.“

„Denn möt hei sülwen of föhrn, un dat will hei jo grad nich.“

„Denn seggt dat den Landrieder, dei soll den Schulten dat seggen.“

„Dei Landrieder führt oft bi'n Schulten an, dei Beiden bietn sic nich.“

„Denn gahd nah't Amt.“

„Dat Amt schickt den Landrieder, dei Landrieder geiht nah'n Schulten, un allens bliwt bi'n ossen.“

„Denn schriewt doch mal an dei Regierung.“

„Rügt of nix. Dei Regierung schickt dat an't Amt, dat Amt schickt den Landrieder, dei Landrieder sitt bi'n Schulten, un makt ward nix.“

„Na, denn seggt dat den Großherzog sülwen!“

„Den Großherzog? Ja, dei seggt dat in dei Regierung, dei schickt dat an't Amt, dat Amt schickt den Landrieder, dei Landrieder sitt bi'n Schulten, un makt ward wedder nix.“

„Taun Dunner nochmal: ic sülwen bün doch dei Großherzog!“

„Denn maken S' blot, dat Sei wiederkamen, wenn dei Landrieder Sei dröpft, hei nimmt Sei mit!“

Bi Dies nimmt dei Geschäftsführer den Buern fürt in Empfang, un dei Komedi geiht noch mal los. Dei Wedd ward ansetzt up hunnert Mark, dat Geld kümmt in'n Pott, zwei Tügen stahn dorbi, un dei Buer mütt nu rut mit den Ladstöck.

„Je,“ seggt hei, „ich hew bannig Mollör hadd up minen Hof. Denken S' mal an, mien grot Hahn hett sicl einen Löhn abraken: Ich wull em giern poor Schauh verpassen!“

„Hahnenschauh? Kein Staubbrill? Hahnenschauh hew'n wi nich!“

„Dat Geld is mien!“ seggt dei Buer un strickt den Töller ledig.

„Nu oewer rut,“ seggt dei Geschäftsführer, „mit so'n Mäthens mütt nah'n Juden Wertheim gahn.“

„Kann ich daun,“ seggt de Buer.

Hei stakt den wieder un kümmt bi Wertheim an. Den Chef von't Geschäft swahnt nix Leggs, un as dei Buer anfangt von „man lütt Geschäft, nich allens tau hew'n,“

dunn smitt sicl dei Chef in dei Bost un bütt em ne Wedd an so hoch, as dei Buer Lust hett.

„Fießhunnert Mark,“ seggt hei un treckt dei Schiens rut. Dei Wedd ward dichtmalt, Tügen warden raupen un dei Buer mütt Hals gäwen.

„Je,“ seggt hei, „mienken ollen Aeiver is dei Stiert anforn, nu sett hei 'n ümmer so lang dasbammel, dat mag dei Deuwei lieben. Ich wull'n Futteral för sienen Swanz.“

„Au waih geschrien, was hab ich Futteral für Ebrichtschwanz!“ röppt dei Chef.

„Denn is't mien,“ seggt dei Buer. Dei Wedd is gewunnen. Disse hier un dei grot Wedd mit den Gaudsheern of. Dei sad tau mi, dei Buer un sien Ossen wiern liek dumm, un dunn hew icl em seggt, dat geitw männigen Ossen in Rieftäwel un männigen Eddelmann achtern Blaueg. Wenn hei Lust hadd, wussten wi Beid uns mäten. Dunn hett hei mi updragen, wenn icl drei grot Geschäftslüd in dei Stadt oewerdüwelt krieg, süss icl sien beiden besten Pierz hew'n. Kreig icl dat nich bät morgen abend, mütt icl em dusend Daler gäwen. Ich hew mien Geld verdeint!“

## Alt mine Festungstied.

Friß Reuter.

(Fortsetzung.)

Den annern Morgen gung 't nah Daems. — Wer in verleden Tiden in Mecklenburg dat Wurt Daems hürte, den würd so tau Maud', as wec Lüd', wenn von de Kräb de Red' is, hei malte sicl 'ne ganz falsche Vorstellung, denn icl heww binah luter ihrliche Lüd' in Daems lennen sihrt. Daems was dummals de Russas von ganz Mecklenburg; aewer mit Unrecht. Daems hadd sine swacken Siden, as minischliche Jurrichtung aewerhaupt, aewer as Festung hadd Daems blot starke Siden, trohdem dat de oll langbeinige Spigelburg mit de groten Ogen ümmer die Festung in früheren Tiden stürmt hadd, denn hei was ümmer stats unner dat Dur dörch, haben dat Dur weg gahn. Daems würd verteidigt up de ein Sid von de Elw — grot Elw, lütt Elw, oll Elw, Elwen-Graven — denn von de Eld — grot Eld, lütt Eld, oll Eld un saeben Elden-Graven; von de anner Sid dörch sine natürliche Lag' un den Bokup-Eldenaer Sand — för 'ne Festung gor nich tau betahlen. — 'T was 'ne grote Gegend un Bok un Haß sädien sicl dor „Gu'n Morgen“; Minschen wahnent dor nich, un sei sädien jo, sülwst de Franzos' wir ümklihrt, as de Sand em bei an den Schinken gahn was. — Uterden würd 't noch dörch en Brüggentoll verteidigt; de Magistrat hadd weisslich för dat einzige Dur en Brüggentoll inricht', wo för jedes Pierz en Gröschen betahlt werden mütt, dat was den Feind tau dür un hei führte leiwerst nah den roden Hus' un verteerte dor up Amts-Rebett sin Geld in Bradaal un sure Gurken. — Wen Daems tau de Tid hütren ded, wüsst kein Mensch; de Festung hürte den Großherzog, dat sad hei nicht allein, sünnern of sin Oberstleutnant, den hei as Kummandanten dor insett' hadd, un doraewer was of kein Strid; aewer wen de Stadt hüren ded? — De Oberstleutnant sad, hei wir nich blot Kummandant von de Festung, hei wir of as Guvernör von de Stadt, un sien Großherzog hürte de Stadt of, un wenn hei de Festungsflock stellen ded, deun müttde de Städtköster sicl dor nah richten. De Köster sad aewerst, hei rich'te sicl nah de Sünne; un de Oberstleutnant un de Großherzog hadden em in de Ort nicks tau befehlen.

As dese Strid so recht in 'n Gang was, kamm mit ein

Mal en drüdden Pretendent, dat was de Herr Stadthauptmann Zachow, de bewes' sin Recht ut de superficies; hei wæs' nah, dat em von Rechts wegen all de Stratenmeß tauftaum, un dat Zeder an sine Stäweln des Abends sehn kunn, up weckern sien Grund un Bodden hei spazieren gahn wir. Nah mine Meinung, ahn 'ne hoge bundesdägliche Austrägal-Instanz vörgraben tau willen, hadd de Mann Recht: Daems hürte em tau. Un hei was of bet an sien seligen Tod en billigen Regent, denn hei regirte still för sicl hen, un jedes Lök in sine Regirung würd mit den Stratenmeß tauftopp — blot gegen den Stadtmus'kanten was hart, denn hei kunn kein Musit verdragen, un wenn hei länger an de Regirung bleiven wir, denn wir Daems maeglicher Wif' de einzige Festung west, de von den Musikdeutwel nich robert worden wir. — En güng 't as Eurwig Philippen, den hett de Herzog von Modena un de Bauldrücker Pompejus in Glas meindag' nich anerkennt — em erkennte de Oberstleutnant nich an; sin grösste Find was aewer sin Nahwer Leutnant Lang', de de ekkliche Gewohnheit hadd, des Nachts up de Fidel tau spelen; un sei seggen jo, hei fall em ein Mal paddendod un Daems wedder in den Besitz von den Großherzog spelt hewwen, wat aewrigens grad' keine Kunst was, denn de Stadthauptmann hinnerlet keinen Erbprinzen.

So sach dat in Daems ut, as icl des Nahmidders Klock drei in den Jehannsmand ein dusend acht hunnert un negen un dörtig aewer de Stadtbrügg führte, un de Schandor den Brüggentoll betahlt. — As icl in den Gasthus' ankamen was, treckte icl mi en ganzen nagelnigen swarten Kleidrock un swarte Hosen an — de hadd icl mi in Gr . . . up de Lezt noch malen laten, dat icl minen Großherzog Paul Friedrich doch kein Schand' malte, un hei doch keinen Lumpen in 't Land kreg' — un lep minen Schandoren weg, nah 'ne Tanten von mi, de as Wittfrau dor wahnent un mi mit alle maegliche Fründlichkeit upnamm. — Dunner! wat was icl för 'n Kirl worden! En swarten Liwrock hadd icl up den Liw', in de Tasch hadd icl Geld — Franzing, weitst noch? — in 't Gewissen hadd icl de königlich preußische Urphede, un mi hadd icl noch 'ne gaudi Tanten för de Nothfäll; aewer den preußischen Schandoren hadd icl doch noch up de Hacken. Hei

grey mi hir wedder, un nu hülp dat nich, ic mücht mit up de Festung.

Nu begaww sic dat, dat den Stadtköster sine Alock grad' vir slog, un dat de lüttten Schaujungs ut de Schau kemen, un as de den preussischen Schandoren tau seihn kregen, kann hei ehr so niglich vör, dat sei uns tau Gefallen wedder ümföhren deden, un as wir uns verbistert hadden un, stats rechtlich, linsch gahn wieren, halsten wi uns de annernlüttten nüdlichen Gören ut de Elw'srat un de ganze Gegend of noch af, un nu gewen sei uns mit allerlei Juchhei! dat Geleit up de Festung:

Ich aber gung mit Weinen  
Zu Daems woll über die Steinen,  
Woll vor's Kommandanten-Haus.

„Guten Tag! Guten Tag, Herr Kommandant!  
Ich hab' eine Bitt' an Sie:  
Wollet meiner Bitt' gedenken  
Und mir Eure Gnade schenken,  
Dazu ein frei Quartier.“

As wi 'rinne nah em kemen, satt hei dor in en gräunen Sommerrock vör en swartes Schapp, wat hei sinen Arbeitsdich näumen ded, un les' in de ollen verfluchten Wivergeschichten von Henriette Hanke, un as ic em „Gu'n Dag böd, smet hei Henriette Hanke bi Sid un frog mi: „Ach, das sind Sie woll?“ — „Ja,“ säd ic, „dat wir ic.“ — „Na, hören Sie mal,“ säd hei, „wir haben schon lange auf Sie gelauert, ich habe Ihnen ein gutes Quartier angewiesen, und Ihre Frau Tante ist hier gewesen, und hat alles gut für Sie eingerichtet.“ Dormit stunn hei up, makte de ein Dör von sin Schapp up, halte 'ne Buddel un en Virglas 'rute, schenkte en dristen Strämel Rotspohn in dat Glas un höll mi dat hen: „Na, da! Trinken Sie man mal.“ Un as ic dit in allen Respekt farig kregen hadd, schenkte hei fördern Schandoren in dat sülwige Glas in: „Da! Wollen Sie auch mal?“ — Un de Schandor wußt ot. — „Na,“ wendl hei sich dunn wedder an mi, „wie ist Ihnen denn das bei den Preußen gegangen?“ — „Ja,“ säd ic, „man ganz swack.“ — „Ja,“ lachte hei, „das glaub' ich, die Preußen die fackeln nicht lange,“ un dorbi sek hei den preussischen Schandoren von haben bei unnen an un würd ot bi dese Gelegenheit sin Portepéh ansichtig. — „Was Dausend,“ frog hei, „wie ist das jetzt bei den Preußen mit dem Portepéh?“ — Un de Schandor mücht em dat wisen, wo dat dörchschaten un knüppi warden mücht, un as em dit gefallen ded, säd hei: „Nun will ich Ihnen was sagen, nun gehen Sie mal hin zum Hauptmann von Hartwig und sagen Sie ihm, ich hätte mir das angesehen und es hätte mir gefallen; er sollte sich das auch ansehen, wir wollten das hier bei unseren Truppen auch so einführen; und Sie,“ säd hei tau mi, „können nu 'rüber gehen und es sich bequem machen, und dann kommen Sie man wieder her, dann sollen Sie mir und meiner Familie erzählen, wie's Ihnen in Preußen gegangen ist.“ —

De Sak, de kunn mi gefallen, de oll Herr was idel fründlich, un wenn hei ot so utsach, as hadden sic bi em vele Eigenheiten inquartiert, so hadd hei nu nahgradens ot 'all en Recht dortau, denn hei was gegen de Achtzig 'ranne un all lang' Kommandant in Daems, un dat makt den Kopp eigenwillig.

Ich gung nu 'raewer nah min fri Quartir, dat lagg up de Wach; aewer as ic de Trepp mir nichts dir nichts 'ruppe stigen wußt, stellte sic en ollen langen utgedeinten Herr in 'ne olle lang' utgedeinte Leutnantis-Uneform vör mi hen un frog mi: „Um Vergebung zu fragen, sind Sie nämlich der Herr Reuter?“ Ja, säd ic, so wir min Nam. — „Denn muß ich Ihnen sagen, daß sie einen großen Verstoß nämlich gegen die hiesige Wachordnung begangen haben; Sie hätten sich nämlich erst hier melden müssen, bevor Sie zum Herrn Kommandanten gingen, nämlich zum

Herrn Oberst-Leutnant.“ — Ja, säd ic, dat ded mi sed; aewer ic mücht hengahn, wo de Schandor hengüng, un wenn einer en Verfehn makt hudd, denn haddt de dat dahn. — „Oh, es macht auch gar nichts aus,“ „treten Sie gefälligst näher — nämlich hierher,“ un nödigt mi in de Offzirer-Wachstuw 'rinne.

Na, von wegen de Höflichkeit mücht ic jo denn nu folgen un frog nu: mit wen ic de Ihr hadd. — „Ich bin nämlich der Premier-Leutnant R.“ säd hei, „Sr. Königlichen Hoheit, der hochselige Großherzog, Friedrich Franz nämlich, haben die hohe Gnade gehabt, mich bei meinem fünfzigjährigen Dienst-Jubiläum zum Premier-Leutnant zu ernennen.“ — Na, de Mensch will doch ot höflich sin, ic säd also: „Wohl nicht wegen der langjährigen Dienste, sondern wegen der Verdienste.“ — „Ach nein!“ säd de olle gauke Mann, „Verdienste habe ich gar nicht.“ — „Aun, dann wegen Ihrer Dienste in den Feldzügen.“ — „Feldzüge,“ säd hei ganz ruhig, „habe ich gar nicht mitgemacht. Bloß 1812 habe ich mal 'ne Partie Ochsen nach Polen geleiten müssen; denn Sie müssen wissen, ich stand bei den Reutern zu Pferde in Ludwigslust, wir hatten Blau mit Gelb und waren nämlich unserer funzig, hatten aber nämlich nur fünfundzwanzig Pferde, die mußten wir immer umschichtig gebrauchen, und weil sie nämlich nicht reichten, rießen die bösen Buben immer hinter uns her: „Ledderbom! Ladderbom!“ womit sie nämlich sagen wollten, die Hälfte von uns müßte auf den Leiterbaum reiten.“ —

De Sak würd mi plesirlich; ic vertellte mi wider wat mit den ollen Herrn. „Ja,“ säd hei, „meine Stellung bei den Reutern zu Pferde in Ludwigslust war einträglicher als meine jetzige; ich war nämlich Feldwebel und hatte außer meinem Traktament noch all die Bittschriften an Sr. Königlichen Hoheit, und da hatte ich einmal das Glück, einer alten Frau eine sonderbare Pension zu verschaffen. — Sr. Königlichen Hoheit hatten nämlich die Gewohnheit, die alten ausrangierten Jagdhunde nämlich gegen einen Taler monatlich in Rost zu geben, und die alte Frau hatte die Auwärtschaft auf die nächsterledigte Pension; nun hatte ich aber in Erfahrung gebracht, daß einer der großherzoglichen Jagdhunde aus dieser Welt geschieden war, und kam für die alte Frau nämlich um die Hundepension ein, und — richtig! — sie erhielt sie.“ — Na, säd ic, denn hadd hei sich doch dor sehr verdeint üm de Welt matt. — „Ja,“ säd hei, „das wohl, aber es waren auch mancherlei Verdrießlichkeiten dabei. Zum Exempel nämlich war mal der hochselige Erbgroßherzog Friedrich gestorben, und ich hatte die Leichenwache; es war nämlich Befehl, keine Kinder und keine Dienstmädchen zuzulassen. Nu, denten Sie sich, nu kommt der Obermedizinalrat Sachse mit seiner kleinen Tochter anzugehen. — Ist sie ein Kind, oder ist sie's nich? — Ich kann doch nun nicht fragen, nämlich wie alt sie ist; das würde nämlich ungebildet heraus gekommen sein. — Aber ich saßte mich und fragte nämlich: Um Vergebung mein Fräulein, haben Sie schon das heilige Abendmahl genossen oder nicht? Und wenn ein Mädchen kam, was mir nämlich als Dienstmädchen vorkam, fragte ich: Um Vergebung zu fragen, sind Sie 'ne Jungfer oder sind Sie 'ne Mamsell? — Damit bin ich durchgekommen.“ — Dat wir schön,“ säd ic, aewer nu, hier in Daems hadd hei denn ot woll ruhige Dag. — „Alerger,“ säd hei, „und böse Buben gibt's allenthalben, und hier erst recht. Sehn Sie,“ säd hei un wistte up sin oll ihrlich Mundstück, „ich bin ein alter Mann, und die Borderzähne sind mir ausgefallen, und ich kann des Abends die R-hunde gehe und die Schildwache rufst: „Wer da?“ dann antworte ich „R-hunde“, und dann rufen die bösen Menschen immer „Hunde vorbei!“

(Schluß folgt.)

# Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erschint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 4. Juni 1938

Nr. 6

## Die Jagd in vorgeschichtlichen Zeiten

(Nach einem Rundfunkvortrag in der Nordischen Rundfunk A. G.)

Schon sehr lange wußten die Römer von ihren Grenznachbarn im Norden, den Germanen, aber niemals hatte einer versucht, in ihr Land einzudringen. Erst Julius Caesar unternahm das, etwa fünfzig Jahre vor der Zeitwende überschritt er den Rhein, suchte die nächstliegenden Siedlungen auf und konnte in seinen Kriegserinnerungen als Augenzeuge darüber berichten. Uns fällt dabei auf, daß er ausführlich von der Jagdliebe der alten Germanen erzählt. Sie sind eifrige Jäger, sagt er, die Jagd steigert ihre Kräfte und läßt Menschen von riesiger Größe heranwachsen. Das erschien ihm so merkwürdig, daß er sich viel davon erzählen ließ, und diese Gelegenheit haben die alten Germanen benutzt, um ihm „einen Bären aufzubinden.“ Manche Jäger übertragen heute noch gerne ihre Erfahrenheit und Erfolge, wir nennen das Jägerlatein. Das hat es vor 2000 Jahren auch schon gegeben, wie wir hier hören. Da erzählen sie dem Römer von dem merkwürdigen Einhorn, das in den Wäldern leben soll. Wir kennen es aus dem Märchen vom tapferen Schneiderlein. Damit erzählten sie ihm von den Elchen, die keine Gelenke in den Beinen haben und immer steifbeinig herumspazieren müssen. Hingegen dürfen sie sich nicht, denn dann können sie nicht wieder aufstehen. Wollen sie schlafen, dann lehnen sie sich an feste Bäume an. Das benutzen angeblich die germanischen Jäger. Sie kennen die Schlafbäume der Tiere, hacten denen die Wurzeln ab oder sägen sie so an, daß sie bei der Berührung fallen müssen. Lehnt sich der schlafmüde Elch dagegen, fällt er mit dem Baume um und wird die leichte Beute der Jäger. Man kann sich gut vorstellen, wie die alten Germanen gelacht haben, als Caesar diese schönen Jagdgeschichten voll glänzigen Erstaunens anhörte und sie auf seiner Wachstafel notierte. Dann berichtet er noch von der Jagd auf den Aurochsen, den riesigen wilden Stier, dessen Horn sich der Bezwinger am Rande mit Silber einfassen ließ, um es bei Gastmählern als Trinkgefäß zu benutzen. Die Aurochsen sollen etwas kleiner sein als Elefanten, dazu außerordentlich kräftig und schnell. Sie schenken weder Menschen noch Tiere, die in ihren Bereich kommen; man fängt sie eifrig in Gruben und tötet sie. Dadurch sollen die Jünglinge in dieser Art der Jagd geübt

und zu allen Anstrengungen abgehärtet werden. Und von andern Römern wissen wir, daß noch mehr wilde Tiere in den germanischen Urwäldern lebten. Als Drusus auf seinem Zuge zur Elbe kam, graulten sich seine Soldaten, als Scharen von Börsen nachts das Lager heulend umkreisten. Und ein römischer Offizier weihte seiner Jagdgöttin Diana einen Altar mit der Inschrift: „Zum Dank dafür, daß ich binnen 6 Monaten 50 Bären gejagt habe.“ Es war also recht gefährlich in unsren Wäldern spazieren zu gehen, man mußte jederzeit jagdbereit sein, und die Jagd war ein Kampf auf Tod und Leben.

Das war sie naturgemäß noch viel mehr in den Zeiten, als die ersten Menschen auf der Welt lebten und in stetem furchtbarem Kampfe um ihr Dasein standen. In kleinen Horden durchstreiften sie ihr Jagdgebiet und suchten Nahrungsmitte, denn sie verstanden es noch nicht, den Acker zu bebauen, hatten keine Haustiere, wohnten auch nicht in festen Häusern, sondern in Naturhöhlen an steilen Felswänden, die sie oft genug in erbittertem Kampfe verteidigen mußten. Da kam eine ganze Bärenfamilie an, vielleicht lockte sie auch diese Höhlenwohnung. Die Männer standen am Steilabfall, große Felsblöcke in den Händen, die sie von oben auf die heranziehenden Bären hinabschleuderten, ihnen die Schädel zerschmetternd. Oder die herumschweifende Horde entdeckte eine schöne sonnige Höhle, aber die war schon von Höhlenbären bewohnt. Es galt diese zu vertreiben. Man türmte vor dem Eingang Felsen auf, vermauerte ihn also, bis die Tiere dahinter an Hunger und Entkräftung zu Grunde gingen. Um das zu beschleunigen, benutzte man das Feuer und räucherte die Raubtiere aus. Die erschlagenen oder im Rauch erstarrten Bären wurden verzehrt, wobei das Gehirn und das Mark der Röhrenknochen als besonderer Leckerbissen galt. Die weichen Felle boten eine warme Unterlage beim Schlafen, die Sehnen dienten als Bindsäden, aus den Knochen machte man allerlei Geräte, und der Unterkiefer lieferte eine furchtbare Waffe, denn der lang vorstehende scharfe Eckzahn konnte selbst dicke Knochen glatt durchhauen. Wir haben in den Wohnstätten der Urmenschen Schädel gefunden, bei denen das kreisrunde Loch in der

Gehirndecke nur von solchem Bärenzahn herstammen kann.

Andere Jäger durchbohrten den Zahn in mühseliger Arbeit und hingen ihn sich als Jagdtrophäe um den Hals, ebenso wie die gewaltigen Hauer der Wildeber. Von allen geehrt wurde der Mann, der eine ganze Kette solcher Siegeszeichen als Schmuck anlegen konnte. Aus späteren Zeiten kennen wir das auch aus Mecklenburg. Im Rostocker Museum liegt ein durchbohrter Bärenzahn, und auf der Ostorfer Insel bei Schwerin fanden die Ausgräber das Skelett eines steinzeitlichen Jägers, um dessen Hals sich eine Kette aus durchbohrten Zähnen erlegter Jagdtiere schläng. Man legte eben in alten Zeiten nicht nur Gewicht auf das Fleisch des Tieres, sondern benutzte alles, was es bieten konnte. Man jagte ja nicht aus Lust am edlen Wildverlust, sondern die bitterste Not, der schwerste Lebenskampf trieb dazu. Es galt nur ein Gesetz dabei: jedes erbbare Tier, das in den Machtbereich des Jägers kam, zu töten und zu verzehren. Und als erbar musste damals eigentlich alles gelten, wählerisch durfte man nicht sein, auch Igel und Iltis, Fuchs und Wolf wurden gerne verzehrt.

Außer dem Fleisch der erlegten Tiere bot die Umwelt wenig genug. Die Leute sammelten in raslosem Umherwandern alles, was sie an Eßbarem fanden, wie es die Jahreszeit jeweils bot, vor allem Pflanzenkost, Früchte, Samen. Das war aber häufig nicht viel, oft genug werden die Altsteinzeitleute sich hungrig schlafen gelegt haben. Dies Sammeln war vor allem die Aufgabe der Frauen und Kinder. Der Mann dachte an Jagd, er wollte kräftige Fleischnahrung haben. Da traf die Horde auf frische Wildspuren, und sofort ging man ans Werk. Das aufgespürte Tier, ein Wiederkäuer, war offensichtlich krank. Da setzten sich alle Männer in Galopp und hetzten es ununterbrochen, ließen ihm keinen Augenblick Ruhe zum Wiederkäuen oder Ausruhen, bis es völlig ermattet zusammenbrach und von dem Verfolger erschlagen wurde. Als Jägerei würde man das heute nennen, aber der Kampf ums Dasein, bitterster Hunger nach Fleisch ließ keine Wahl, man musste das Tier bekommen, wie, war gleichgültig. Jedes Mittel galt als recht, wenn man nur zum Ziel kam, deshalb wagte man sich auch an die größten und gefährlichsten Tiere heran. Unser mecklenburgisches Land lag damals noch unter einem dicken Eispanzer begraben, hier gab es kein menschliches und tierisches Leben, aber im Süden, wohin das Eis nicht kam, breitete sich weithin die Tundra aus, eine Moos- und Grassteppe, wie jetzt etwa in Nord-Sibirien. Und darauf wanderte eine Tierwelt umher, wie wir sie heute nicht mehr kennen. Mammút, Nashorn, Riesenhirsch, Wildpferde, große Antilopen, Bären und selbst der Löwe. Und denen stand nun der Mensch gegenüber, ohne Naturwaffen, wie jedes Tier sie hatte, und oft genug wird nur List oder schnellste Flucht ihn haben retten können. Nur in etwas war er dem Tier überlegen, und das ist die Herrschaft über das Feuer. Schon die ersten Menschen, die wir auf der Welt kennen, verstanden sich Feuer zu entfachen. Wie sie das gelernt haben, wissen wir nicht. Ursprünglich gewann man es vielleicht, wenn ein Blitzschlag einen Baum oder das trockne Steppengras entzündet hatte, dann nahm man wohl einen brennenden Ast mit in die Höhle und nährte das Feuer mit großer Sorgfalt, daß es nicht ausging, später lernte man es jederzeit beliebig zu entfachen. Das Feuer wurde der Freund des Menschen, es half ihm sein hartes Los zu tragen und ermöglichte ihm das Überstehen der eisigen Winter. Das Wild aber hatte Angst davor, voll Entsetzen flüchtete alles Getier vor dem Feuerbrände davon, selbst das größte. Und gerade dieses zu erlegen lockte den Menschen. Denn da gewann er mit einem einzigen Erfolge eine solche Menge Fleisch, daß die

ganze Horde auf längere Zeit genug hatte und sich ordentlich fülligen konnte. Dazu brauchte man aber Waffen, und diese wurden aus Feuerstein gemacht. Ein geschickter Mann schlug einen Steinknollen zweckentsprechend zu, etwa mandelförmig, so daß das dicke Ende gut in der Hand lag, während die andere Seite etwas zugespitzt wurde. So entstand eine kräftige, gefährliche Schlagwaffe, der sogenannte Faustkeil, der jahrtausende lang das Hauptgerät der Altsteinzeitleute blieb. Mit dieser Waffe konnten sie sich wohl an kleinere Jagdtiere heranwagen, aber den großen Dickhäutern und Raubtieren gegenüber genügte sie nicht, man mußte sich anders helfen. Und da denken wir an das, was Cäsar von den Germanen seinerzeit erzählt hat: Man mache Wildgruben. Nachdem der Wechsel der Tiere genau ausgkundschaftet war, d. h. der Weg, den sie regelmäßig zu nehmen pflegten, grub man darauf eine ganze Anzahl von Fallgruben, teils auf dem Wege selbst, teils rechts und links davon. Es mag eine sehr mühevolle Arbeit gewesen sein, diese Gruben mit dem ganz einfachen Werkzeug auszuheben, aber mit Fleiß und Geduld schaffte man es. Trichterförmig wurden sie angelegt, über einen Meter tief, am oberen Rande über zwei Meter breit. Natürlich mußten sie so ausgestaltet werden, daß das Wild nicht misstrauisch wurde. Deshalb überdeckte man sie mit Reisig, Gras, Rassenstückchen, legte auch wohl Lösung der Tiere darauf, um alles möglichst unverfänglich erscheinen zu lassen. Dann warteten die Jäger ab, bis die Herde heranzog oder trieben sie auch mit lautem Schreien oder mit geschwungenen brennenden Zweigen heran. Das voranseilende Tier brach mit dem Vorder- oder Hinterlaufe ein, es fiel in die Grube, wo es mit gebrochenen Beinen liegen blieb, die andern suchten voller Schrecken nach beiden Seiten auszubrechen, wobei noch manche in die seitlichen Gruben fielen. Meist handelte es sich hierbei um die schnellen Steppentiere, Wildpferde, Hirsche und Antilopen. Dann stürzten die Jäger sich gleich darauf und erschlugen sie. Zuweilen aber geriet auch wohl ein größeres Tier, etwa ein Bison, in eine der Fallgruben. Dann ließen sie es drin, bis es völlig ermattet war, warfen es mit Steinblöcken tot oder gaben ihm den Gnadschlag mit dem Faustkeil. So konnten sie selbst das Mammút erlegen, diesen riesigen Dickhäuter, der viel größer war als seine noch lebenden Verwandten, die Elefanten, und gewaltige, stark gebogene Stoßzähne trug. Der Kälte wegen hatte es sich einen dicken Haarpelz angezogen, und dagegen waren die Waffen der Menschen völlig wirkungslos, sie konnten sich eben nur an junge oder gänzlich ermattete Tiere heranwagen. Diese waren aber der Fleischmasse halber sehr beliebt, was scherte es den Urmenschen, wenn es auch recht zäh war, er hatte ja gute Zähne. In großen Massen müssen diese Tiere auf den Tundren gelebt haben. Wir kennen in Mähren eine Wohnstätte des Urmenschen, bei der sich die Skelette von 900 Mammüts fanden. Aber auch in Deutschland lebten diese Tiere, z. B. hat man in einer großen Jägerstation bei Weimar reichlich Überreste gefunden, und auch in Mecklenburg sind Mammützähne öfter ausgegraben worden. Meist handelt es sich um ganz junge Tiere, die noch am leichtesten zu erlegen waren.

Noch mehr wurde das Wildpferd gesagt, das in großen Herden auf den Tundren sich tummelte; gegen diesen ebenfalls sehr gefährlichen Gegner ging man bei der Jagd auch anders vor. In Süd-Frankreich gibt es eine sehr steil abfallende Felsklippe, an deren Fuß man so unendliche Mengen von Knochen des Wildpferdes gefunden hat, daß das Volk die Stelle Schindergrube nennt. Was ist hier einst geschehen? Die Männer hatten ausgkundschaftet, daß eine ganze Anzahl Pferde in der Nähe des Felsens weidete. Da vereinigten sich die benachbarten wohnenden Horden zu einer großen Treibjagd. In weitem Bogen

umstellten sie das Feld. Um sich auf die großen Entfernungen zu verständigen, hatten die Leute Pfeisen aus Vogelknochen, in die mit einem spitzen Feuerstein Löcher hineingehobt waren. Damit gab ein Jäger das Signal, er blies die Jagd an, wie wir sagen würden, und dann ging das Treiben los. Mit wütendem Geschrei eilte das ganze Volk vorwärts, stachte auch wohl das dürre Steppengras an, wie es die Neger Afrikas heute noch machen, und trieb so das Wild in rasender Flucht vor sich her. Manch ein Tier ging schon im Feuer zu Grunde, den Jägern eine willkommene Beute. Die andern Wildpferde stürmten in grausiger Angst auf die Klippe zu, stürzten dort, es blieb ihnen aber kein Ausweg, sie mussten entweder durch die brennende Steppe zurück oder den Sprung in die Tiefe wagen. Sie zogen dies vor, blieben aber mit zerbrochenen Beinen unten liegen. Schonung gab es nicht, ebenso wenig etwa den Gedanken, nur so viele Tiere zum Todessturz zu bringen, wie man wirklich verwerten konnte. Alles, was eingekreist war, musste hinunter, und dann begann ein Festzelt, der tagelang, wochenlang dauerte, bis das Fleisch zur Nahrung unbrauchbar geworden war. Nun hatte man sich wieder einmal ordentlich fett gefüttert, also konnte wieder eine Hungerzeit kommen, denn mahlloser Fleischreichtum und Zeiten grimmigsten Hungers wechselten ab. Schrecklich erscheint uns solche Jagd, aber der Mensch der Urzeit kannte kein Mitleid mit dem gequälten Tier, er wollte Fleisch, massenhaft Fleisch, sonst konnte er verhungern.

Nun war die ganze Gegend tierarm geworden, die Horde aber verlangte wieder nach Fleisch. Da wurden die Männer ausgeschickt weithin über die Steppe fort, nur Frauen und Kinder blieben unter dem Schutz weniger älterer Leute in der Höhle zurück. Jene waren schutzlos der Kälte und dem Wetter preisgegeben, vor allem dem eisigen Steppenwinde. Da machten die Frauen aus dem Fell erlegter Venetiere ein Zelt, das jene mitnahmen. Tagelang waren sie unterwegs, erlegten alles Wild, das sie bekommen lebten und schickten es gleich mit den jüngeren Leuten ihrer Horde zu, sie selber jagten weiter und kehrten erst um, wenn jeder schwer mit Beute beladen war. Wieder gab es zu Hause einen Festzelt. Mangel und Überfluss wechselten eben dauernd ab.

Die Zeiten änderten sich. Im Norden zog sich der Gletscher zurück, es wurde wärmer. Viele Tierarten konnten das nicht vertragen, sie starben aus oder wanderten der Kälte folgend weiter nach Norden. Eine andere Tierwelt besiedelte jetzt die Steppe, vor allem das Rehntier und der Bison. Zur selben Zeit wuchs auch die Kunstschriftlichkeit der Menschen. Sie schlugen sich nicht mehr nur den rohen Fauststein zurecht, sondern formten aus Feuerstein schöne Geräte, einen Dolch, scharfe Messer und vor allem dünne Stangen, die vorne in eine scharfe Spieze ausließen. Sie wurden in einen hölzernen Schaft eingelassen und dienten als Speer. Ebenso schuf man kleine scharfe Spieze als Pfeilspitzen. Damit war nun ein gewaltiger Fortschritt gemacht, der Übergang vom Nahkampf zum Fernkampf. So unvollkommen diese Geräte aussehen, so gefährlich sind sie doch. Freilich, die handgeschleuderte Lanze mit der Steinspitze konnte nicht durch das Fell größerer Tiere dringen, die gebrauchte man gegen kleineres Wild, Vögel und Fische. Um damit mehr ausrichten zu können, erfand der Steinzeitmann das Wurfhholz, ähnlich wie es die Eskimos noch bis in die Neuzeit benutztten, eine Art hölzerne Schleuder, mit der man die kurze Lanze mit weit größerer Wucht werfen konnte. Mit solcher Waffe und mit dem kräftigen Bogen konnte man sich auch an den Bison heranmachen. Dann musste der Bogen aber eine ganz starke Spannkraft besitzen. Das war wieder für den Jäger nicht ganz unbedenklich, denn die Bogensehne traf zurück schnel-

lend sein Handgelenk und konnte dies schwer verleihen. Um sich zu schützen, band er wohl eine Schutzlappe aus Stein, Knochen oder Leder um, die den Schlag der Sehne auffing. So konnte er auf weite Entfernung mit Sicherheit schießen, und wenn es glückte, das Rückenmark zu treffen, dann wirkte der Schuß unbedingt tödlich, sonst verursachte er schwerste Wunden. So wurde neuerdings in einem Moor Dänemarks das Gerippe eines Bisons entdeckt, bei dem der Steinpfeil noch im Brustbein steckte, und daneben lagen mehrere Pfeilspitzen. Das Tier war gejagt worden, einige Pfeile saßen im Fleisch, einer hatte das Brustbein zerschossen, da schleppte sich das schwer verwundete Tier in den Sumpf, wo es verendet liegen blieb, die Jäger fanden es nicht. Diese schnitten sich auch scharfe Spieze aus Knochen, der zäh, aber leicht zu bearbeiten ist. Widerhaken auf einer oder beiden Seiten verhinderten das Herausfallen aus dem Anschuß und verursachten furchtbare Wunden, oder sie klemmten scharfe Feuerstein splitter in einer Längskerbe des Knochens ein, die demselben Zweck dienten. Solche „Harpunen“ stellen eine sinnreiche Verbindung von Stein- und Knochenwaffe her. So ausgerüstet, ging man nun gegen das Wild vor, vor allem gegen das Rehntier, dessen Knochen unter den Küchenabfällen jener Tage den größten Raum einnehmen. Dies Tier lebte in Rudeln zusammen, wie heute noch in Lappland, und war verhältnismäßig leicht zu erlegen, wenn man nur nahe genug herankam. So jagte man auch den gewaltigen Elch, der in Deutschland nur noch auf der kurischen Nehrung in wenigen Exemplaren gehetzt wird. Damals war er als Jagdtier außerordentlich geschätzt, sein Geweih wurde wegen seiner Stärke und Härte besonders begehrte, man versetzte sich daraus höchst gefährliche Streitkräfte. Viel bedenklicher war die Jagd auf den Bison oder Wisent, ein dem Büffel verwandtes Tier, das heute auch nur noch in geschützten Gehegen lebt. Namelose Kraft und Wildheit zeichneten es aus, und doch wagten sich die Jäger heran. Mit Steindolch und Lanze, vielleicht auch dem Lasso bewaffnet, schlich der Mann durch das hohe Steppengras dahin. Da sah er von ferne eine Bisonkuh ruhig weiden. Sofort warf er sich zu Boden und schlich sich heran, langsam und leise, kein Geräusch durfte sie schrecken. Nun war er da und wartete auf den günstigen Augenblick, seinen Speer zu werfen. Stundenlang lag er so, das Wild stand ungünstig, und auf einen Fehlschuß durfte er es nicht ankommen lassen, sonst hätte das wütende Tier in sicher zerstampft. Da wurde es unruhig, warf den Kopf hoch und lief davon, der Mann hatte das Nachsehen und schlich nach Hause. Dort lag neben dem Stein, auf dem er sich setzte, ein glatt abgeschabter breiter Rehntierknochen. Er nahm ihn auf und rieb mit scharfer Steinlinge sein Jagderlebnis hinein. Stundenlang hatte er gelegen und das Wild beobachtet, er kannte jeden Teil des Körpers genau, und zeichnete alles genau auf dem Knochen nach. Diesen haben wir wieder gefunden. Da sehen wir das Steppengras, auf dem Bauche kriecht der Mann heran, in der Hand die Waffe. Ruhig äsend steht die Wisentkuh vor ihm, nichts ahnend von der dräuenden Gefahr. Nach langer Arbeit war die Zeichnung fertig eingeritzt. Der Mann stand auf und legte den Knochen am Fuße der Felswand seiner Höhle nieder. Dort lagen schon mehrere ähnliche. Auf dem einen war ein äsendes Rehntier abgebildet, auf dem anderen zwei Wildpferde, hier ein Mammút, alles äußerst naturgetreu. Auch Raubtiere sind eingeritzt, hier trotzt ein Bär dahin, dort schleicht ein Löwe, wie er in der ältesten Steinzeit noch in Europa lebte. Und auf andern Knochen sind Fische eingeritzt. Ein Mann der Horde ist ein leidenschaftlicher Fischer. Mit dem Speer in der Faust steht er am Ufer und wartet. Wenn ein Hecht herankommt, wird er schnell gespeert. Oder er

macht nachts seinen Einbaum los u. fährt hinaus durch das Schilf aufs nächtlich düstere Wasser. Dort steckt er vorne auf dem Boote ein Feuer an und wartet. Die Fische kommen heran, starren in die Glut. Wieder und wieder fährt der Speer nieder, einen Fisch nach dem andern wirft der Fischer auf den Boden des Kahn. Nun hat er genug, er fährt nach Hause und rägt das Bild des Fisches auf dem Knochen ein. Neben ihm sitzt ein anderer Mann, der noch viel kunstvollere Sachen macht. Er begnügt sich nicht mit dem Umrissbild, sondern schnürt das ganze Tier aus in lebensvoller Gestalt. Hier ein gestürztes Rehntier, dort ein junges Mammút, Köpfe von Bären, von Wildpferden, und dort liegt das Meisterstück: ein langer Knochendolch, die Klinge spitz und scharf, der Griff aber zeigt einen Steinbock, wie er heute noch in den Alpen lebt. Fein ausgeschnitten steht er vor dem Hintergrunde des Felsens, wie ihn der Jäger zu sehen gewohnt war. Mit solchen Werken beschäftigte sich der künstlerische Steinzeitmann an Regentagen in seiner Höhle, oder abends beim kümmerlichen Licht eines flackernden Feuers, um das die ganze Horde herumlag. Wenn aber die Sonne hell hineinschien, dann sah der staunende Besucher noch etwas anderes. Die ganzen Wände der Höhle sind bedeckt mit Malereien, meist von Tieren, und zwar solchen, die nicht leicht zu erlegen sind. Zum Teil sind die Bilder nur im Umriss gezeichnet, tief mit dem Feuersteinstichel eingeritzt, zum Teil aber auch farbig, rot und schwarz ausgemalt, und zwar so, daß die Unebenheiten des Felsens mit benutzt sind, wodurch einzelne Teile plastisch hervortreten. Die künstlerische Gestaltung zwingt uns zu staunender Bewunderung. Außerordentlich lebenswahr ist vor allem der Bison dargestellt. Hunderte von seinen Bildern bedecken Wände und Decke der Höhle. Was die Leute zur Ausführung dieser Malereien und Schnitzereien trieb, war wohl der Abglaube. Denn wahrscheinlich haben wir es hier mit einem Jagdzauber zu tun. Wenn der Jäger das Tier imilde hatte, glaubte er es auch in Wirklichkeit erringen zu können. Mit demilde gewann er Gewalt darüber. Für den Jäger ist es Lebensfrage, sein Wild aussäss allergenaueste zu kennen, und genau so, wie er es draußen auf der Steppe oder im Walde beobachtet hatte, stellte er es imilde dar. Ja, wir erkennen noch mehr. Wie heute noch die Jäger allerlei Listan anwenden, um an das schneue Wild heranzukommen, machen sie es schon damals. Wir besitzen die Zeichnung eines Altsteinzeitmenschen, der sich

die Decke eines Hirsches übergeworfen hat, so daß das mächtige Geweih über seinem Kopfe emporragt. In dieser Verkleidung konnte er unerkannt sich dem Rudel nähern und sich das beste Stück zur Beute aussuchen.

Wieder änderte sich die Zeit. Die gefährlichen Riesentiere verschwanden allmählich, eine zahmere Tierwelt, Hirsch, Reh, Wildschwein, bevölkerte das Land. Es blieben das Wildpferd, auf das noch Siegfried im Odenwald jagte, auch der Elch und vor allem der Mierochs. Bei Jagdgerbeiten in der Warnow bei Rostock kamen zwei Schädel dieses riesigen Rindes zutage, deren Hörner offensichtlich mit dem Steinbeil abgeschlagen waren. Nach viertausend Jahren ist damit die Jagdbeute des jetzt seßhaft gewordenen Bauers der jüngeren Steinzeit wieder ans Tageslicht gekommen. Dieser brauchte nicht mehr wie der alte Höhlenbewohner sein Leben in dauerndem Umherstreifen nach Jagdbeute mühsam zu fristen. Ackerbau und Viehzucht hatten ihn unabhängig von den Zufälligkeiten der Jagd gemacht, er hatte auch so genug zu leben.

Die Lust am Waldwerk behielten die alten Germanen aber bei. Am Rande ihrer Feldflur dehnte sich ja noch der Urwald aus, in dem sie, wie Cäsar berichtet, mit Leidenschaft jagten. Sie waren jetzt auch wesentlich besser ausgerüstet als früher. Die Waffen aus Bronze, dann aus Eisen, schnitten doch schärfer als die Steinwaffen. Dazu hatten die Bauern sich inzwischen den Hund gezähmt. Ursprünglich diente er nur zum Schutz des Gehöftes. Er warnte bei Nacht durch sein Gebell, wenn Gefahr drohte. Dann aber richtete man ihn auch zur Jagd ab. Als Wächter am Hause blieb der kläffende kleine Spitz, zur Jagd nahm man den großen Wolfshund mit. Er jagte das Wildschwein auf, der Jäger konnte es wagen, diesem mit einem Speer entgegenzutreten und es auf die Sauseder aufzulaufen zu lassen. So wurde der Hund, wie heute noch, geradezu der Freund des Jägers, von dem er sich selbst im Tode nicht trennen möchte. Wir fanden in Bramow bei Rostock die Grabstelle eines alten germanischen Kriegers und Jägers. Er lag vor uns in vollem Waffenschmuck, mit Lanze, Pfeilen und Schilf. Ihm zur Seite lag das Skelett eines Wolfsspitzes, quer über die Brust hinüber. Aber hatten die Getreuen seinen Jagdhund gelegt, ein mächtiges Tier mit auffallend starkem Gebiß. Er sollte ihm folgen nach seinem Walhall, in seine lebensvoll gedachten ewigen Jagdgründe.

J. Becker, Rostock.

## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg  
„Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Habsleinchen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Und so tappe ich denn vor Tau und Tage hinaus und schlürfe aufatmend die reine Luft der bitterkalten Winternacht wie den schönsten Labetrunk. Die Kameraden sind diesmal auch froh, wenn die Zeit der Ablösung sie hinaus auf Posten ruft.

Anderen Tags wird ausgemistet. Beim Ausforken ruacht das alte, von hereingewehetem Schnee oft durchnässte, mit allerlei Absfällen durchsetzte Stroh, und zwar um so mehr, je tiefer man kommt. Wie haben es unsere Vorgänger nur hierin aushalten können!

„Nu ward de Luft reiner, äwer se möt of beten warm sin, dit Gefrier is nich uttohollen,“ meint Karl Müller. „Wi will'n uns einen Aben bugen (Osen bauen).“

Gesagt, getan. Wenn die Kommandantur noch nicht für alle Stützpunkte kleine Osen hat beschaffen können,

müssen wir uns selber helfen. Aus den Steinen des zertrümmerten Stalles bei unserem früheren Küchengebäude — jetzt fährt ja immer die Gulashkanone aus Spiergsten das Essen heran — und dem reichlich vorhandenen Lehm baut Müller einen ansehnlichen kleinen Herd; Ofentür, Rohr und Herdringe werden aus den verlassenen Häusern requirierte. Dies Beispiel findet bald in vielen Unterständen Nachahmung. Ein praktischer Mann findet sich fast in jeder Höhle, sonst hilft Kamerad Hopp als Sachverständiger aus.

Aber zunächst war die Vorfreude das Beste. Der frische Lehm dunstet und das Rohr zieht nicht ordentlich, so daß dichter Rauch uns einhüllt. Als es abends noch nicht besser ist, flüchte ich zu den Artilleristen, die ich schon von vorigmal näher kenne.

Leider können wir unsere Unterhaltungen nicht fortführen, sondern uns nur noch herzlich Lebewohl sagen:

die Abteilung wird heute abgelöst. Die neuen Artilleristen sind ältere Leute, darunter mehrere Berliner. Sie haben sich schnell eingerichtet, und schon sprudelt auch ihr trockener Wit.

„Nach dem Kriege muß et eine Luxussteuer uf Gebäude geben. Et hat sich jetzt herausgestellt, dat man sich ebensojetz in die Erde inbuddeln kann.“

„Jewiß, Ostpreußen braucht überhaupt jar nich wieder ussgebaut zu werden. Man macht's wie die Maulwürse.“

Beim Aufziehen werden unsere Hochposten einmal so heftig beschossen, daß Unteroffizier Voß sich 1—2 Stunden lang nicht aus dem Bombenloch herauswagt, in das er unterwegs schnell gekrochen ist. Gewehrfeuer prasselt öfter als letztes Mal in unseren Schützengraben, sobald nur irgendwo ein Kopf sichtbar wird. Die Schüsse gehen aber meist zu hoch, einige hört man auch gegen die Bergwand klappen.

Es ist meist klares, sonniges Frostwetter. Am 2. Februar kommt Kamerad Miesecke von der vierten Kompanie und photographiert uns zugweise, ein nettes Andenken.

Am 3. Februar schießt ringsum schwere Artillerie, daß die Fenster unserer Schreibstube und Küche in Spiergsten erdentlich zittern.

Zweimal wird erhöhte Gefechtsbereitschaft befohlen. Flieger sollen das Eintreffen von Verstärkungen hinter der russischen Front beobachtet haben, so daß Angriffe erwartet werden. Der Russe will angreifen? Wird es nicht Zeit, daß wir angreifen und ihn aus dem Lande jagen? Werden unsere jungen Truppen nicht bald mit ihrer Ausbildung und ihrem Aufmarsch fertig sein?

## 6.

### In Quartier- und Läusenöten.

Wir haben auch einen Kompaniepropheten. Als wir noch in Löben waren, sagte Kamerad Prahl, der oft „starke Gedanken“ und Träume hat: „Wenn wi noch mal in den'n süßwigen Schützengräben kamen, blieben wi nich lang dor. Tweten, spätsiens vierten Februar möten wi wedder rut, gahn up Reisen um möten völ wannern.“

Wir hatten uns nicht weiter daran gefehrt, aber es fällt uns wieder ein, als es am 3. Februar plötzlich heißt: Morgen früh Abmarsch nach dem Süden von Löben, ob in Schützengräben oder Reservestellung, ist noch unbestimmt.

Es ist noch dunkel, als wir den Schützengraben verlassen, durch 75er abgelöst. In Friedental rasten wir bis über Mittag. Alles geht wieder an die alten Plätze — denn bei den Mecklenburgern gilt bekanntlich der Grundsatz: „Allens blivt bi'n Ollen — ich also wieder in das dunkle Scheitensfach, wo ich Anfang Dezember mit meiner und der 6. Korporalschaft zusammenlag; je zwei Leute, dieselben wie früher, tun sich wieder beim malerischen Schein einer Kerze zusammen, um zu essen, zu ruhen oder auf einem Schachtelddeckel an „uns' Muddes“ zu schreiben.

Da hören wir, daß der Postverkehr für zehn Tage gesperrt ist. Aha! Jetzt beginnt wohl das Großeinemachen von Ostpreußen mit dem Hindenburgschen Eisenbesen, und wir sollen vielleicht beim südlichen Flankentost dabei sein.

Wieder besteigen wir zusammen mit der dritten Kompanie in Tannenheim die Feldbahn. Aber diesmal fahren wir stolz an Löben und Festen Böhen vorbei. Bei Bahnhof Böhen stehen eine Menge gebrauchsfertiger französischer Geschütze, elegantere Bauart, kompliziertere Mechanik als bei unseren derberen deutschen Geschützen, aber namentlich auf schwierigen Wegen lange nicht so haltbar. Bezeichnend für den Unterschied der beiden Vollscharaktere! In Bogenzonen, wo's von Soldaten wimmelt, werden wir ausgeladen und müssen bis Dunkelwerden, noch ungefähr zwei Stunden, auf beschwerlichen, schneeglatten Wegen bis Nu-

dowken marschieren. Am Eingang des Dorfes melden die Quartiermacher, es sei schon alles durch andere Truppen besetzt. Nette Aussichten! Schließlich einigen sich die Kompanieführer dahin, daß die erste Kompanie die rechte, die dritte die linke Seite der Dorfstraße nimmt und jede zu sieht, wie sie noch unterkommt. Haus bei Haus wird ein Schuh hineingeschickt. Die Quartierfrage ist im Kriege sehr wichtig, denn sie beeinflußt stark die Leistungsfähigkeit des Soldaten. Deshalb sei hier versucht, ein charakteristisches Bild der für uns wie für die Einwohner nicht leichten Quartiermöte auszumalen, über die ich mich in Zukunft kürzer fassen kann.

Ich komme zu meinem „Kollegen“, dem Ortsvorsteher. In der geräumigen Küche sind die Familie des Dorfgewaltigen, drei Generationen, und eine befreundete Flüchtlingsfamilie zusammengedrängt.

„Haben Sie gar kein anderes Zimmer mehr frei?“

„Nein, alles andere ist von Leutnants der Armierungsgruppen besetzt? Wie viel sind Sie?“ fragt die Schulzenfrau.

„Zusammen sechs.“

„Nun, auf dem Fußboden hier beim Herd schlafen meine beiden Töchter, aber daneben bei der Tür könnten vielleicht noch ein bis zwei Mann liegen. Sie sind ja alle Familienväter. Aber Stroh haben wir nicht mehr, das müssen Sie sich selbst besorgen.“

Gefreiter Hahn zeigt mir im Viehstall eine kleine, mit Schleeten abgegrenzte leere Ecke, die Kälberbucht. „Wenn wir uns über den Mist Stroh breiten, wird es für sechs gerade reichen! Oder wollen Sie lieber in die Stube gehen?“

„Nein, ich komme auch hier herein. Nun mal erst Stroh herbeischaffen. Aber woher?“

Der etwa 15jährige „Kronprinz“ des Dorfes führt uns zu einem Nachbargehöft. „Aber!“ sagt der Besitzer entrüstet — der Masure legt den Ton auf die zweite Silbe — „wir haben bloß noch Hasferstroh alles andere ist schon für die Soldatene hergegeben. Gehen Sie doch zu den Großen.“

Beim größten Bauern des Dorfes finden wir das Gewünschte. Nach kurzem Zimbiß in der Küche liegen wir enggedrängt beisammen in unserer Kälberbucht. Aber die Tür geht nur von außen zu schließen. Durch die Ritze dringt die Kälte herein. Man hört, wie das Vieh den Dung fallen läßt und fröstelt. Wenn sie dies so zu Hause wüßten in ihren warmen Betten!

Gegen Mitternacht kommt der Dorfshulze von einer dienstlichen Ausfahrt zurück. Das Pferd wird hereingebraucht und steht zwischen uns und der Stalltür. Als ich gegen 4 Uhr morgens hinauswill, weil ich das Frieren nicht länger aushalten kann, komme ich nur mit Mühe um den Gaul herum. Dabei fällt mir meine Taschenlampe aus der Hand, in die Bucht für die Kuh. Im Dunkeln klettere ich über die Schleete und finde sie glücklich wieder. Nun hinaus! Aber die Tür ist zu. Der Schulze hat sie von außen zugesiegelt, damit das erhitzte Pferd nicht die kalte Zugluft bekommt. Was bleibt mir übrig, als mich wieder um den vierbeinigen Schlafgenossen herumzuquälen und geduldig in meiner Kälberbucht zu warten. Nach einer Weile kommt der Junge, das Pferd zu füttern und zu tränken. Jetzt kann ich hinaus.

Es ist eisig kalt. Ich gehe — wo soll ich sonst hin — in die Schlaf- und Wohnküche. Sie ist auch kalt geworden und die Luft, wenn auch wärmer, doch nicht besser als im Kuhstall. Das Herdfeuer brennt noch nicht; die Frauen sind schon auf, während die Großeltern, die kleinen und großen Kinder und der „Kollege“, der seine Nachfahrt ausschläft, noch in den Federn liegen. Ich bin nicht der einzige frühe Morgenbesuch. Bald finden sich mehrere junge Burschen ein, die sich heute in Eichmedien zur Musterung aller 17-

bis 45jährigen zu stellen haben. Mit Interesse lauschen die Mädchenköpfe, die aus den Federbetten auf der Diele neben dem Herd hervorlugen, ihren Reden. Als alle Erwarteten versammelt sind, besteigen sie einen Schlitten. Eine Mutter, die wohl in Gedanken ihren Jungen bereits im Schlachtgetümmel sieht, winkt ihm noch lange nach. Ich habe ein kurzes Frühstück, Speck und Brot aus meinem Brotbeutel zu mir genommen und sehe mich genötigt, einen anderen Aufenthalt zu suchen, damit die jungen Dorfädchen aufstehen können.

Auf der Dorfstraße begegnen mir einige Kameraden, die aus ähnlicher Quartiernot ins Freie geflüchtet sind.

„Wo ist unsere Küche?“

„Im letzten Haus links.“

Dort finde ich den Küchen-Unteroffizier mit seiner Mannschaft und einer Schneiderfamilie in einer ähnlich großen Wohnstube beisammen. Abends sind erst die Kinder, ein etwa 14jähriger Junge und vier kleine Mädel, dann die Soldaten und der Vater schlafen gegangen und zuletzt die Mutter, die vorher das Licht auslöschte. Morgens ist's dann in umgelehrter Reihenfolge gegangen. Es ist reizend anzusehen, wie die kleinen flachsblonden Mädchen aufstehen, sich anziehen, einander gegenseitig die Böpfchen flechten und, ohne daß die Mutter ein Wort zu sagen braucht, die Stube aussegen und alles sauber machen. Solche Ordnung in so eng belegtem Raum, der gleichzeitig zum Schlafen und Kochen, Essen und Arbeiten dient, ist ein gutes Zeugnis für die Familie. Der Vater setzt sich an seinen Schneidertisch, die Mutter schafft am Herd. Meine Sehnsucht nach etwas Heitem wird bald gestillt. Wohlig wieder erwärmt und innerlich erquickt durch den Anblick einer einfachen, aber trefflichen Kindererziehung gehe ich in mein Quartier zurück und schreibe am Kriegstagebuch. Dann lockt mich der Sonnenschein nach draußen.

„Denken Sie, ich habe schon wieder Singvögel.“ Mit diesen Worten begrüßt mich der Unteroffizier K. von der 11. Korporalschaft.

„Singvögel, was ist das?“

„Na, dasselbe wie Bienen.“

„Aha, die russischen Haustierchen. Sie Aermster!“

Zwei Leute, B. und H., haben sich auch noch gemeldet. Mit ihnen muß Unteroffizier K. nun nach der Entlassungsanstalt wandern oder, wie wir es zart ausdrücken, Jungvieh nach Löhen bringen. Wilhelm Niemann meint deshalb von seiner Korporalschaft: „Mit unsen Verein is nix mihr los, uns' Vorstand hett Lüs.“

Nachmittags 2½ Uhr geht's weiter an weiten Brüchen und Seen vorbei über den Schimonkanal, den die Unseren aufgeeist halten und streng bewachen, nach dem großen, schönen Dorf Schimoniken. Es schneit leise, über der weißen Erde wölbt sich ein dunklerer Himmel. Das Dorf hat den Kopf verloren: von der schönen Kirche ist der Turm abgesprengt worden, weil er der russischen Artillerie als Zielpunkt diente. Unser Quartiermacher, Schießunteroffizier Kölle, hat uns im hochgelegenen Schulhause und einigen anderen Häusern Unterkunft besorgt. Ich komme mit meiner Korporalschaft in eine Stube mit vier lahlen, weißgesünchten Wänden, an denen noch zwei einsame, unschöne Bilder hängen, in der aber — was die Hauptsache ist — ein Ofen steht. Wir heizen sofort mit Latten und Brettern, die wir im Stall zusammenfuchen. Manche Gebäude werden zu Heizungszwecken fast abgedeckt. Am Eingang des Dorfes stand ein Stall ganz ohne Dach, das Korn und Stroh lag nun ungeschütt auf dem Boden.

Wie schwer wird einem diese kriegerische Behandlung fremden Eigentums, wenn man an die armen geflüchteten Besitzer denkt! Und wie schwer muß für diese die Heimkehr werden und der Anblick der Räume, in denen sie glückliche Jahre friedlicher Arbeit verlebten! Wieviel Glend richtet doch ein Krieg an! Und dies ist noch das geringste.

Aber, um mich ostpreußisch auszudrücken, was ist zu machen? Harte Notwendigkeit, eiserne Zeit!

Während wir abends noch die scheinbar unvermeidliche alkoholische Herzstärkung empfangen, ist unser Bagagewagen mit Offiziersgepäck und Schreibstubeinrichtung zwischen Rudkowen und Schimoniken umgestürzt. Gefreiter Behnke und Gaensel und der Bagageträger Schroeder haben ihren kühnen Salto von der Wagenhöhe in die Schneetiefe glücklich überstanden, Gaertner ist etwas verstaucht und verschrammt und kann lange seine Kopfbedeckung nicht wiederfinden. Von Königsberger Landsturm-Kameraden beim Aufrichten und Wiederaufladen tatkräftig unterstützt, langen sie 29 Uhr auch in Schimoniken an.

## 7.

### Eingeschneit und ausgeräuchert.

„Armer Mann, was mußt Du erlitten haben, daß Du Dich in einem Schweinstall glücklich fühlst!“ So schrieb die Frau eines Kameraden auf das hin, was dieser ihr aus Friedental nach unserer ersten Soldahner Schützengrabenzeit nach Hause berichtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Alt mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Schluß.)

Ach, de olle gauide Mann! Hei hadd einige saebentig Jahr lewt un was noch as en Kind, hei vertellte in de erste halve Stunn' einen wildfrönden Minschen sine ganze Lewensgeschicht. — „Ne,“ säd ic, as ic de Trepp tau hōchten stieg in min niges Quartier, „dusendmal leiwer in Reden un Banden, as mit sōß un saebentig Jahr Premier-Leutnant.“

Gott sei Lob un Dank! Min Stuw' hadd keine isernen Gardinen. Iz rümte mine Habseligkeiten en beten in un gung wedder 'raewer nah den Herrn Oberst-Leutnant.

Hir hadd sic dat nu sih tau sinen Burthel verännert; min Herr Oberst-Leutnant hadd en ganzes Nest voll Döchter, ein ümmer schöner as de anner; de Fru Oberst-

leutnantin was 'ne gauide fründliche Fru, un männigen fröhlichen Rahmidadg un tauvertrulichen Abend heiwic ic in desen gastfröndlichen Hus' taubröcht, un noch hüt denk ic doran un dank dorfür recht ut Hartensgrunn'.

Blot mit den olle Hefru müßte sic Einer en beten in Acht nemen, denn as ic seggt heiwic, hei hadd sine Eigenheiten, un wil hei man wenig Uemgang hadd, un em de Tid tauwilen lang würd, was hei of männigmal wat verdrötlisch. Mit sine Offiziers kunn hei sic nich recht verdragen. „Unter olle negenlaufe Feldwebels,“ säd hei, „schicken sei mi hir her; und das sollen denn Offiziers sein! — Was weiß so 'n Leutnant L . . . von Kriegskunst? — Damals, als Diebitsch in der Türkei war, sagte dieser Leutnant L . . . Diebitsch könnte nicht über den Balkan

kommen; aber Leutnant Th... sagte ihm, er käme 'rüber, und er ist auch 'rüber gekommen; aber Th... war auch ein wirklicher Offizier."

Recht hadd min oll Herr Oberst-Leutnant; ne sonderbare Versammlung von Kriegshelden hadd sic in Daems tau-sam finnen, un em würd 't swor, ut dit vertüderte Klugen dat Gun' rute tau finnen, an dat hei sine Unnergewenen anbinnen süss; icf mein', hei kunn seindag' keinen Adjutanten dor mang 'rute finnen, un noch denk icf doran, wo em dat gung, as mal 'ne nige Uplag' von Offzirer för em in Wismar 'rute kamen was, de sei em as ganz wat Besonders tauschichen deden. Hei beslot, dit süss von jist as sin Adjutant warden, un, üm em doch glis mit aller maeglichen Fründlichkeit unner de Ogen tau gahn, gaww hei en feierliches Abendbrot, wotau de nige Adjutant mit de Fru Adjutantin inladen würd. Mit Eten un Drinken wüßten sic denn oll de beiden Ehrengäst ganz gaud tau behelpen; aewer as dat nah Disch mit 'ne Unnerholzung los- gahn süss, dunn wuss dat nich recht, dunn hach dat. — Ein von de Frödens kamm denn nu up den Insfall, den Quartiermeister P..., de dor up de Festung satt un allerlei Holus-Pokus mit Taschenspelerstückschen verstum, 'raewer kamen tau laten. Na, de Mann makt demu also oll sin Sat, un as hei mal unner 'n Haut en Ball in en Karnaullen-vagel verpuppen deicht, seggt de nige Herr Adjutant: „Herr Oberst-Leutnant, das Stück habe ich schon mal gesehen, das war aber dummaus kein Karnaullen-vagel, das war eine Pag.“ — „Rein, lieber Mann,“ röpp de Fru Adjutantin, „es war keine Pag, es war eine Maus.“ — „Rein,“ seggt hei, „es war eine Pag.“ — De olle Herr, de all wat sworhürig was, glöwt jo woll, hei hadd sic verhürt un fröggt mi: „Was meint er mit 'ner Pag??" — „Ich glaube, Herr Oberstleutnant, er meint einen Frosch.“ — „Und dazu sagt er 'ne Pag? Mein Adjutant sagt zu einem Frosch 'ne Pag? — 'ne Pag?“ un dor mit gung hei ut de Dör herute. — Ja, för Adjutanten was Daems man 'ne swacke Gegend. — 'D mag sic aewer dor jo oll mit betert hewen.

Ich satt bir in Daems nu noch aewer siwwirtel Jahr, un oll let sic dorvon noch vertellen; aewer 't würd in 'n Ganzen dorup herute kamen, dat mi de Meckelnborgsche Regirung allens Maegliche tau Gauden ded' un dat icf i bi minen ollen braven Kummendanten so gaud, as Kind in den Hus' hadd; aewer wat helpt dat All? de Friheit fehlt, un wo de fehlt, sünd an de Sees de Sehnen dörch-sneden.

Friedrich Wilhelm III. sturw 1840, un wat sin Saehn was, Friedrich Wilhelm IV., set 'ne Amnestie för all de Demagogen utgahn, un in de Zeitungen stunn tau lesen, wo sei allentwegen fri' kamen wieren; aewer mi hadden sei vergeten; icf mücht ruhig wider sitzen; de Preußen dachten nich an mi, un de Meckelnborger dörwiten mi nich gahn laten.

Ach, wat sünd mi de vir Wochen lang worden! — Eines Dags aewer — icf was en beten utgahn — kamm mi en Unteroffzirer nah tau lopen: „Herr Reuter, Sei saelen sic nah den Herrn Gerichtsrath Blansenberg kamen, för Sei is wat ankamen; Sei kamen fri.“ — Ich gung tau-rügg, icf gung an en swartes Stakettenglännar vörbi, de depe Nahmiddags-Sünn schinte grell dörch de swarten Stär', dat gung an mi vör de Ogen tau flirren; icf mücht mi fast hollen. Ich kamm tau den Gerichtsrath, hei aewer gaww mi en Schriiven: „Hir, Sei sünd fri, Sei kaenen, as Sei gahn un stahn, von de Festung gahn, Keiner hett Sei wat tau befehlen.“ — Ud dor stunn 't: Paul Friedrich hadd 't up sin eigen Hand dahn, ahn de Preußen tau fragen, un as icf nah acht Dag' all bi minen ollen Bader tau Disch satt, kamm en schönen Breif von den Herrn Justiz-minister Kampf, worin dei em meldte, icf würd nu oll

bald an 't Hus kamen. Ja, 't was recht fründlich von em, blot dat 't en beten tau lat kamm.

Ich säd Adjüs bi minen Herrn Oberstleutnant un bi annen gauwe Lüd' in de Stadt, packte mine saeben Saken un gaww sei mit Frachtgelegenheit. Den annern Morgen klock vir namm icf en lütten Ränzel up den Buckel, bunn minen lütten Hund an de Lin', dat de Soldaten em mi nich weglockten, un gung as en frien Mann ut dat Dur, nah de Fenzirsche Maehl hentau.

As icf achter de Maehl kamen, kamm icf in de Haid' — 'ne trostlose Gegend! Sand un Dannenbusch un Haid'krut un Knirl, so wid dat Og' recht; Weg' gungen bi Weg', aewer wecker was de rechte? Ich wüßt keinen Bescheid; icf sett' mi dal, un mi kemen allerlei Gedanken.

So! Saeben Jahr legen achter mi, saeben swore Jahr, un wenn icf oll up Stunns in 'n Ganzen lustig dorvon vertellst heww, sei legen mi dunn swor as Bentner-Stein up 't Hart; in dese Jahren was nicks gescheihn, mi vörwärts tau helpen in de Welt, un wat sei mi maeglich mücht hewwen, dat lagg deip unnen in 'n Harten begraben unner Haß un Fluch un Grugel; icf müggt nich doran rögen; 't was, as süss icf Gräver upriten un süss minen Spaß mit Dodenknaken bedriiven. — Un wat lagg vör mi? — 'Ne Haid' mit Sand un Dannenbusch. — Weg'? — Oh, vele Weg' führten dor dörch, aewer gah man Einer so 'n Weg, hei soll woll mäud' warden. — Un wecker was de rechte? — Ich bün rechtsh gahn — nicks as Sand un Dannenbusch; icf bün links gahn — dat Südwige. — Wo icf henkamm — keine Utsicht! Oll de Minschen wieren anners worden. — Männigein hett mi 'ne fründliche Hand hentrekt; aewer in 'n Ganzen stimmte icf nich mihr mit ehr tausam. Mi was tau Maund', as wir icf en Bom, de kröppi wir, un üm mi 'rümmer stunnun de annern un gräuntun un bläuhun un nemen mi Licht un Luft weg.

Dat Kröppen hadd icf mi woll noch gefallen laten, denn icf fühlte in mi noch 'ne dächtige Lust tau 'm Driwen un Utslagen, aewer in de Tid wieren mi oll de Wörtern assneden. — Min oll Bader was nah Daems henkamen un hadd mi besöcht; hei was de südwige gauwe Bader von vördem; aewer in de saeben Jahr wieren mit mine Hoffnungen oll sine verdrögt; hei hadd sic gewennt mi so an-taueihn, as icf mi südwig ansach — as en Unglück; hei hadd sic vör de Taufkunst en annern Taufkunst makt, un icf stunn nich mihr vöran in sin Rekenerempel. Mi wieren uns frömd worden; de Schuld lagg mihr an mi as an em; de Haupischuld aewer lagg dor, wo mine saeben Jahr legen.

Ach, wat wieren dat för Gedanken! — Wat was icf? Wat wüßt icf? Wat kunn icf? — Nicks. — Wat hadd icf mit de Welt tau dauhn? — Rein gor nicks. — De Welt was ehren ollen scheiwen Gang ruhig wider gahn, ahn dat icf ehr fehlt hadd; üm ehrentwillen kunn icf noch ümmer furt sitzen un — as icf so unner den Dannenbusch satt — för minentwegen oll. — Aewer Du büst fri! Du kunnst gahn, wohen Du wist! De Welt steicht Di open! — Ja, aewer wecker Weg is de rechte? —

„Schütten, kumm her!“ un icf bunn minen lütten Hund von de Lin' los, „Allong! Böran!“ Ich spelte en beten Blinn'laub mit de Welt. — De Taufall un de Insinstkt, dat wieren de beiden einzigsten Haken, de icf in ehre kahsen Wann' inslagen kunn. Up de Festungen hadden sei mi knecht'; aewer sei hadden mi en Kled gewen, dat was dat füerfarben Kled von en grimmigen Haß; nu hadden sei mi dat uttagen, un icf stunn nu dor — fri! — aewer, oll splittersadennat, un so süss icf 'rinne in de Welt.

„Gaww noch wat — dat fühlte icf — wat mi wedder insetten kunn in de Welt, dat was de Leiw; aewer sei was mi versluren gahn, sei lagg wid af von den Sand un de

Dannenbüsch, up de min Og' föll. — „Schütten, min olle lütte Hund, lop vöran!“ — Hei lep vöran, un ic folgte, hei was in desen Ogenblick dat einzige Kreatur, wat mit Leiw' an mi hung. Hei was los von sine Lin' un hei sprung lustig hen un her, hei sprung an mi tau Höchtem — dat was Leiw' — un aewer minen lütten Hund un mi schinte Gottes Sünne hell un warm, un wo de schint, fall 't nich lang' düster bliwen; in mi würd 't heller.

Schütten hadd den richtigen Weg inslagen, ic kamm nah Grabow un tau olle Frünn' — Frauizing, weist noch? — Neuer wo kamm mi Almens vör? — Keiner mag 't markt hewwen, aewer in mi was 't, as stunn ic mang all dat Gränen un Blähen, un sei hadden mi de Telgen afflahn.

Franz hadd mit mi sin Schauskramen makt, sin Untel Häss' hadd em dortau 'ne halw' Buddel Schampanger schenkt. Hei hett sei ihrlich mit mi deilt, as wi glücklich dörckanten wieren. Nu was hei Burmeister in 'ne lütte hübsche Stadt un hadd sic 'ne leewe, fründliche Fru frigt, un von baben bet unnen sach sin Hus ut, as kunn hei dor Lewenstid glücklich in wahnem. — Hei hett mi dat woll nich anmarkt, wo mi tau Sinn was — Afgunst was dat bi Gott nich — aewer mi was so tau Mand', as wir ic mit dreckige Stäweln in 'ne saubere Stuw' rinne treden.

Ic besöchte en annern öllen Schausfründ von mi, den Amtsverwalter Prehn. De sülwige fründliche Upnam'. — Ja, sei was so fründlich un herzlich, dat mi dese olle brave Fründ noch dat völle Geleit nah Ludwigslust hen gaww. Dor dröp ic minen gauden Beter August. — Hei wull mi wat tau Gefallen dauhn un bröchte mi tau den Hofmaler Lenthe, de wifste mi sine Biller, un as ic de sach, säd ic tau mi: „So, dormit büst Du nu of dörch! Du hest saeben Jahr teikent un malt, un nu is dat of man en Quart!“ — Dunn föll wedder en Telgen up de Frd'.

Ic kamm nah Parchen, wo ic up de Schau westi was, mine Lehrers von vördem nemen mi fründlich up — sei sünd vörher un nahher ümmer fründlich tau mi west — de Direktor namm mi mit nah Prima in de Klass'. — De Primaner lemen mi as pure Kinner vör, un doch, wenn ic 't mi recht aewerläd, denn stunn ic mit mine dörzig Jahr up den sülwigen Punkt, wo sei mit ehr achtiehn stunnem, dat heit bei up dat, wat ic vergeten hadd. — Wo wieren mine schönen Jöhren blewen! —

Ic kamm nah Hus. — As ic mit min Zellisen up den Raden ut de Pribbenowischen Dannen tred un nah mine lütte Baderstadt aewer let, kennete ic sei binah nich wedder. Dat olle Bild, wat mi in dei Fru ümmer vör Ogen stahn hadd, was unnergahn, nige Straten wieren upklamen, un de Stadt hadd sic nah allen Kanten utbugt. — Ic gung in min Baders Hus — dat was en fröhlich-trurig Wedderschein! — denn aewer de Freud' läd sic bi mi swor, as Bli, de Frag': wat nu? un bi em el, ic kunn 't em ansehn. — Ic säd mine Swestern un minen Swager gu'n Dag; ok in unsere Famili hadd sic allerlei utbugt, aewer mi kamm 't eben ja frömd vör, as de nigen Straten. — Stadtmus'kant Berger bröchte mi en Ständischen; sei sädem: 't wir ol man so west, aewer ic freute mi doraewer; de Lüd' dachten doch noch an mi. As ic den annern Morgen upwachte, frog ic mi: wat nu? un as ic tau minen Bader kamm, frog de ok: wat nu? Un in dese schreckliche Frag' bün ic Jöhre lang herümmer bissert; ic grep hir hen, ic grep dor hen, nicks wull mi glücken, ic weit, ic hadd Schuld — de Lüd' sädem 't jo ok — aewer wat helpt dai All, ic was führ unglücklich, vel unglücklicher, as up de Festung. — Min Bader was storwen, un nu hadd ic mi de slimme Frag' man noch allein vörtauslegen; ic was Landmann worden; mit Lust was ic dat west; aewer mi fehlte de Hauptsal tau 'm Landmann —

dat Geld. — Ic hadd vele gauden Frünn' un einen gauden Fründ, de gauden Frünn' treckten mit de Schuller, un de gauden Fründ kunn mi nich helpen, hei hadd füllwost man knapp Geld.

Dunn säd ic eines Dags tau mi: „Din Kahn geiht tau deip, Du hest em aewerladen; Du hest all dat Takelzug in den Kahn, wat Di mal mit Hoffnungen un Wunsch un Utsichten unner de Ogen gahn is, un Klein von de Racker's rögt Hand un Faut, un Du fallst den Kahn allein räudern? Nut mit den Ballast!“ — Un ic krig den Frsten bi den Krägen: „Wer sünd Sei?“ — „Aukat,“ seggt hei. — „Nu sit den Düwel an, wat hei för Schauh verdrögat?“ seggt ic. „Heww ic Di raupen?“ — Un — plumps! — lagg hei in 't Water. Un ic krig den Tweiten tau saten: „Wer is dit?“ — „Ein Verwaltungsbeamter,“ seggt hei, „zu dienen.“ — „As wat?“ frag ic. — „Oh,“ seggt hei, „man blos as Rathsherr oder Kammerarius oder Stadt-protokollist, in 'ner kleinen ungebildeten Stadt.“ — „Un Du meinst, ic soll mi mit so 'n Schubbejac noch länger rümmerslepen?“ „Aufzuvorien,“ seggt hei. — „Ja, ic will Di upwohren!“ seggt ic, un Dunn lagg of de 'rin in 't Water. — Dunn kamm de Drüdde an de Reih. — „Wer büst Du?“ frag ic. — „Ein Künstler,“ seggt hei. — „Wo so?“ frag ic. — „Ein Maler,“ seggt hei. — „Ja,“ seggt ic, „dat hadd ic Di glik an Dine verdreichten Anstalten aseih'n künnt: Wat sündt Du Din Brot lang, wenn anner Lüd' ehr verdwars sünden? So 'ne üllerwendsche Ori kann ic hir nich brüken. Min mit Di!“ Na, de spaddelie noch en Gun' lang wider, de wull sic noch nich gewen; aewer tanlegt müht hei doch Water stücken. — „Also nu de Vritte!“ röp ic. — Nu wuchte sic dor wat in de Höcht, dat hadd grad kein Rück un Schick; aewer 'n schön Gewicht, un dorüm was 't mi tau dauhn. — „Woher des Lanns?“ frag ic. — „Ut 'n Domanium,“ seggt hei. — „Un wat för Einer?“ frag ic. — „En Pächter,“ seggt hei. — „Kann Di hir nich länger brüken, Bräuding,“ seggt ic. „Kann nich in Din Hut kripen, Din Hut is mi tau wid.“ — „Kinne mit Di!“ — Na, Zeit schwimmt haben; de mag maegliche Wif' doch rüm schwimmen. — As ic den Fösten bi den Alanthalen kreg, säd hei gottserbärmlich tau mi: „Laien S'!“ — Ic bün en Entspeler un möt mi vel gefallen laten un heww man zweihundert Daler un en Pird fri un denn dat beten Lastengeld.“ — „Lastengeld hest of noch?“ seggt ic. — „Racker! un denn wist mi hir noch Spernang malen?“ Hei wull sic noch wehren; aewer hir hülp kein Wehren un kein Beden. — „Kinne mit em!“ — Nu kamm de Lezt, en oll lütte tausam'schräutes Männchen: „Na, Brauder, wat büst Du för ein?“ — „Nemen S' nich aewel,“ seggt hei, „ic bün en Schausmeister, heww negentig Daler Gehalt un fri Wahnung in de Schaustruw', schriw all unsern Herrn Pastor sine Schriften un heww dorfür noch fri Lüstenland. Mi geiht grad so as Sei: ic heww of mal studirt; Sei stimmen nich mit de Welt aewerein, un ic nich mit den Oberkirchenrath. Mi laenen S' ümmer leben laten.“ — „Ja,“ seggt ic, „olle Burz, Dine Hoffnungen un Wunsch un Utsichten warden minen Kahn grad nich tau führ belasten; aewer wenn wi an 't Land kamen, denn borg mi Dinen Rock.“ — „Hei 's flicht,“ seggt hei. — „Schadt em nich.“ — „Hei 's Sei tau eng,“ seggt hei. — „Schadt em of nich, ic möt mi in em inrichten.“

Un as wi an 't Land lemen, tredete ic den Schausmeister sünden Rock an, un was hei of eng, so höll hei mi doch Wind un Weder von 'n Lin', un wenn ic of Jöhre lang de Stunn' tau zwei Gröschken gewen müht, heww ic mi in em doch gaud noch geflossen; un hadd ic för den Herrn Pastor of sein Schriperi tau besorgen, denit schrew ic des Abends Läuschen un Nimes, un dat würd min Lüstenland, un uns Herrgott hett doraewer jo sine Sünne schinen laten un Dau un Regen nich wehrt — un de dummiesten Lüd' bugen de meistien Lüsten.

# Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malzhiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Dider, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 3. Juli 1938

Nr. 7

## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg  
„Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40. in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Sie hätte wohl anders geschrieben, und er hätte anders berichtet, wenn wir zuerst in die schönen Unterstände am Töpferberg, eine halbe Stunde südöstlich Schimonken, gekommen wären, aus denen wir am nächsten Morgen Darmstädter Landsturmleute ablösen. Sie verlassen sie auch sehr ungern, denn sie haben sie sich in sieben Wochen hübsch häuslich eingerichtet. Etwa hinter dem eigentlichen Schützengraben, in dem vorn z. T. solche Erdhöhlen sind, wie wir sie von früher kennen, haben sie blockhausartige Unterstände in die Erde gebaut, durch Laufgräben zugänglich, so groß, daß man aufrecht darin stehen und lang liegen kann, mit Fenstern, Herd oder Kochöfen, selbstgezimmerten Tischen und Bänken, mit Lampen, Spiegeln und wer weiß was für Luxusgegenständen.

Und vom Feinde keine Spur. Nur nachts sieht man, wie er mit dem Riesen-Lichtfinger seines Scheinwerfers unsere Stellungen abtastet. Und aus der Ferne dröhnt zuweilen dumpfes Geschüßrollen.

Dies kann ja ein ganz gemütliches Dasein werden! Wer so dachte, sollte bald erfahren: „Dor hett 'ne Uhl sätten.“

Zunächst stört uns ein zweitägiger furchtloser Schneesturm in einem bequemeren Leben. Gleich am Nachmittag setzt er ein und steigert sich zu solcher Heftigkeit, daß die Posten draußen gegen das vom Feinde herkommende Gestiebe die Augen nicht aufhalten können. Ein angestrengtes Schaufeln beginnt, um nur einigermaßen den Graben gangbar zu halten. Ist man 10 Minuten draußen, sieht man schon wie ein Eisbär aus. Der Schnee friert am Mantel fest, vom Schnurrbart hängen walrossartig lange Eiszapfen herab. Allmählich geht die Witterung in Tauwetter über, und nun kommt eine neue Not: die Kleider sind kaum wieder trocken zu kriegen. Wer nicht draußen Dienst hat, bleibt im Schutz des Unterstandes.

Aber es gibt Angelegenheiten, zu deren Erledigung man nicht drinnen bleiben und keinen Vertreter schicken kann. O, ihr gebildeten Hessen, die ihr so gern über die Unkultur des Ostens euch aufhaltet, warum habt ihr bei

eurer schönen Einrichtung „den stillen, heimlichen Ort“, dessen Zustand ein so sicherer Maßstab für die Höhe der Kultur ist, nicht wenigstens mit einem Schutzbach versehen, wie wir manchmal als „zurückgeblieben“ verschrieenen Mecklenburger es uns in Soldahnen gebaut haben? Nichts als die bekannten zwei Balken über einer offenen Grube, und dann in diesem wütenden, schneidendem Schneesturm! Das ist ja fast so schlimm als auf freiem Felde neben dem Soldahner Unteroffizierposten, wo mancher bei Granatfeuer durch einen in strategischen Pausen ungeübten Magen schon in eine peinliche Lage kam, oder als in Piekenken, wo die betreffende „Gelegenheit“ viel zu hoch angelegt war, so daß man auf dem Balkenstiel zwar einen stolzen Ausblick auf die feindlichen Stellungen hatte, aber auch ein deutliches Ziel bot. Deshalb sorgte unser Zugführer damals für eine neue gedeckte Anlage, die dann allerdings bei Regenwetter sich in eine große Pfütze verwandelte. Der mißführende Leser wird verstehen, daß dies Kulturs- und Sittenbild bei einer vollständigen Beschreibung unseres primitiven Schützengrabenlebens nicht fehlen darf, er kann aber beruhigt sein: wir haben auch diese Nöte und Entbehrungen mit unbeschädigtem Humor überstanden.

Die erste Nacht verbringe ich — abgesehen von den anstrengenden Stunden, wo ich den Schaufeldienst zu beaufsichtigen oder die Außenposten abzupratouillieren habe — in einer kleinen niedrigen Erdhöhle vorn am Graben. Unser Sanitäter Möhrcke, der mit mir dort eingezogen ist, zieht bald in eine Wellblechbaracke über, weil diese zugleich Platz für etwaige Revierkranken bietet. So bin ich ganz allein. Meine Korporalschaft versorgt mich fürsorglich mit Wasser und Holz. Es ist äußerst gemütlich beim warmen Ofen, wenn man durch das kleine Fenster dem toßen Wirbel der Schneeflocken zuschaut, draußen den Sturm heulen hört und beim stillen Schein seiner Kerze den Bleistift übers Papier gleiten läßt.

Die Unruhe draußen und die Stille drinnen, welch starker Gegensatz, der unwillkürlich zum Nachdenken, zu Vergleichen anregt! Hätte man doch immer in aller Unruhe der Welt inwendig jene kostliche Stille des Herzens, jene heitere Ruhe der Seele, die sich bei allem, auch dem

ärgsten Sturm, der schwersten Not, den schlimmsten Widerwärtigkeiten in ihres Gottes Vaterhänden weiß. Kein Wort heiliger Schrift hat sich mir durch Wort und Beispiel meiner teuren, heimgegangenen Mutter so tief eingeprägt als Röm. 8, 28: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Wer zu „denen“ gehört und das wirklich glaubt, der hat in allen Lebensstürmen den sichersten Halt, für alle Nervenunruhe das beste Heilmittel; der hat wahres Glück und höchste Lebensweisheit gefunden.

Um nächsten Morgen bin ich eingeschneit. Die Tür muß erst freigeschaukelt werden. War das ein Sonntag! Russische schwere Artillerie feuert auf die Reserven hinter uns. Dicht neben dem weithin sichtbaren Schulgebäude von Schimonen schlagen die Granaten ein. Der vormittags angesetzte Kirchgang muß unterbleiben. Kein Mann kann entbehrt werden. Die vorhandenen Schaufeln genügen nicht, neue werden herbeigeschafft, und den ganzen Tag, die folgende Nacht und den nächsten Tag dauert der Kampf mit den ungestüm in den Gräben wehenden Schneemassen. Dazu beginnt mein Ofen zu rauchen. Ist das Rohr verstopft oder hat der Wind sich etwas gedreht und stößt hinein?

Da kommen die drei „Dausbuben“ aus Löken zurück. B. und H. werden bei mir miteinquartiert. H. hält in dem gräßlichen Rauch aus, hat aber am anderen Morgen ganz rote Augen. Ich finde für die Nacht beim Zugführer, Kamerad B. in einem anderen Unterstand Aufnahme. Später gelingt es den beiden Kameraden, den Ofen wieder zur Vernunft zu bringen; da ich in der Zugführerbude bleibe, behaupten sie nachher scherzend, sie hätten mich ausgeräuchert, und ich nenne sie die „Rökerfrißen“.

#### 8.

#### Biwaknacht und Russenjagd.

Es ist der 9. Februar geworden. Das Schneetreiben, das gestern aufhörte, hat klarem Frost Platz gemacht. Wohl weht der heftige Südost noch immer viel losen Schnee in den Gräben, aber der Nachschub von oben fehlt. Ein Feind ohne Reserven ist leichter zu überwinden. Ein tadellos reiner Graben verkündet den Sieg unserer stets gefechtsbereiten Schneeschipper. „Schippe, Schippe, Hurra!“

Vormittags Alarm! Alles soll Sachen packen und sich zu sofortigem Abmarsch bereit halten! Weit vorn ist Artillerie- und Gewehrfeuer vernehmlich. Die Aufstellung unserer Streitkräfte für den großen Einkreisungsplan sollte ja gestern beendet sein. Geht's nun los? Dürfen wir auch mithelfen, den Russen hinauszujagen aus dem so lange und so schrecklich von ihm ausgeplünderten deutschen Lande? Doch der Tag vergeht ohne Befehl zum Abmarsch. Abends kommt die Nachricht, daß Johannisburg, südlich von uns, bereits eingenommen und 4000 Russen gefangen genommen sind. Hindenburgs Zange hat schon zugepackt. „Gott wird weiter helfen,“ wie der fromme „Marschall Vormärts“ selber sagt.

Ich soll die Nacht mit 9 Mann auf Unteroffizierposten. Die vor mir da waren, kamen immer mit schrecklichen Beschreibungen zurück. Wir finden sie nicht übertrieben.

Eine halbe Stunde lang tappen wir durch den tiefen Schnee bis zu einem verlassenen Gehöft vor unserer Front. Unterwegs heißt's aufpassen, damit es uns nicht geht wie Bizefeldwebel Sattler, der gestern in ein Sumpfloch trat und erst durch herbeigerufene Hilfe aus der feuchten Tiefe wieder flott wurde.

In dem Hause, das uns zur Unterkunft dienen soll, sind bereits alle Türen ausgenommen. Das Wachlokal, ein saalartig großes Zimmer, hat noch die beiden einzigen

heilten Fenster des ganzen Hauses, die verhängt werden müssen, damit der Feind keinen Lichtschein sieht. Vor die Türöffnung ist eine zu niedrige Stalltür gestellt, der eisige Nordost pustet oben und seitwärts durch die Rägen ins Zimmer. Der Ofen hat keine Tür mehr. Das offene Feuer vermag den großen Raum nicht zu erwärmen. Ich lasse in die Haustüröffnung und alle Tür- und Fensterhöhlen der nach der Windseite liegenden Nachbarstuben dicke Strohwiepen stopfen, so daß der Wind nicht mehr mit solcher Gewalt eindringen kann. Dichtgedrängt lauern wir um unser Ofenloch, aber der Rücken wird kalt, allmählich auch die Füße, obwohl wir sie fast in den Ofen hineinstecken. Es ist, als säßen wir an einem offenen Biwakfeuer, und das in kalter Winternacht!

Plötzlich ein Krachen, als ob das Haus getroffen ist. Nach draußen eilend erkennen wir: Es sind unsere schweren Brummen, die nun stundenlang über uns hinüberschrecken? Bedeutet das Vorbereitung zum Angriff? Wenn's nur erst Morgen wäre!

Ganz verfroren und übernächtigt kommen wir 6½ Uhr wieder im Schützengraben an. Noch ist alles ruhig. Nur schnell noch paar Augen voll Schlaf! 8½ Uhr weckt man mich.

„Geht's los?“

„Jawohl, 9 Uhr antreten!“

Ein herrliches kriegerisches Bild, wie bald querseldein die Schützenlinien sich entwickeln. Der Schnee glitzert in der Sonne und sprüht mit tausend Sternen. Er knirscht in der Kälte. Es geht sich schwer darin. Zweimal sinke ich bis an die Knie, einmal bis an die Hüften ein. Das nächste Dorf, Olscheven, ist jämmerlich zerstört. Viele Häuser sind nur noch Ruinen. Die dicke Feldsteinwand einer Scheune hat ein fast kreisrundes Loch. Welche Wucht haben doch schon die kleinen Feld-Artilleriegeschosse! Durch zertrümmerte Fensterscheiben sieht man in wüst zugerichtete, vom Russenlager noch warme Stuben, auf den Tischen Reste von Russenbrot, breiter und dunkler als unseres. Auf und an den Wegen liegen zerbrochene Gewehre, Patronen, Decken und andere Ausrüstungsgegenstände, zerstörte Telefonleitungen, zerbrochene Wagenräder, umgestürzte Schlitten, geplastzte Hasersäcke, zertretenes Korn. Das alles sieht nach eiligster Flucht aus.

Ob die Russen aber nicht doch noch irgendwo in der Gegend stecken? Vielleicht den Wald vor uns besetzt halten?

Gefreiter Behnke ist als Bursche des Kompanieführers immer voran, einen Spaten über der Schulter; zuweilen schwingt er ihn hoch über den Kopf.

„Sie wollen wohl zuerst Russen erwischen? Und ihnen mit dem Spaten zu Leibe gehen?“

„Ja, das ist Kompanie-Symbol.“ Er ist ganz aufgereggt und übermütig vor Tatendrang. Stundenlang marschieren wir schon, aber statt Russen jagen wir nur Hasen auf. Die Schützengräben im Walde findet Gefreiter Hainmüller, der seine Seitenpatrouille dorthin ausgedehnt hat, leer. Vor etwa 24 Stunden sind nach Aussage von Dorfbewohnern die letzten Russen ausgerückt. Also hat ihr Scheinwerfer in der vorigen Nacht ihre Anwesenheit nur noch vorgetäuscht.

Nachdem dies festgestellt ist, marschieren wir geschlossen auf dem stellvertretend nur oberflächlich zerstörten Bahngleise, später auf der Chaussee nach Eckerberg. Den ganzen Tag nur kurze Stehpausen, in denen man etwas trockenes Brot knabbert. Manch Durstiger, der sich eine schön gefüllte Feldflasche mitnahm, kann jetzt nur etwas am Kaffee-Eis lutschen. Aber wieviel schöner ist doch der Vormarsch als das Stillliegen in den Schützengräben!

Bei Dunkelwerden in Eckerberg, Kirchdorf im Kreise Johannisburg, am Nordrand des großen Spierdingsees. Neben der Kirchhofsmauer wird Halt gemacht. Von der

ausgebrannten Kirche stehen nur noch die Umfassungsmauern. Manche Leute legen sich vor Ermattung lang in den Schnee, alles freut sich aufs Quartier. Der Kompanieführer bittet dringend um längere Rast für die Kompanie, der Bataillonskommandeur schlägt es ab. Nur einzelne ganz Erschöpfe dürfen zurückbleiben.

Hinter dem Dorf eine Notbrücke, schlecht von feindlichen Pionieren beim russischen Vormarsch neben der damals von uns gesprengten Steinbrücke angelegt. So eilig war also die Flucht, daß keine Zeit blieb, sie jetzt wieder zu zerstören! Artillerie- und Fuhrparkkolonnen ziehen an uns vorbei. Wir halten so lange. Ein eiskalter Wind kommt über den See herüber. Blutigrot geht die Sonne unter. Wir sollen noch bis Arhs, 6—7 Kilometer. Die letzten Kräfte müssen hergegeben werden. Sicherung marschiert vorweg. Die Chaussee steigt bergan. Jetzt sieht man Arhs im Feuerschein liegen, scheinbar ganz nahe. Aber immer neue Wegewindungen ziehen den Marsch noch lange hin. Die Russen haben vor ihrem Abmarsch noch schnell „eingeheizt“. Sengen und Brennen gehört ja bei ihnen zur Kriegsführung. Das Proviantamt brennt und mehrere andere Gebäude. Die Eisenbahnbrücke ist gesprengt, unsere schnellen Pioniere haben schon eine Notbrücke gebaut. Nachdem wir wohl doch  $\frac{1}{2}$  Stunde auf der Straße gewartet haben, todmüde an die Zäune gelehnt, die Rauchschwaden der Brände einatmend, beziehen wir Quartier in einer Kaserne des Barackenlagers auf dem Truppenübungsplatz bei Arhs. Alles kalt. Viele müssen auf dem bloßen Fußboden schlafen. Ein richtiges „Notquartier“. Einige Stunden später trifft auch die vierte Kompanie ein, die zusammen mit der dritten mittags abmarschiert ist, in Ebersberg die dritte Kompanie zurückgelassen hat und in Eilmärchen uns nachgerückt ist.

Dem fliehenden Feind muß man, wie der Jäger dem Wild, so schnell wie möglich folgen.

9.

Rucksack schwerer, Magen leerer.

Früh 4 Uhr ist Wecken. Es heißt, wir sollen heute noch bis Lyck, auf der direkten Chaussee etwa 30 Kilometer. Aber bald biegen wir links auf schwierige Landwege ab, wo wir nur einzeln hintereinander gehen können. Unsere Feldküche hat uns noch nicht erreicht, auf diesen Wegen wird sie uns erst recht nicht so bald einholen. Schöne Verpflegungsaussichten! Glücklich, wer noch ein Stückchen Wurst hat, wenn sie auch bei der Kälte gefroren ist. In Strzelinien und Friedrichswerder bieten freundliche Dorffrauen den Vorbeimarschierenden heißen Kaffee an; aber es ist nur für wenige. Mancher ist froh, wenn er nur etwas Wasser für den Durst und dazu etwas Russenbrot erwischt, denn die eigenen Brotvorräte sind gestern schon aufgezehrt. Die Gegend wird immer bergiger, die Schneeschanden turmen sich immer höher.

Begleitende Artillerie bleibt mehrmals stecken, die Mannschaften stemmen sich mit aller Gewalt in die Sperren, auf die armen Pferde wird furchtbar eingehauen. Endlich geht's wieder vorwärts. Der Wind kommt schräg von vorne, nimmt ständig an Heftigkeit zu und wächst schließlich zum Sturm, der einem feinen Schnee ins Gesicht treibt. Wie wogendes Kornfeld jagt es in weißen Streifen die Hügel hinab, ein großartiges Schauspiel. Nur zweimal wird eine kleine Pause gemacht, bei der viele sich einfach auf die eiskalte Erde setzen, dann heißt es wieder: marschieren, marschieren, marschieren, immer in langem Gänsemarsch hinter unserem Führer her.

„Wenn uns“ Oberleutnant mit seinen starken Körpern durchholt, denn hett he für Gramen als Kompanieführer bestahn.“

Und er hält durch mit der ihm eigenen Energie, wenn's auch oft sehr langsam geht, zu langsam für uns, deren Rucksack schwer ist und immer schwerer drückt. Neidisch schauen wir den Königsbergern nach, die Wagen requirierte haben, auf denen sie ihre Rucksäcke fahren. Ja, ohne schweres Gepäck läßt's sich wohl noch einmal so leicht und weit marschieren. Aber so ist's kein Wunder, daß unterwegs verschiedentlich kleine Trupps zurückbleiben, denen ein Unteroffizier oder Gefreiter beigegeben wird, der die Verantwortung für das Nachkommen hat und sich mit den Marschkranken für einige Zeit in irgend einem Gehöft einquartiert. Bei den Russen scheint's auch genug solcher Zurückbleibenden zu geben: einmal werden 32 Gefangene an uns vorbeigeführt.

Immer näher kommen wir den Russen. Den ersten Ort hinter Arhs sollen sie erst heute morgen verlassen haben. In den Ortschaften sieht man fast nur Frauen, Kinder und gebrechliche Greise. Alle anderen sind von den Russen als Gefangene weggeschleppt worden, z. T. schon vor langer Zeit. Eine alte, fast 80jährige Frau in Arhs erzählte weinend, ihr Mann sei abgeführt, seit 11 Wochen habe sie keine Nachricht mehr von ihm und nun alle Hoffnung, daß er noch lebe, aufgegeben. Eine andere Frau sagte: „Meinen zehnjährigen Jungen hab ich zuerst im Holzstall versteckt. Als es kälter wurde, habe ich ihn als Mädchen verkleidet. Er wollte durchaus nicht Mädchen sein, aber es ging nicht anders.“

Es überrascht mich daher, in einem Dorf beim Schneeschaukeln einen kräftigen Mann in mittleren Jahren zu sehen, junge Bartstoppeln im Gesicht.

„Wie sind Sie denn den Russen entgangen?“

„Ich habe mich als Frau verkleidet und bin glücklich nicht erkannt. Andere Männer haben sich all diese Wochen im Keller oder Scheune versteckt gehalten oder sich beim Abmarsch der Russen lahm oder krank gestellt.“

Kurz vor 1 Uhr kommen wir in Skomatzko an und halten  $1\frac{1}{2}$  Stunde Mittagsrast auf der dortigen Domäne. Vor dem Eingang des Herrenhauses starren uns — ein Zeichen russischer Roheit — etwa 15 abgezogene Ruheschädel an. Die Feinde sollen noch viel Vieh mit weggetrieben, anderes geschlachtet und das Fleisch mitgenommen haben. Bei uns ist jetzt Schmalhans Küchenmeister. Als wir im November in Lözen einzogen, wurde folgende Unterhaltung auf dem Marktplatz belauscht: „Du, was haben denn die Mecklenburger in ihren 20 Planwagen mitgebracht?“

„Kannst dir doch denken: Speck, Schinken und Wurst bis obenan.“

Etwas Wahres war wohl dran; aber jetzt sind die Speckseiten leider längst „alle geworden“. —

Das Wetter wird weicher, der zeitweilig aussehende Schneesturm wird nässender und schließlich fast zum Regen. Es wird weiter gestapft, auf Grabnick zu. In den Chausseegräben tote Russen. Wie furchtbar wirkt die fahle Farbe und das verwahrloste Herumliegen einer Menschenleiche! Wie muß erst ein ganzes Leichenfeld aussehen! Nach etwa 5 Kilometern Halt. Neue junge Truppen ziehen vorbei. Vor uns hinter einer Anhöhe tobt heftiger Kampf, dumpf rollt und grollt der Donner der Geschütze mit langanhaltendem Echo. Unser Landsturm steht hungrig, ermüdet und frierend auf der Chaussee, scheinbar bis zur Kampfunfähigkeit erschöpft. Aber wenn er eingreifen müßte, würde es nicht doch noch gehen? Man kann viel — mehr, als man ahnt — wenn man muß, wenn solch eisernes „Muß“ klarerkannte, freigewollte Pflicht ist. Der Geist reißt dann den müden Körper fort. Diese Überzeugung ist bekanntlich ein wichtiger Faktor in Hindenburgs Strategie mit ihren geforderten, gewaltigen Marschleistungen.

Als die Dämmerung naht, ist längeres Bereitstehen nicht mehr nötig. Zurück nach Stomatzlo ins Quartier. Aber die Domäne, in die wir gewiesen sind, ist inzwischen von anderen Truppen belegt. Zum Umsinken müde, mit leerem Magen, muß man erst noch längere Zeit Unterkunft suchen. Ich komme in den Schankraum eines Gasthauses. Leere Bierflaschen und ein wüstes, dreckiges Durcheinander von meist zerbrochenen Sachen. In einem Fenster sind nur noch ein paar Scheiben heil, es wird notdürftig durch die Fensterläden abgeschlossen. Der undichte Ofen kriegt die ausgefälzte Stube nicht warm genug. Einige, die überhungrig den Appetit verloren haben, denken: Bloß schlafen, schlafen! Andere sagen: essen, essen! Und Fritz Krüger stört die Müden und erfreut die Hungrigen durch Zubereitung einiger warmer Happen aus Fleisch- und Gemüsekonserven der eisernen Nation.

10.

#### Hinein ins Schlachtgetöse.

In einem alten, kriegsinvaliden Lehnsstuhl des Gasthauses sitzend schreibe ich am Kriegstagebuch. Es ist 11 Uhr vormittags am Freitag, dem 12. Februar. Der Tag hat gemütlich angefangen. Ruhe tut auch not. Meine Korpalschaft hat sich daran gemacht, aus Konservenerbsen und im Keller entdeckten Kartoffeln ein warmes Essen zu bereiten, da kommt der Befehl zum Vorrücken. Schnell wird die Erbsensuppe noch ausgelöffelt. Einige von der vierten Kompanie tun ein Gleiches sogar noch unterwegs. Nachdem noch eiligst etwas Brot für die Kompanie zusammen gesucht ist, geht's durch Wälder und Felder in malerisch-schöner, bergiger Gegend mit herrlichen Fernsichten nach dem Dorf Rogallen und weiter nach dem gleichnamigen Gut, wo wir in einer Scheune Reservestellung beziehen. Wir hören wieder die bekannte Kanonenmusik. Es muß ein starkes Gefecht im Gange sein.

Ungewiß, ob wir ins Feuer kommen werden, merken wir doch, daß auch die Aufgabe der Reserven im Gefechte keine leichte ist: Den Veränderungen der Kampflage entsprechend werden wir nach einer  $\frac{1}{2}$  Stunde Ruhe wieder

nach einem anderen Flügel geworfen. Es geht zurück und dann mit vielen Stehpausen über bewaldete Berge weiter östlich, in Richtung Lepacken. Jetzt öffnet sich der Blick auf ein weites Tal, wir sehen die Schrapnells platz und die Batterien ihre Stellungen wechseln. In der Ferne flammt unweit einer mächtigen Bergkuppe das Mündungsfeuer schwerer Artillerie.

Kurz vor Dunkelwerden sammelt sich unsere und die vierte Kompanie mit Königsberger und Darmstädter Landsturm bei Abbau Lepacken. Wir stehen 4—5 Stunden lang gedeckt in Bereitschaft zur Verfügung des Oberst von Happe, der in einen heftigen Kampf verwickelt ist. Man wird fast beim Herumstehen, und der Magen knurrt uns Mecklenburgern um so lauter, als wir sehen, wie die anderen Landstürmer durch ihre Feldküchen aufs schönste versorgt werden. Immer heftigerer Geschützdonner, wie wir ihn in solcher Stärke noch nicht gehört haben, und fast ununterbrochenes Gewehrkrausen erfüllen die Luft. Eine verirrte Kugel trifft einen Darmstädter in den Rücken, dringt durch den Körper, so daß die Spitze vorn aus der Brust herausragt. In das allmählich verglimmende Abendrot mischt sich der glutrote Schein brennender Ortschaften. Es wird Zeit zum Quartiermachen. Ich wohne als Befehlsemmpfänger bei Oberst Hirsch, der das Kommando über die vereinigten Landsturmabteilungen übernimmt, langen Beratungen über die schwierige Verteilung der Truppen bei. Aber die erlassenen Anordnungen stellen sich nachher als unausführbar heraus. Wir sollen 2 Kilometer weiter im Dorf Lepacken unterkommen, aber als wir  $\frac{1}{2}$  11 Uhr dort eintreffen, ist alles besetzt von Truppen, die eben im Kampfe waren. Und die ganzen Dorfstraßen stehen noch voll Kompanien. Wir gehen also wohl oder übel wieder zurück nach Abbau Lepacken. Aber inzwischen ist das von den Darmstädtern belegt. Es geht uns wie in der Geschichte von „Haas“ und seinem Wettslauf mit „Swinägel“: wo hin Haas auch läuft, Swinägel ist vor ihm da. Fast mit Gewalt müssen wir uns in Haus, Stallungen u. Scheunen noch Platz machen . . . Heringstonnenquartier.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuerlöschwesen einer kleinen Stadt

Fr. Wezel.

Wenn in früheren Zeiten das Horn des Nachtwächters gellend seinen Feuerruf erschallen ließ, weckte es einen viel größeren Schrecken als heutzutage, denn ein Brand legte damals sehr oft den größten Teil der Stadt in Asche. Die Straßen waren eng gebaut, die Häuser mit Stroh gedeckt, die Haushäuser oft nur mit Brettern verschalt, die Scheunen standen in der Stadt, Schornsteine gabs nicht und erst recht nicht Feuerspritzen. So ist es kein Wunder, daß im Mittelalter die meisten Kleinstädte mehrere Male fast vollständig abgebrannt sind. Zur größeren Sicherheit wurde darum in der Polizeiordnung von 1516 bestimmt:

§ 52. Die Häuser sollen mit Ziegeln gedeckt sein.

§ 53. Die Haushäuser dürfen nicht bloß verschalt sein.

§ 54. Scheunen müssen außerhalb der Stadt gebaut werden.

§ 56. Der Rat besichtigt vierteljährlich alle Feuerstellen und

§ 57. Stellt Leitern, Eimer, Wagen und Schleifen bereit.

§ 58. Sechs Nachbarn müssen einen Feuerhaken haben. Jeder Bürger muß eine gute lange Leiter und im Som-

mer ein Fäß mit Wasser bereit halten. Wenn irgend möglich soll auch eine Feuerspritze angeschafft werden.

§ 60. Bricht Feuer aus, so soll Mann und Frau, Knecht und Magd, jung und alt mit Leitern, Feuerhaken, Eimern und Zubern voll Wasser zum Löschnen kommen. Wenn nötig, müssen die benachbarten Häuser abgerissen werden. Wer ein Feuer bemerkt und Lärm schlägt, soll mit einem ehrlichen Behrpfennig belohnt werden.

Die Bestimmungen waren wohl gut gemeint, aber nach gut mecklenburgischer Weise hatte es mit der Ausführung gute Weile. Noch 1818 mußten obige Forderungen wiederholt werden. Schuld daran hatte auch die durch die vielen Kriege und große Brände verursachte Armut. Die Feuerversicherungsordnung von 1818 bestimmte nun und diesmal mit Erfolg: Alle Gebäude müssen mit Stein oder Metall gedeckt und die Giebel gemauert oder gelehmt sein. Die Schornsteine sollen aus dem Dache ragen. Verboten sind die kurzen, oft nur hölzernen „Wölfe“. Die Stadt soll Spritzen, Wassertüfzen (Slopfen), Leitern und Haken anschaffen. Jedes Haus besitzt einen ledernen Feuereimer, der griffbereit hinter der Haustür hängt und zu keinem andern Zweck benutzt werden darf. Er trägt die Nr. des

hauses. Der Küster bewahrt den Schlüssel zur Sturmklöckne an einem bestimmten Platz auf. Die sogenannten Schwibbögen werden durch Schornsteine ersehnt, eine Bestimmung, die wohl jetzt erst restlos erfüllt ist. — Die Stadt schaffte jetzt eine Spritze an, die im Rathause ihren Platz fand. An mehreren Stellen wurden lange Leitern und Haken unter einem kleinen Dach aufgehängt, an der Kirche, wo jetzt die Sakristei ist, zwischen den Scheinen und beim Rathause. 1850 besaß man schon zwei Spritzen und nun wurde eine neue Ordnung erlassen. Ein Senator ist Feuerdirektor und die Ratsdiener seine „Ordonnanz“. An den beiden Spritzen sind je ein Spritzenmeister und 8—12 Spritzenleute, die zuletzt aufgenommenen Bürger. Letztere müssen mindestens ein Jahr bereit sein. Bei einem Gewitter begaben sich alle spätestens beim dritten Donner nach dem Spritzenhaus. Für eine 12stündige Dienstzeit bekommen sie 24 fl. Lohn. 16 zuverlässige Bürger bilden die Rettungswache und 40 sind zur Absperrung bestimmt (Brandwache). Alle Zimmer- und Maurerleute erscheinen mit Werkzeug zum Helfen. Die Fuhrleute fahren die Wasserkübel. Wer zuerst mit Wasser kommt, bekommt 1 Thaler, der 2. 32 fl. Belohnung. Brauer und Brenner müssen warmes Wasser zur Verfügung halten, um das Einfrieren der Löschgeräte zu verhüten.

Wenn ein Brand ausbricht, sollen in erster Linie die Bewohner des betroffenen Hauses das Feuer „beschreien“, daneben aber auch jedermann, der das Feuer bemerkt. Dann ist jedermann verpflichtet, beim Löschens un-

entgeltlich zu helfen. Ausgenommen sind: Personen über 60 Jahre, der Magistrat, die Ratsdiener, Aerzte, Pastoren, Lehrer, die Bewohner des brennenden Hauses und kranke Personen. Alle Hauseigentümer sind verpflichtet, mit ihren Feueremtern zum Löschens zu kommen. Wenn das Feuer zur Nacht ausbricht, haben alle Einwohner der Straßen, durch die die Feuerkübel gefahren werden, die unteren Stockwerke zu erleuchten, da eine Straßenbeleuchtung noch nicht existiert.

Von größeren Hausbränden blieb Tessin verschont. Es ging das Sprichwort, daß es in Tessin nicht brennen wolle. Scheunenbrände gabs allerdings mehrere. 1872 brannte z. B. die Reihe rechts am Süder Landwege ab. Außerdem mußten die Spritzen mehrere Male zum Löschens auf die benachbarten Dörfer.

Da in den nächsten Jahren noch zwei Spritzen angeschafft wurden, reichten die Räumlichkeiten im Rathause nicht mehr aus und so wurde in der August-Braemann-Straße ein geräumiges Spritzenhaus erbaut. 1906 wurde eine neue Feuerlöschordnung erlassen, die von der alten nur geringe Abweichungen aufweist. Nach dem Muster anderer Städte errichtete man 1922 auch in Tessin eine Freiwillige Wehr, die sehr gut aufgezogen ist und allerseits volles Vertrauen genießt, zumal sie im Besitz einer modernen Motorspritze ist. Neben der städtischen Wehr stellt die Zuckersfabrik eine eigene Wehr auf, an der man wegen ihrer Fertigkeit und Fratheit seine helle Freude haben kann.

## Die vermissten Quittungen

Bürgermeister a. D. Kähler, Laage.

Von den Vierreisen des Gastwirts Heinrich Gehmann, welche beim Herannahen regnerischer Witterung einsetzen, habe ich schon in meiner Erzählung von dem Wetterhäuschen berichtet. Ich habe aber noch nicht erwähnt, wie er solche beendete. Er pflegte, wenn der Himmel klar wurde, sich in der Mitte seines Wohnzimmers aufzustellen und beide Arme von sich zu strecken, so daß sein nicht unbeträchtlicher Leibesumfang zur vollen Geltung kam. Dann gab er einen Ton von sich, aus welchem man etwa „Buff“ heraus hören konnte und war bis zum nächsten Witterungswechsel wieder der solide Bürger.

Dieser Gehmann hatte einmal, als in Laage Einquartierung mit Pferden war, das Heu geliefert, welches ein Unteroffizier entgegennahm. Letzterer gab ihm Quittungen für jedes gelieferte Bünd, welche Gehmann nach einigen Tagen beim Zahlmeister abgeben sollte, um dann die Vergütung entgegenzunehmen. Hierbei kam er mit dem Zahlmeister in Differenzen; er behauptete mehr geliefert zu haben, als er quittungsmäßig nachweisen konnte. — „Herr Gehmann, bringen Sie mir die Quittungen, dann können Sie den gewünschten Betrag bekommen!“

Herr Gehmann suchte Wochen hindurch das ganze Haus

und die Nebengebäude, sogar nachts mit der Stallaterne, nach den Quittungen ab, konnte sie aber nicht finden. Hierüber ist er hinweggestorben.

Wenn nun wieder Einquartierung in Laage ist, läßt ihm die Angelegenheit im Grabe keine Ruhe. Dann steht er nachts um 12 Uhr auf, leuchtet mit einer Stallaterne das Haus und die Ställe ab, und wenn er nachts um 1 Uhr die Quittungen nicht gefunden hat, stellt er sich mitten auf den Markt, macht die erwähnte Bewegung mit den Armen, sagt „Buff“ und löst sich dann in seine Atome auf.

Dies klingt etwas spukig, aber glaubwürdige Einwohner haben ihn schon die Gebäude ableuchten gesehen. Insbesondere behaupten die Herren Kommissionsrat Paul Bolmar, Amtsadvokat Schölermann, Kaufmann Wilhelm Thiemann und Schlachtermeister Andreas Kreß, daß sie, wenn sie nachts aus dem „Hotel zur Sonne“ von ihrem Sechzehnzig-Spielclub „Luftballon“ heimkehrten, ihn nicht nur bei Ableuchtung der Gebäude, sondern auch auf dem Marktplatz bei der erwähnten Auflösung gesichtet haben, nachdem er vorher durch „Buff“ solche angekündigt hatte.

## Was sie über Mecklenburgs landschaftliche Eigenarten schrieben...

Eine heimatgeographische Plauderei von Karl Demmel.

Jedes Land hat seine besondere Eigenart, die es irgendwie vor dem Nachbarlande auszeichnet. Und es sind immer Federn an der Arbeit gewesen, die von diesen landschaftlichen Eigenarten geschrieben haben, so auch natürlich von denen Mecklenburgs. Unsere Aufgabe soll es hier sein, einmal davon, und zwar von der Rokokozeit ab, zu berichten,

was Mecklenburgs landschaftliche Eigenarten und Vorzüge sind. Es wird ein kleines, doch farbiges Bild, das uns da von den verschiedensten, uns vielfach unbekannten Schriftstellern entworfene wird.

Wir befragen mal eingangs Herrn Iselin, der zu Basel um 1740 ein „Historisch und Geographisches Allgemei-

nes Lexikon" herausgab und der darin auch allerlei über Mecklenburg schreibt, meistens historische Dinge, und das Land selbst in diesen Worten schildert: „Das ganze Land ist mit schönen Flüssen, der Voise (Voize), Elbe, Peene, Recknitz, Warna und andern, wie auch mit fischreichen großen Seen, als dem Calpiner, Gummerowischen, Krälower, Malziner, Muriener und Schweriner See wohl versehen. An Getreide, Baumfrüchten und Viehwirtschaft wie auch Fischen und Geflügel ist kein Mangel, und sagt man, daß kein einziger wüster und öder Ort, desgleichen auch keine Berge darinnen zu finden seyn.“

So also Mecklenburg um 1740! Wir wollen aber auch Herrn Caspar Abel fragen, der um die gleiche Zeit in seiner „Preußischen und Brandenburgischen Reichs- und Staats-Geographie“ u. a. dieses zu schreiben weiß: „Es (Mecklenburg) ist ein schönes und großes Land, das zwar hin und wieder viel Sand, dabei doch aber auch viel fruchtbare Felder und Wiesen, mithin an Korn und Gras, Holz, Vieh und Wild keinen Mangel, an Fischen und Krebsen, wegen der sehr vielen großen und kleinen Seen, einen Überschuss hat.“

Der Geograph Johannes Hübner charakterisiert Mecklenburg in seinem „Realen Staats-, Zeitungs- und Conversationslexikon“ um 1750 so:

„Es ist ein fruchtbare, von Gott gesegnetes Land, hat vortrefflichen Kornbau, Weide, Viehzucht, Waldungen, Wildpferd, Fischereien, auch so viel Salz, und liegt wegen der Ostsee und Elbe zur Handlung nicht unbequem.“

Natürlich soll in dieser Folge auch der bekannte Herr Büsching mit seinem Urteil über Mecklenburg nicht fehlen, der um 1760 schon etwas mehr weiß; nämlich: „Das Land ist mit großen und kleinen Seen angefüllt, welche 1,2 bis 3 Meilen lang, 1 bis 1½ Meile breit, und von geringem Ertrage sind. Ferner gibt es hier große und unbebaute Heiden und Wälder, viele Moräste, Brüche und Moore: die Hälfte des Landes besteht aus einem sandigen Boden, der selbst bei guter Düngung wenigen Roggen und Hafer trägt, und die Wiesen und Weiden fallen, wenn man sie mit den benachbarten holsteinischen und pommerschen vergleicht, schlecht aus, daher auch die Viehzucht nicht erheblich ist und vornehmlich in der Schafzucht besteht. Es ist, sagen sie, kaum der 10. Theil des Bodens sandig, und selbst das allergeringste Sandland trägt den besten Roggen. Das Land ist mit angenehmen Hügeln, lustigen und sehr einträglichen Holzungen angefüllt, und an guten Obstbäumen fehlt es auch nicht. Man hat viele Wälder ausgerodet und eben sowol, als viele ausgetrocknete und urbar gemachte Moräste, Brüche und Moore in Aecker und Wiesen verwandelt. Es ist gewiß, daß das Land durch Klagen und unermüdlichen Anbau in einen noch weit bessern Stand gesetzt werden könne.“

Natürlich könnten wir aus dem 18. Jahrhundert noch viel mehr Urteile über die landschaftliche Eigenart Mecklenburgs anführen; aber wir müssen uns begnügen, denn es sollen auch noch einige Schriftsteller aus dem 19. und 20. Jahrhundert zu Worte kommen.

Im Jahre 1867 berichtet die heute vollständig vergessene „Allgem. Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände“, aus der später der Brockhaus hervorgegangen ist, dieses über Mecklenburgs landschaftliche Eigenart, das schon etwas sehr nach gelehrter Geographie klingt: „Das Land, vorherrschend flach, durchzieht von Südost nach Nordwest ein niedriger und breiter Landrücken mit einzelnen Seitenverzweigungen, der bis zu 454 Fuß aufsteigt und die Wasserscheide zwischen Ostsee und Elbe bildet. Außerhalb dieses Landrückens ist theils Heideebene, theils fruchtbare Flachland, welches mit niedrigen Hügeln und zahlreichen Wieseniederungen abwechselt. Auch zählt man über 300 Landseen. Der Boden ist, je nachdem er aus Sand, Lehm

oder einer Mischung von beiden besteht, in verschiedenen Gegenden an Fruchtbarkeit sehr ungleich. Etwa drei Viertel des ganzen Flächeninhalts werden für den Ackerbau benötigt, während die noch übrigen Waldungen etwa ein Zehntel betragen mögen.“

Aus den neunziger Jahren lassen wir die „Vaterlandsfunde“ von Professor Dr. Richter auch zu unserem Kapitel sprechen, und zwar: „Mecklenburg gehört dem norddeutschen Tieflande an und wird zu einem großen Theile von einer Seenplatte erfüllt, welche nach dem Lande benannt wird und zu bedeutender Höhe steigt. Der Boden ist größtentheils sehr fruchtbar. Es findet sich neben großen Torflagern auch Kalkstein, vereinzelt treten Gips und Braunkohlen auf. Für die Bewässerung des Landes kommen in Betracht der Elbstrom mit mehreren Nebengewässern, der Oderfluss Peene, der bedeutende Küstenfluss Warnow, sowie (an ihrer erweiterten Mündung) auch die Trave. Im Lande finden sich viele, teilsweise sehr bedeutende Seen. Das Klima ist bei dem Vorherrschen sehr veränderlich, aber gesund.“

Ein sehr seines und anschauliches Bild der mecklenburgischen Landschaftseigenart entwirft uns das im Jahre 1823 herausgekommen „Lexikon der Geographie“. Wir lesen da: „Mehr als 650 Seenblinken zwischen deren Moränenhügeln auf. Aus dem ammütigen und zumeist auch fruchtbaren Hügellande, wo waldige Höhen auf Kornfelder und Viehtriften hinabschauen, kommen wir in öde Haidestrecken, wo dürre Kiefernwälder und Flugsandhalden miteinander abwechseln. Am unfruchtbaren ist das Land im Südwesten, wo wir zwischen der Elbe und den Ruhner und Parchimer Bergen eine 1600 qkm große Haidesfläche durchwandern müssen. Sonst wird der Boden im allgemeinen um so fruchtbarer, je mehr wir uns der Ostsee nähern, und erst nahe dem Strande finden sich weite Kiefernhauden. Hier bildet der Heilige Damm, eine 4 Kilometer lange Steinpackung, eine Schenswürdigkeit, die zu vielen Sagen Veranlassung gegeben hat. Die kleinen Flüsse des Landes, die zumeist in den großen Seen ihren Ursprung haben, sind wasserreich und könnten leicht durch Kanäle verbunden und dem Verkehr dienstbar gemacht werden.“

Abschluß unserer heimatgeographischen Plauderei sollen die Zeilen bilden, die Geheimer Hofrat Professor Dr. Geinitz, Rostock, seinem Aufsatz „Erdgeschichte von Mecklenburg“ in dem bekannten Heimatbuche „Mecklenburg“ voranstellt und worin einer der besten Kenner der heimatlichen Landschaft diese Eigenarten hervorzuheben weiß: „Wer unser liebes Mecklenburg kennt, der weiß, welche Abwechslung sein Boden und seine Landschaft bietet. Weite flache Strecken fruchtbaren Lehmbodens wechseln mit minderwertigen Sandflächen; dazwischen große Moorniederungen, die in Wiesen- und Weidekultur genommen sind, dann steinreiche Berge, oft mit Schluchten und Tälern, deren Reize an die mitteldeutschen Gebirge erinnern. Wir finden eine Menge großer und kleiner Seen, die alle recht fischreich sind; sie bringen in die Landschaft eine prächtige Mannigfaltigkeit, ebenso wie die breiten und schmalen Täler, in deren Wiesen- oder Sandflächen das Wasser träge läuft oder rauschend dahinschießt. Land- und Forstwirtschaft nutzen den Boden, in Gruben wird Torf und Ton, Kalk und Mergel, Sand und Kies oder die Findlinge gewonnen, in Bergwerken Kohle und Salz. Das für unser tägliches Leben so notwendige Wasser wird aus offenen Gewässern entnommen, aus Seen, Flüssen und Bächen, oder als Grundwasser aus Quellen und Brunnen. Nachdenkliche Leute werden durch diesen Wechsel wohl zu der Frage angeregt: wie ist dies alles entstanden? Mehrfach hörte ich z. B. aus dem Munde von einfachen Leuten beim Anblick eines Moorgeländes sagen: „Hier möt vördem

Water wäst sin". Manchmal knüpfen sich an besonders auffällige Bodenformen alte Sagen, die über Bildung und Unbildung des Geländes reden. Solche Fragen, die auch vielfach lebenswichtige wirtschaftliche Verhältnisse berühren, Baugrund, Brunnenanlagen, Aufführung und Verwertung tiefliegender Bodenschätze, beantwortet der Geologe, der die Erdgeschichte wie aus einer, freilich recht lückenhaften Chronik zu entziffern hat".

Mit diesem Hinweis auf die rein geologische Arbeit des Wissenschaftlers lassen wir unsere Plauderei über Mecklenburgs landschaftliche Eigenarten ausslingen. Die Geologie weist uns die schönste Landschaft der Heimat bis ins kleinste zu zergliedern, da zunächst die Landschaft am allerersten geologische Dinge aufgibt und dann erst der Mensch in seiner jeweiligen Siedlungsart folgt.

## Dei General-Reeder

John Brindman.

Wi seten in Hädgens Goren up dei Bänk ünnen an 'e Warnow. Dei ganze Famili, lütt un grot, un min ol Bädder wir ol dorbi. Dei wir' hüt so recht uprämt un sin ol ihrlich blages Og sehg so klor ut as dei Häben haben un so glatt un in sict tofräden as dei Strom vor uns. Dat wir 'n Sünabend-Nahmiddag in'n Juni, un dei Fähr an dei anner Sid van den Strom un dei Gehlsdörper Bäunerien un dat Ruge Hus stöken deip in dat frische Frühjahrslom as rode Appels in gräune Bläder. Dei Wind wir östlich, dei Lust aewer so warm un still as wenn sei inslapen wir ore inslapen wol, un dei Bläder an dei Böm aewer uns hünigen so still das as Fahnen an'n Kurgangspiler in 'ne Landkirch. Ich har dor aewerst kein Og vor; ich har nich mal 'n Og vor min lütt Fru, dei bi mi seit un min linke Hand hen un wedder saching drücken deer, un sei wir mi doch irst sid acht Dag' antrugt worden un so'n lüttes säutes Wim as sei uns' Herrgott 'n Junggesellen van söhunntwintig Jahr unverdeintervis' an'n Hals, ne wat segg ic, an't Hart smiten kunn. Ich möcht ümmer up dat Fohrwater vor mi kiken, un wir dorbi so stillvergnäugt as 'n König, dei sin Kron tom irsten Mal vor Gott un alle Welt up den Kopp setten deicht. Up den Strom dor aewer mi leeg 'ne funkelnagelnde Bark van 120 Last so trimm un puul, so glatt un stramm, as dat beste Eikenholz un Bumeister Zelz dat hergäben kunn, un dat smucke Fohrtig wir min eigen, un ich wir dei Kaptän dorvan un söl min irste Fohrt nah London mit 'ne vulle Ladung Weiten maken. Ich wir nu mir eigen Herr, künne up min eigen Bein un nüms har in wat to kummandieren. Dat is 'n säutes Gefäuhl, vorut in dat irste Maand, dat is 'n woren Hönnigmaand; dei Wörmt liggt denn noch all up 'n Grund, un ein denkt dor gor nich an, wat hei aewerall mal upstigen un nah haben kamen kann, un mit dalslaken warden möt, wißt Du ore wißt Du nich. Mi wir dat recht, dat min Schipp dor so vor mi leeg, dicht as'n Bott un licht un flott as 'ne Krichahnt up'n Binnenwater. Ich künne mi nich fass an ehr seihn. Un wedder wir mi dat nich recht, wat sei nich all buten up dei Reed leeg, utclarirt un fix und farig. Sei har ehr föftig Last Weiten all innahmen, un dat wir ehr kuum antoseihn, wat sei aewerall wat in har. Dwei Lüchters (Leichterschiffe) möcht sei noch in Warnemünn'n un up dei Reed aewernehmen, denn wir sei kumplett, un ich wir nüdlich, woans ehr dat demn laten deer, un woans sei sich nahst vor den Wind un bi den Wind schicken wör.

"Na, endlich is nich ewig!" röp min ol Bädder dor. „Nu walt dei Dagdrom endlich mal up. Disse klockendige hallo Stunn'n hest Du kein Wurd van di gäben, hest Din'n Kaffee kolt warden laten un knapperst dor bi din Zigarr an dat verfikt En'n rüm. Botau so'n Ungedur! Du kümmt noch tirig naug an Wurd. Dei „Copernikus“ löppt Di nich weg. Dre meinst Du, dat dei Brofischer, dei dor äben vöräwer rodert, em in 'e Tasch stälen un dormit utritschen kunn? Invitirt uns dat Minschenkind finen „Co-

pernikus" up den Strom to veradmiriren, na, wi nähmen dor of Notiz van, aewerst Musche Heinz nimmt kein Notiz van uns! Du kriggst noch tirig naug Soltwater to kosten un wohrscheinlich mir as Du magst."

"Na, nähmen Sei dat nich vor aewel, Badding," sär ic dunn. „Ich dacht man, dor dei Wind so östlich fölt, wat ich den „Copernikus“ morn mitzamst dei beiden Lüchters dörch'n Damper nah Warnemünn'n släpen sat."

"Botau dei Ungedur, Heinrich? Morn is Sünndag un aewermorn is ol noch 'n Dag. 'n Kaptän möt nich so hastig sin, hei möt nich tau teerquastig sin un ol nich aewermastig sin. Ich heww Di izakt observirt, as Du äben den „Copernikus" so verleint angulpen deerst, as ob dat man ein so 'n wunnerbare Schönheit in 'e Welt gäben deer, un dor wol mi dat so bidüchten, as wenn Du Di as'n hellisch forschen Kärl vörkamen deerst van wägen dat forschte Schipp, wo Du Kaptän van büsst. Din Förschigleit un sin Förschigleit dei saelen sich aewerst irst gegensitig utprobiren, wenn Di bei' vörn fleigenden Storm up'n Legerwall geraden dauhn. Denn is männgmal ol dei beste minschliche Förschheit nich bäter as 'n mören Dvirnsfaden, wo man 'n Bird an fast biunen will, wat den Küller hett. Liden mag ich dat aewerst gor nich, wat dei „Copernikus" dei Reilragen up hett, dat künmt mi grar' so puglistig vor, as 'n Kaptän, dei 'n Snauzbort dreggt. Ich will Di man wünschen, Heinrich, dat hei nich rank is, bi halv Ladung un Ballast nich slenkert un so fäler in den Wind wenn'n deicht as'n Kirchturmhahn dat mit'n richtigen Wind farig kriggt."

Ich bet mim up dei Nennerlipp un sär kein Wurd, denn ich har mi sid acht Dag man dat Kinn balbirt un wol mi, Mikling to Leiw, 'n Snurrbort stahn laten. — Min Ol wir aewerst noch nich farig. „Segg mal ens, Heinrich," sünf hei wedder an, „wän sünd eigentlich Din Reeders?"

Ich fel den Olen ganz verwunnert an. Dei Ol wir nählich Korrespondentreeder van dei Bark, un wüsst dat jo ganz gaud. hei har aewerst sin scharpen blägen Ogen so fast up min richtt, as ob hei mi dörchliken künne un wol. So tellst ich denn dei Reeders van den „Copernikus" all enselft up, un dat wort ol nich lang', denn dei Oll un min beiden Bräuder reerten allein dat halv Schipp.

„Un wire hest Du kein Reeders nich?" sär dum dei Ol. — „Nich dat ic wüsst!" — „Nich? wän is denn Din General-Reeder?" — „General-Reeder?" — sär ich un sehg jowoll ganz parplex ut — „General-Reeder?" dor heww ich min Läwdag nich van hör't. Min beiden Bräuder, Hans un Franz, kelen sicl an, as wenn sei seggen wol'n: „Wo will dei Ol denn wedder rut." Uns' ol Bädder wir männgmal spaßig, aewerst männgmal ol nich. hei sehg so ironhaftig ut, dat sei sicl bei' dat Grinen verbeten, wat ehr anklamen wol.

„Na, wenn Du dat nich weißt, wat 'n General-Reeder is un noch keinen hest, dennso möt ic Di dat woll verklären. Ich har all ümmer dei Afficht, ünner vir Ogen

dat mal mit Di io bispräten, denn Du büsst noch 'n fir jungen Mann un'n bätten fir tirig io Din eigen Brod kamen. Ich seih dat aewerst nich in, wurüm ic dat nich ok bir gikt dauhn kann, dor dei Gelägenheit schicklich is, un wän weit, dor Du so 'n grote Hast hest, wat Du nich all aewermorn den Sund passirt hest un ic dat Nahliken bi hol, un dennso is't Gottes Will, wenn wi uns aewerall wedder to seihn frigen. — Hans, dauh mi mal Din Zigarrendos' her, min sünd 'n bätten fuchtig as mi dächt, ic rot sacht ein van Din."

As dei Ol sick nu 'ne Zigarre utsöcht un sei richtig in Brand sett' har, dunnso sär hei:

„Szü ens, Heinrich, mi güng dat min Tid grar' so as Di. As ic den „Agamemnon“ so vör mi liggen har an dei Lagerbrügg, anno vierteihn, as Du den „Copernikus“ dor vör nu liggen hest, klipp un flor un farig to't Utsopen, dunn har ic ol Reeders un'n Korrespondentreeder; man 'n General-Needer har ic noch nich un wüft ok nix nich van em af. Humpel-Davids hett mi den kenn'n lir', un wän Humpel-Davids sin Tid wäst is, dat möst Du jo noch weiten, Hans, nich wor? Rich? Na, dat wir 'n ol'n Schi-mann, dei Anno sium mit bi Trafalgar mank dei Englänners wäst wir, up 'n Urlogsmann, dor ut den Marschäten wir un sick den linken Arm un den rechten Bein braken un to gliter Tid dorbi 'n lütten Pipp's in'n Kopp wegträgen har, so dat hei to nix nich in 'e Welt mir to bruken wir. Hei wir nu in dat Præcherhus up't Heiligeist-Hospital ünnerbröcht un humpelt Dag vör Dag nah'n Straan'n, den Krückstock in dei rechte Hand un dei linke in 'e Bost van sin Bijede. Hei spröf ümmer vör sick hen, wenn hei dei Lagerstrat dal seilen deer. All dei Kaptäns, Stürlür' un Matrosen lennt Humpel-Davids recht gaud, un wenn'n Schipp inlös ore utslop, dennso haalt Humpel-Davids sic regelmäsig sin Spesen af, as dei Dän dat vör-dissen bi Eslinür bi all dei Schäp dahm hett, dei in den Sund un ut den Sund löpen.

So gaud wir mi aewersten nich bi den „Agamemnon“ to Maur as Di dat hüt bi den „Copernikus“ is, Heinrich. Du büsst vull Ungedur as 'n Brüjam, un Di lacht dat Hart in'n Liw, dat seih ic Di an, un Di schenirt nix wire as dei östlich Wind, dei noch vör Nacht ümgahn kann. Ich wir ol' ungedüllig, aewer as wän dei Tänweihdag' heft, un ic har bläurig Tranen weinen künnt. Dei „Agamemnon“ leeg dor vör mi as in 'n Ißbarg inleumunt, un mi wir so tau Sinn as 'n Jungmann, dei van dei Boogsprit in dei Bülg'n soll'n is un den sein Minsch an Burd 'n Tauenn'n tosmitten deih, ire hei ut 'e Macht künnt, sic aewer Water to hol'n. — Si weiß dat, wat ic all anno ein as Jungmann fohren deer. Anno saeben wör ic Stürmann. Dat wir dei Tid, wo Bonopart England van all un jegliches Kommerzieren up dat Fästland assluten wol. Dat wir aewerst vör dei Schäpfsohrt 'ne heil lege Tid. Dei Engelsmann har sin Krüzer allerwägt up den Kifit. Nenner neutrale Flagg güng dat allein noch un wir wat to ver-deinen. Ich künnt aewersten nich still liggen, dat is gegen min Natur. So wol ic denn nah Gotenborg un mi dor nah 'en engelsch ore amerikansch Fohrtüg ümdauhu un dorin mit munstern. Ich güng aewer Fünen un Seeland nah Eslinür. Min felig Badder har mi 'n Breif an sin'n ol'n Fründ, Mässler Kastens in Eslinür mitgäben, dei söl mi'n bätten biraden helfen. Ich sülben kennt em ol' all, denn ic har anno drei mal ümmer engelsch un anno sium 'n halv Jahr ümmer dänische Flagg fohrt. As Kastens hüren deer, wat ic wol, dunn schwör hei sin Brill aewer dei Branen, reew sic dei Hänn'n un sär: „Sei sünd 'n Sündagskind, Sei kamen mi as herraupen. Hüren Sei mal, seihn Sei mal, dei Großer-Mässelt dor in Kopenhagen brukt grar' so'n jungen Mann as Sei sünd, Sei laenen engelsch, Sei verstahn dänisch, Sei schriben 'ne feine Hand.

Woans is dat mit dat Räken?“ Na, Räken dat wir min Försch, dat har ic bi den ol'n Röllen extra loskrägen, vörut dei Praktik in Wessel un Bodmerie. „J, dat dröppt sic fein,“ sär Kastens, „denn ward sic dat all maken.“

Mit ein Burd, Kommerzienrat Mässelt har 'n fregatt-talet Fohrtüg von 400 Last, „Krüschan den Wirten“, dei sägelt ünner schwedische neutrale Flagg, dor söl ic Kargadür up warden, meint ol Kastens, un dörch sin Verwennung wör ic dat ol. Ich möcht Isen im Holt nah St. Thomas im Portorico bringen, un Kaffee un Zucker bröcht ic wedder nah Gotenborg, denn in dei Tid güng all dei Kolonialhannel för dat Fästland dissen Weg, un dor wör bannig Geld bi verdeint. Ich kreg dusend Daler pro anno as Kargadür un sös Prozent van dei Nettoprovenü extra. Na, dor wir ic up einen Slag haben up un tuscht mit feinen Kaptänen. Bir Jahr lang wir ic bi dat Geschäft, un dei sös Prozent wören mi to Kredit räkent in dei Geschäftsbäuer, un drögen wedder sös Prozent Tinsen, un as dat drürr Jahr rund wir un wi ens asslöten, har ic all aewer siudisend Speziesdaler bi Großer-Mässeltien to gaud un leet dat natürlig int' Geschäft, denn flinker künnt ic aewerall nich verdeinen. Ich sehg dunn binah äbenso aewermästig ut, as Heinz vörhen, as hei nah den „Copernikus“ so aewerböstig két. Ich har väl in 'e Welt seihn, un wir so gesund un fersch as 'n jungen Kiri van dreinintwintig Jahr van Natur sin kann un sin fall. Min Arbed leeg dunnitomal vörnämlig in Gotenborg, wenn ic nich up See wir. Nah Kopenhagen keem ic man as un tau, wenn dat van wägen dei Geschäften nich anners güng. In Gotenborg har ic aewer Quartir bi 'ne dütsche Va-sturen-Wittsru, un dei har 'n Wäschken bi sic, wat ehr Swesterdochter ut Wissmer wir, un dei süs muddersseelen-allein in 'e Welt künnt. Sei wir aewerst ümmer alert un ümmer vergnägt, sei sünd as 'n Kanallivagel un hüppi as so'n lütten Häster, un hüppi mi tolezt richtig in't Hart rin. Doch har sei keinen roden Schilling in 'e Welt. Ich frög nich lang, wat sei ol' visicht 'n riken los un lerrigen ol'n Dehme ore 'ne steinolle rite unbigäbene Möhm einer-wärts in 'e Welt sitten har. Ich frög ehr bloß: „Magst Du mi siden?“ — un as sei dunn ja sär, ein zwei drei wir sei min Fru un wi bei in Kopenhagen, in'n Junimaand, un dei wir dunn grar' so warm un schön as hei hüt is. Ich stellt min lütt Fru Herrn Kommerzienrat Mässelt vör, dei 'n sibr stolzen un vörnämen Herrn un Swager van'n Geheimen Statsrat wir, un stellt sei ol' Fru Kommerzienrat Mässelt vör, dei noch stolzen un vörnämer un 'ne Swester van'n Danebrog-Grotkrüz wir, Warkeldags man in Sir, mit'n Pund Gold an dei Arm un üm den Hals, Sünndags aewer in Sammt mit zwei Pund Gold an dei Arm un üm den Hals güng.

Bi wören ol' sibr gnädig upnamen un mößten dor mit to Middag äten, un ic leem mi sülben as so'n bätten vör-näm vör, as sühst Du mi woll un heft Du mi woll seihn.

Nah Disch freeg dei Kommerzienrat mi bi Sid un bör' mi, as dei Kaffee up'n sülwernen Teller präsendir't wir, 'ne Zigarre an — dei wiren dunn noch nich recht in 'e Maur. — Hei höl mi dei apen Vittelskif hen: „Nehmen Sie nur gleich ein Bünd, bester Heuer, Seine Majestät rauchen sie nicht besser, sie sind fein und milde und kosten funzig Spezies.“ Ich wol bischeiden Invennungen malen, dat hülp aewerst nich, ic möst siunntwintig dorvan in 'e Tasch stälen. „Und was ich sagen wollte, lieber Heuer, im August muß der „Christian“ wieder nach St. Thomas. Es soll aber das letzte Mal sein, daß Sie in Person mitgehen. Haben wir Erfolg, gedenke ich eine eigene merkantilische Kommandite in Gotenborg zu errichten, und wem als Ihnen könnte ich die Leitung anvertrauen? Sie haben sich bewährt, bester Heuer, und wenn Ihr barer Anteil am Geschäft auch zur Zeit noch unbedeutend ist, das wird sich dann schon bessern. (Fortsetzung folgt.)

# Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Maßiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bild, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 7. August 1938

Nr. 8

## Der Haussstand eines Handwerkers vor 200 Jahren

Fr. Wezel-Parchim.

Im Jahre 1756 starb in Tessin der Weber-Altermann Hans Heinrich Wessel. Er hinterließ 5 Kinder und das Waisengericht nahm am 30. 10. seinen Besitzstand auf. Das Protokoll verzeichnet ihn folgendermaßen:

### an immobilien

Die alte mit Stroh gedeckte Bude mit dem Garten hinter selbiger, auch den daran schließenden Ader von  $\frac{1}{2}$  Scheffl. Aussaat, nebst dem Mannes-

kirchenstand auf dem Chor bey dem Altar 357 Rtl.

Die neue mit Steinen gedeckte Bude an dieser vor-  
benannten alten Bude 390 Rtl.

747 Rtl.

### an Ader auf hiesiger Stadt-Feldmark

1 Scheffl. bey Lütten-Tessin am Rostocker wege zwischen Frau wittwe Röhren 15 Rtl.

2 Scheffl. bey der Steinmauer zwischen Claus Bur-  
meister Stadt- u. Zahl feldtwerts 24 Rtl.

1 Scheffl. vor den Tannen, zwischen Cantor-acker  
Stadt- u. Daniel Giese feldtwerts 7 Rtl.

1½ Scheffl. vor Lütten-Tessin, zwischen Hinrich  
Bahren feldt- u. Nageln Stadtwerts 15 Rtl.

2 Scheffl. am Graßwege, zwischen Friedrich Bahren  
feldt- u. Joachim Michelsen Stadtwerts 20 Rtl.

$\frac{1}{2}$  Scheffl. am Helmstorfer wege zwischen Johann  
Schulz u. Rattmann wittwe 10 Rtl.

1 Scheffl. an der Lütten-Tessinschen Scheide, zwi-  
schen tobias Sengbusch Stadt- u. Michel  
Kasten feldtwerts 15 Rtl.

1 Scheffl. auf der Sandkuhl, zwischen Verwendels  
wittwe feldt- u. Joachim Sternbergs Erben  
Stadtwerts 12 Rtl.

$\frac{1}{2}$  Scheffl. vor den Tannen, zwischen Nageln Stadt-  
u. Rattmanns wittwe feldtwerts 10 Rtl.

1 Scheffl. auf dem Gildelande, zwischen Adolph  
Bartels u. Hilgendorfs Garten 15 Rtl.

1 Scheffl. am Helmstorfer wege, zwischen Christian  
Rueß Stadt- u. Rasloffs feldtwerts 15 Rtl.

1 Scheffl. auf dem Scharren, zwischen Peters feldt-  
u. Jacob Bahr Stadtwerts 12 Rtl.  
1 Scheffl. am Helmstorfer wege, zwischen Claus  
Burmeister 10 Rtl.  
1 Scheffl. vor den Tannen, zwischen dem Cantor  
acker Stadt- u. Daniel Giese feldtwerts 7 Rtl.

sa. 187 Rtl.

### Ein Gramstorfer Erbteil

390 Rtl.

### An Mobilien.

#### an Kupfer

Rtl. fl.

$\frac{1}{2}$  tonnen Kessel, mit dem Seil getragen 10 —  
1 Topf 2 18

#### an Messing

4 mehingue Kessel, mit dem Seil getragen 13 28  
8½ Pf. Zinn 9 —  
1 eisern Grapen 3 —

#### an Hausrat

1 alt eichen Eß-Schapp 3 24  
1 dito ganz schlecht 3 16

1 alt Zuber 1 36

1 Kübchen von 3 Scheffl. Korn 6 8

1 Breit-Stuhl 1 —

1 dito alt 12

1 Kohl-Walze 38

1 Kohl-Stöher 8

1 kleiner eichen Tisch 2 8

1 alt Milchenborte (ausgesetzt) 1 28

1 Schneide lade 3 4

1 Art 1 24

1 alt Beil 1 44

2 Sensen 1 36

1 Hacke 1 13

1 Röste 1 8

1 Mästforde 1 —

1 dito alt 24

1 Brat-Pfanne	—	8	an Geld
1 eisern Plett-Eisen mit 2 bolzen	1	28	2 Obligationen (30 u. 100 Rtl.)
1 Worf-Schaukel	—	24	130 —
1 alter Scheffel	—	12	
1 Garn-Winde	—	30	Sa. 1596 43
1 alt Butterfaß	—	44	Damals gehörten zu einem Erbe un trennbar Haus, Acker und Kirchenstand. Sie wurden abgeschäbt:
1 eisern Dreyfuß	2	2	Das neue Haus 390 Rtl.
1 Wasch-Molde	—	28	Das alte Haus 225 Rtl.
1 badertrög	1	22	Die Haussstellen mit dem Garten 90 Rtl.
1 ganz kleine alte Molde	—	4	Die $\frac{1}{2}$ Scheffl. Acker hinter dem Hause 27 Rtl.
$\frac{1}{2}$ Tonne	—	36	Der Mannsstand auf dem Chor bei dem Altar 15 Rtl.
1 Tönnchen (leches)	—	18	*
1 alte Drat-Siebe	—	6	
4 Stod Zinnen	15	24	
	97	43	

## an Handwerkszeug

1 großes Thau (Webstuhl)	—	
1 Thau, etwas kleiner, brauchbahr	1	
1 neues Thau	—	
2 Rämme von 6/4 breit, flechsen	—	
3 Rämme von 5/4 breit, flechsen	—	
6 Rämme von Ellenbreit, Heden.	—	
1 Schirr-Trog, gut	—	
1 alt Coffre	45	—

## an Mannskleidung

1 schwarz Kleid mit Camisohl und Hose	—	
1 braun Kleid mit Hose, ohne Camisohl, neu u. gut	—	
1 alter brauner Rock u. Camisohl	—	
1 Spanisch-Rohr mit ll. silbernen Ring (4 Rtl.)	—	
Vetten und Leinenzeug sind nicht geschäbt, da sie von der Familie weiter benutzt werden.	—	

## an Vieh

1 junge Kuh, ins 3. Jahr	—	
1 Ochsen-Stier, ins 2. Jahr	—	
2 Pölle	—	
2 tragende Schafe	—	
3 Hammel	—	
1 Schaf	—	
2 Lämmer	—	
2 alte Gänse	—	

—	8	an Geld
1	28	2 Obligationen (30 u. 100 Rtl.)
—	24	130 —
—	12	
—	30	Sa. 1596 43
—	44	Damals gehörten zu einem Erbe un trennbar Haus, Acker und Kirchenstand. Sie wurden abgeschäbt:
2	2	Das neue Haus 390 Rtl.
—	28	Das alte Haus 225 Rtl.
1	22	Die Haussstellen mit dem Garten 90 Rtl.
—	4	Die $\frac{1}{2}$ Scheffl. Acker hinter dem Hause 27 Rtl.
—	36	Der Mannsstand auf dem Chor bei dem Altar 15 Rtl.
—	18	
—	6	
15	24	
97	43	

## Die Kosten eines kleinen Begräbnisses im Jahre 1810

Bor Begräbniß Kosten, was ich habe  
vor meine Seelige Schwester Wezeln ausgelegt.

vor daß Sarg	5 Rtl. 16 Schill.
” daß Brodt bey der Begräbniß	40 "
” 16 Pott Bahr	24 "
” 5 Pott Braniwein	40 "
” $\frac{1}{2}$ Pfd. Toback	5 "
” Licht	5 "
” 2 Pfd. Butter	20 "
” $\frac{1}{2}$ Pfd. Kaffe Bohnen 8 u. $\frac{1}{2}$ Pfd. Zucker 8	16 "
” Semmel	12 "
” Dehl u. daß Begräbniß	16 "
” den Rector 20 u. die Schule 16	36 "
” den Herrn Pastor	21 "
” die Glocken	1 Rtl. 24 "
” die Todtenfrau	24 "
” den Todten Gräber	24 "
” die Frau die die Seel. Aufgewartet	
hat	3 Rtl. —
” 3 Pott Brantwein bey der Aufziohn	24 "
” Bahr	10 "
” Semmel	10 "
” eine Lampe die Maurer Giesen aus- geschmelt ist	20 "
” die Hausmiete an den Maurer Giesen 1 Rtl. 16	"

Summa 18 Rtl. 23 Schill.

Lezin, den 15. July 1810.

Christoffer Ehlert.

## Streit um Rügen

Als 1325 das rügensche Fürstenhaus ausgestorben war, am 8. November starb Fürst Wizlaw III., nachdem sein Sohn Jaromar ihm am 25. Mai im Tode vorangegangen war, sollte den Erbverträgen zufolge des Fürsten Neffe Wartislaw IV. von Wolgast seine Nachfolge antreten. Noch waren die Unterhandlungen darüber im Gange, als auch er am 1. August 1326 starb. Doch hinterließ er Leibeserben: drei noch unmündige Söhne, den späteren Wobislaw V., Barnim IV. und Wartislaw V.

Diese drei Söhne Wartislaws IV. wurden vom dänischen Könige mit der Herrschaft belehnt und Gerhard von Holstein mit ihrer Vormundschaft betraut. Da er seinen Verpflichtungen nicht nachkam, wurde sie von Herzog Barnim III. von Stettin übertragen. Er erwies sich jedoch bald als zu schwach, als der Fürst von Mecklenburg die rügensche Nachfolge beanspruchen zu dürfen vorgab und in das Land einfiel.

In dieser Not traten die zu Rügen-Wolgast gehörenden Städte für ihr Fürstenhaus ein: Stralsund, Greifswald und andere kämpften für ihre drei jungen Herren.

Ein Teil des Adels schloß sich ihnen an, während ein anderer sein Heil bei Mecklenburg sah. Städte und Adel kämpften vereint gegen den Fürsten von Mecklenburg bei Loitz und Bössow, und Greifswald gewährte der Witwe Herzog Wartislaws IV. Schub. Lange wähnte der Streit; endlich aber neigte sich der Sieg den Pommern zu. Bei Brudersdorf kam es am 27. Juni 1328 zum Frieden; der Fürst von Mecklenburg verzichtete auf seine Ansprüche und erhielt dafür eine Abfindungssumme, für die ihm Barth, Triebsees und Grimmen bis zum 6. Dezember 1340 als Pfand gehören sollten.

Um dieser Länderei willen kam es danach zu einem langwierigen Streit. Mecklenburg wollte seine Ansprüche auf diese Gebiete noch nicht aufgeben. Seit 1343 flackerten die Kämpfe und Streitigkeiten wieder auf. Man verglich sich — und kämpfte dann wieder weiter. Schließlich wurden die Mecklenburger am Schöpendamm bei Loitz noch einmal geschlagen (25. Oktober 1351), sodass es 1354 zum Frieden von Stralsund kam, in welchem Mecklenburg auf alle Ansprüche verzichtete und Rügen unbestritten bei Wolgast blieb.

## Woher stammt der Name „Findenwirunshier“?

Elsriede Wendler.

Vor langen Jahren lebten einmal zwei Brüder, die sich besonders in brüderlicher Liebe zugetan waren. Beide hatten das Müllerhandwerk erlernt und gingen dann auch gemeinsam auf die Wanderschaft. Sie hatten auch beide viel Glück im Leben, erwarben große Reichtümer und durchwanderten die ganze Welt. So kamen sie auch mal in eine große Stadt, wo grad' ein großes Fest gefeiert wurde. Viel Volk bewegte sich in den Straßen und auf den Festplätzen herrschte überall großes Gedränge. Plötzlich bemerkten die Brüder, daß sie voneinander getrennt waren, und nun suchten sie Tag und Nacht einer den andern, aber

alles war umsonst, sie fanden sich nicht wieder und so zog jeder allein und tieftraurig seine Straße weiter. Sie suchten sich in der ganzen Welt und konnten doch nicht wieder zueinander kommen. Nach drei Jahren begegneten sich bei Dömitz, an einem Kreuzweg, zwei Wanderer und beide riefen fast gleichzeitig: „Finden wir uns hier?“ Es waren wirklich die beiden Brüder, welche so ungewollt lange Jahre getrennt waren; nun bauten sie an dem Ort des Wiederfindens eine Mühle und den Ort nannten sie zur Erinnerung „Findenwirunshier“.

## Lebensgeschichte der Moorpflanzen Mecklenburgs

Auf der 8. Sitzung dieses Jahres der Naturkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Rostock sprach im Hörsaal des Botanischen Instituts Professor Bauch über die Lebensgeschichte der Moorpflanzen Mecklenburgs, auch auf unseren heimischen Mooren findet sich noch eine Fülle unwäldlicher Pflanzenformen und eine vielseitige Gemeinschaft zwischen Pflanzen und Tieren. Die häufigsächlichsten Moore sind das Göllnitz-Gublow-Moor, das unter Naturschutz steht, das Sanitzer Teufelsmoor und das Driespeter Moor bei Schwerin. Auch die Lewitz trägt an vielen Stellen noch moorartigen Charakter. Außerdem befindet sich noch eine Reihe von kleinen und kleinsten Mooren in Mecklenburg.

Die Hochmoore, von denen der Redner zunächst sprach, entstehen durch das Torsmoos (*Sphagnum*), das eine starke wasserauffangende Kraft hat und, während es unten hin absterbt, oben weiter wächst, sodaß das Moor schließlich *ungrasförmig* auf die Erde gesetzt scheint. Wo nehmen nun die Pflanzen die Salze aus dem nährstoffarmen Boden her? Da bekanntlich die Verwesung in einem Moor außerordentlich langsam vor sich geht, sind insbesondere Stickstoffsubstanzen sehr selten. Durch Zusammenleben mit Pilzen — durch sogenannte Symbiose — holt sich die Pflanze mit Hilfe des Pilzmantels, der als feiner weißer Pilzmantel an den Wurzeln hängt, die Nährstoffe heran.

Das Flachmoor entsteht im Gegensatz zum Hochmoor durch Verlandung von Seen oder durch langandauernde Überschwemmungen von Wiesen, zwischen beiden Arten von Mooren gibt es allerdings eine Anzahl von Übergängen.

In Mecklenburg sind in den Mooren heimisch die

Glockenheide, die Krähenbeere, der Sumpfporst, der zur Zeit der Blüte dem Moor einen ganz eigenartigen Reiz gibt, der stark aromatische Gagelstrauch, der sich in der Nähe von Rostock besonders zahlreich im Müritz-Moor findet, sowie als Heidelbeerart die Rausch- oder Moosbeere. Der Glockenstrauch, der sich auch an der südlichen Ostseeküste in einem schmalen Streifen findet, bildet bei uns seine letzten Ausläufer, er ist besonders an den atlantischen Küsten heimisch. Ähnlich ist es mit dem Gagelstrauch, der in früherer Zeit als Ersatz für Hopfen zum Bierbrauen verwendet wurde. Der Sumpfporst hat als Verbreitungsgebiet Nordeuropa ohne die arktische Zone. Auch er wurde östl. der Elbe von den Kolonisten aus Westfalen wegen seines Aromas zum Bierbrauen verwendet, man macht im Baltikum sogar heute noch hierfür von ihm Gebrauch. Besonders merkwürdige Hochmoorpflanzen sind die Insektenfresser. Pflanzen wie der Sonnenau, die Fettkräuter und der Wasserschlauch. Dieser fängt Krebschen und andere Tiere mit Hilfe von Fangblasen, in die das Wasser mit den Tieren hineinsprudelt.

Die Flachmoore haben eine ganz andere Pflanzenwelt, sie bestehen eine Flora, die teilweise noch einen Überrest aus der Eiszeit darstellt. Sie finden sich bei Tessin und im Neulitz-Tal, zwischen Neubrandenburg und Friedland auf dem Tollensewiesen und sollen früher auch zwischen Crivitz und Goldberg gefunden worden sein. Auf den Warnemünder Wiesen fanden sich bis zum vergangenen Jahre weite Flächen der Mehlprimel, die Prachtnelke und die Sumpfwurz, Wollgras kann man in weiten Flächen noch im Müritz-Moor sehen.

## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Als am nächsten Morgen, Sonnabend, den 13., die 2. und 3. Kompanie, die  $\frac{1}{2}$  Tag später aus den Stellungen am Schimanakanal bzw. Rudowken abrückten, zu uns stachen, treffen sie auf dem Gutshof ein malerisches Gewirr: überall brennen lustige Feuer, über denen Kochgeschirre, an Stöcken gehalten, mit Kaffeewasser dampfen. Leider sind die Brunnen so ausgepumpt, daß sie nur wenig Wasser liefern. Schnee muß aushelfen, der infolge des Tautemperaturs, sobald er im Kochgeschirr geschmolzen ist, fast ohne Aufschwung von Bohnen eine Art Kaffeefarbe hat. Aber

schmuckiges Schneewasser ist noch immer besser als gar kein Wasser.

In der kleinen Küche, in der mehrere Offiziersstellsvertreter mit Katzen, Kaninchen und Meerschweinen friedlich zusammenschliefen, werden Stiefel und Fußlappen getrocknet sowie aufgelaufte Kartoffeln gelocht — Brot will die alte Frau schließlich selbst für 3 Mark das Laib nicht mehr weggeben. Die Pellkartoffeln schmecken wie noch nie. Dann bricht unser nunmehr vereinigtes Bataillon mit dem ganzen Landsturm-Detachement „Hirsch“ auf nach Grabow, dem Kampf entgegen. Als wir in dünner Linie die leichte Höhe überschreiten, fährt eine feindliche Kugel in unsere

Reihen und trifft Repschläger, durchbohrt ihm aber nur das Leder der Koppeltasche. Hinter einer großen Scheune nehmen wir gedeckt Aufstellung, nahe bei sechs Batterien, darunter zwei schweren.

Hier sind wir nun im richtigen Schlachtgetöse. Das Brüllen der Geschüze wirkt fast ohrenbetäubend und übersteigt alle unsere bisherigen Begriffe. Ihre gewaltigen Eisenstimmen singen ein donnernd Lied von deutscher Kraft und Tüchtigkeit. Hier steht auch der Divisionsstab. Autos jagen, Rote-Kreuz-, Munitions- und Bagagewagen, Melde- reiter und Radfahrer eilen vorbei, ein buntes bewegtes Bild und doch alles von planmäßigen Willen in sicherer Ordnung geleitet.

Von der beherrschenden Höhe am Ostrand des Dorfes aus kann man das Vorgehen unserer Truppen beobachten: Jetzt eilen sie über einen gefrorenen See. Einige fallen. Jetzt stürmen sie die Berghänge dahinter empor. Sprungweise nähern sie sich den feindlichen Schüppengräben am Waldrande. Eine unserer Batterien protzt auf und geht weiter vorwärts in Feuerstellung. Projektsen und Geschüze fliegen nur so herum bei der Wegbiegung.

Der Kampf schwankt noch unentschieden, der Russe kämpft tapfer. Unser Oberst Hirsch tritt zu dem Divisions- führer, Generalleutnant v. Einem, und ein Kamerad hört ihn sagen: „Erzellenz, wir müssen wohl jetzt den Landsturm einschieben.“

## 11.

### Irrfahrten und Abenteuer.

Doch ehe ich weitererzähle, müssen wir von dem Schicksal verschiedener Nachzügler hören.

Das Wichtigste ist: Unsere langersehnte Gulaschlanone erscheint, mit freudigen Zurufen und Scherzworten begrüßt. Damit finden unsere Verpflegungsnoten ihr Ende. Wie schön schmeckt das erste ordentliche Mittagessen nach den vier Fasttagen! Weil wir so viel hin- und herzogen, konnte die Feldküche uns schwer finden, obwohl sie uns mehrmals schon ganz nahe war. Sie hat odysseische Irrfahrten hinter sich.

„Worum sind jülich gleich den ersten Tag, Dingsdag- middag, to uns kamen um nahsten bi uns bläben?“

„Wi wullen jo, äwer wi kunnen nich dörkamen, bleiben in'n Schnei stälen.“

Und nun erzählen die Küchenkameraden, wie sie am Tage unseres Abmarsches vom Löpferberg, von Rudowken aus, wo die Küche ihr Quartier behalten hatte, uns mit warmem Essen nachführen, aber im Schnee schließlich nicht mehr weiter konnten, und in der irrgreinen Meinung, es handle sich um einen kurzen Vorstoß, in Schimonken unsere Rückkehr erwarteten.

Es ist fast Mitternacht, da werden sie geweckt. Unsere große Bagage unter Führung von Leutnant Rajatz, zusammen mit der Bagage der Königsberger und Darmstädter wohl 30 Wagen, nimmt sie mit. Es geht die dunkle Nacht hindurch, vorbei an der Leiche eines Kameraden von den 33ern, die mit ihrer geöffneten Brust einen schrecklichen Eindruck macht. Fast unüberwindlich turmen sich für die Wagen die Schneeschanzen, die den Fußtruppen schon solche Mühe machten. Bis an die Achsen sinken sie oft ein. Dann muß erst mit dem Spaten Bahn geschafft und gegenseitig Vorspau geleistet werden. Für die ersten 7 Kilometer Landweg über Ofschewen bis Dombrowken braucht man so sieben Stunden! Erst am nächsten Nachmittaglangen sie in Arys an. Es war an demselben Tage, an dem uns auf dem Weitermarsch nach Stomaklo der erwähnte starke Schneesturm entgegenheulte.

Die Bagage rastet den Freitag über in Arys. Ein hübsches Städtchen, abgesehen von den Russenverwüstungen.

Man besichtigt sich Kirche und Rathaus. Im Rathaus liegt die Kaiserbüste in Scherben am Boden. Einem Mottebild sind die Augen und das ganze Gesicht zerstochen. Auch Wilhelm I. und der alte Fritz sind arg beschädigt. In der Kirche sind sämtliche dort aufgehängte Orden von 1813 und 1870/71 von den Russen geraubt.

Ein Darmstädter setzt sich an die Orgel. Und gemeinsam erbraust der Gesang: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, dann „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“. Zum Schluss spielt ein Streicher Landsturmmann noch „So nimm denn meine Hände“. Es geht doch nichts über unsere schönen deutschen Choräle.

Unsere Feldküche hat natürlich keine Ruhe, in Arys zu bleiben, nachdem sie dort hört, das Bataillon sei weiter nach Lyck. Sie arbeitet sich noch am selben Tag bis Klausen durch, mittwegen an der Chaussee, die die nächste Verbindung zwischen Arys und Lyck ist. Es ist wirklich eine schwere Arbeit. Denn die Chaussee ist teilweise  $\frac{1}{2}$  Meter hoch voll Schnee geweht. Mehrere zurückgebliebene Marschfranke schlüpfen sich an.

In Klausen treffen sie den Gefreiten Behnke, der zurückgeschickt worden war, um mit Winckler den Wagen des Oberleutnants mit dessen Gepäck nachzubringen. Aber der Wagen ist ihnen bei der schlammigen dunklen Nachtfahrt, die jeden einmal von oben herab in den Schnee purzeln ließ und wobei nur das schärfere Schvermögen des Pferdes sie vor noch ärgeren Stürzen in tiefe schneegesäumte Gräben bewahrte, so arg beschädigt, daß sie ihn in Ekersberg gegen einen heilen Bauernwagen umtauschen mußten.

Auch Unteroffizier Kelling, der mit einem Trupp Marschfranken dort zurückblieb, wo wir von der Chaussee Arys-Lyck nördlich auf Stomaklo zu abbogen, ist mit dem Sanitäter Mörck nach Klausen marschiert, um durch diesen Abschneider die vermeintlich nach Lyck marschierende Kompanie wieder einzuholen. In Klausen fehren sie in einem Bauernhause ein.

Zu ihrem Schrecken sagen ihnen zwei dort eingekwartierte Landwehr-Unteroffiziere — und die starke Schießerei vor ihnen bestätigt es — daß bereits das nächste an der Chaussee nach Lyck zu gelegene Dorf noch nicht russenfrei ist. Wo sollen sie nun hin?

Sie übernachten zunächst dort. Fünf Frauen, Mädchen und Kinder verteilen sich in die vorhandenen Betten, zwei Jungs schlafen auf dem Fußboden in der Schrankcke, den dann noch freien Fußboden belegen acht Soldaten.

„Sonst war es immer umgekehrt,“ sagen die Bewohner. „Sonst lagen die Russen in den Betten, und wir mußten uns auf der Diele einen Platz suchen.“

Ein vielsagender Unterschied!

Nächsten Morgen hören sie, der Stab liege in Grabnid, unsere Kompanie sei sogar schon im Gefecht.

„Dann gehe ich sofort los,“ sagt Mörck, „sonst haben sie keinen Sanitäter.“

Kelling geht mit ihm, alle Marschfranken sollen später mit der Feldküche folgen.

Am Dorfrand liegt die dritte Kompanie, die hier auf Gehöfte verteilt, genächtigt hat, ebenso wie die Unseren in Räumen, die noch nach Russen duften.

Der stellvertretende Kompanieführer, Graf Hahn, hält sie an. „Sie laufen ja direkt den Russen in die Arme.“

Nach Erklärung ihrer Absicht, bald linker Hand in nördlicher Richtung abzubiegen, läßt er sie ziehen. An Hand der Karte dringen sie vor in Wäldern, durch deren Neste Maschinengewehrfeuer segt, auf Fußwegen, in deren Nähe Schrapnells platzen, über gefrorene Stumpfe deren meterhohe Schneedecke der kleine Mörck stellenweise nur auf dem Bauch rutschend überwinden kann, durch Ortschaften, wo sie die ersten deutschen Soldaten sind und sich durch die Inschrift ihres Landsturmkreuzes erst als solche aus-

weisen müssen. Die verschüchterten Bewohner können dann ihrer Freude nicht genug Ausdruck geben.

Ein Bauer zeigt ihnen klagen in seinem Stall den blutigen Kopf seiner letzten Kuh. Er hat sie  $\frac{1}{2}$  Jahr lang immer vor den Russen versteckt halten können, und nun ist sie zuletzt doch entdeckt.

Andere, die gestern noch Kosakenbesuch hatten, haben es schlauer gemacht: haben Kuh und Ziege in einer Stube untergebracht und ein Spind vor die Tür gestellt.

„Hat denn die Kuh sich nicht durch Brüllen verraten?“

„Nein, in der Stube ist sie im Fenster, und im Dunkeln maldet sich sie eine Kuh.“ Der Ostpreuße zieht das „ei“ eigentlich auseinander und spricht „e“ vielfach fast wie a, dabei alles in sing sangartigem Tonfall.

Mehrmais geraten sie in Aufsicht unserer vordersten ausgeschwärmtten Schützenlinien, einmal fährt eine Hau bikanbatterie hinter ihnen auf, und sie müssen rennen, daß sie nur schleunigst aus der Schußlinie kommen, einmal trabt unweit eine deutsche Dragoner-Abteilung vorbei, ein Zeichen, daß sie sich im Bereich der vordersten Fühlhörner unserer Truppen befinden.

Plötzlich sprengen drei Dragoner mit eingelegter Lanze auf sie zu. Enttäuscht kehren diese aber bald wieder um, sie hatten die beiden Landstürmer in ihren abgerissenen Zivilmanteln für versprengte Russen gehalten und einen Fang zu machen gehofft.

Der Kampf tobt dicht südöstlich von Grabnick, das gestern noch in Russenhand war. Die beiden Pfadfinder müssen deshalb zuletzt in einem weiten Bogen nach Westen ausholen, um von dort in das langgestreckte Dorf hineinzulangen, treffen aber unsere Kompanie nirgends. Welche Enttäuschung nach solchen Anstrengungen!

Das Dorf ist überfüllt von Truppen, die schon im Kampf gelegen haben oder erst nachgeschoben werden. Eine Frau mit zwei Kindern gewährt ihnen in ihrem Stübchen Nachlager. Todmüde wie sie sind, merken sie schließlich gar nicht mehr, daß immer neue Soldaten hereindrängen. Als sie am anderen Morgen sich umsehen, sind sie 24. Wie sie gelegen haben, bleibt schleierhaft.

Gegen Mittag kommt unser Bataillon von Abbau Le packen nach Grabnick, bald darauf auf der Chaussee von Stomatzko her die Feldküche, die gestern abend noch in Stomatzko nach vergeblicher Suche ein für die Kompanie bestimmtes schönes Essen nicht hatte an den Mann bringen können, und die große Bagage, dann ein langer Zug Marschtränker: einige 30 von unserer, über 100 von der vierten Kompanie, in der Mitte ein Trupp russischer Gefangener mit ihren zottigen Pelzmützen und ihrem penetranten Geruch oder richtiger Gestank, der sich erst verliert, wenn sie längere Zeit in der Zucht und Reinlichkeitspflege eines deutschen Gefangenenslagers sich befinden.

Jeder Kamerad weiß nun etwas von überstandenen Leiden zu erzählen. Am meisten bewegt uns die Geschichte vom Gefreiten Warwel. Er folgte mit der Feldküche und ritt auf dem Pferd des Oberleutnants voraus, die Kompanie zu suchen. Plötzlich stürmen aus einem Walde drei versprengte Kosaken mit verhängtem Zügel auf ihn los. Schon sieht er seinen sicheren Tod vor Augen, denn ihre Pferde sind flinker. Da krachen drei wohlgezielte Karabinerschüsse aus einem von ihm wie von den Kosaken nicht bemerkten Artilleriestand ganz in der Nähe. Die drei Kosaken fallen tot herab, ein Pferd bricht mit lautem Aufschrei zusammen. Arme unvernünftige Kreatur!

Unser Kamerad war in letzter Minute gerettet.

12.

### Der Höhepunkt des Kampfes.

Der nördliche Flankenstoß der Masurenenschlacht war unter Generaloberst v. Eichhorn aus der Gegend von Tilsit

auf Suwalki und Teleg, der südliche gegen die Pfadfinderlinie Johannesburg, Wrobeln, Gehsen und weiter über Grajewo auf Augustow geführt worden. Wir waren in der Mitte der Truppen des Generals v. Below, wo der Feind bei den See-Engen nordwestlich von Lyck sich auf jeden Fall behaupten wollte, bis die Masse seines Heeres den Rückzug auf Suwalki und Augustow durchgeführt hätte. Er war begünstigt durch die natürliche Verteidigungsfähigkeit der masurenischen Seen, hatte sie künstlich besonders durch Drahthindernisse verstärkt und seine besten — sibirische — Truppen eingesetzt, die unter energischer Führung Anerkennenswertes leisteten. An einzelnen Stellen war er sogar zum Angriff vorgegangen, aber am 12. Februar aus den befestigten Vorstellungen auf die See-Engen zurückgeworfen worden. „Er hielt nunmehr einerseits das Gelände, das sich zwischen dem Laszmiaiden-See und dem Dorfe Woszellen erstreckt, und andererseits die Engen zwischen Woszellen und Lycker See. Für die deutsche Führung kam es darauf an, den Zugang zur Stadt Lyck von Norden her zu öffnen. Die Besetzung des Dorfes Woszellen mußte dabei von ausschlaggebender Bedeutung sein.“ (Großes Hauptquartier.)

Generalleutnant v. Einem schaut lange durchs Fernglas. Dann wendet er sich an Oberst Hirsch, der, wie wir am Schluß von Kapitel 10 hörten, den Landsturm zur Entscheidung mit einsetzen will: „Nein, ich glaube, sie schaffen es noch. Landsturm soll erst im äußersten Notfalle herangezogen werden.“ Und nach anderer Seite gewandt, befiehlt er: „Artilleriefeuer verstärken!“

Das Höllenkonzert steigert sich zu rasendstem Tempo. Die Geschüsse feuern mit größter Kraft, oft salvenweise.

Es sind spannende Minuten, in denen die Entscheidung über unsere ewige Mitwirkung im Kampfe fällt.

Das wohlgezielte mörderische Feuer unserer Batterien bringt die feindlichen Geschüsse zum Schweigen und erschüttert den hartnäckig die Waldhöhen und See-Engen bei Woszellen verteidigenden Feind. Die sieggewohnten 33er Füsilierne nehmen sie abends im Sturm. Ich sah ihre Reserven in den Kampf ziehen, ewige Entschlossenheit auf den z. T. noch blutjungen Gesichtern.

Das Schicksal des Tages ist entschieden: Sieg, herrlicher Sieg! Aber in welchem Umfange die ganze Einkreisung gelungen ist, ob nicht ein großer Teil der russischen Heeresmacht noch rechtzeitig den Kopf aus der Schlinge gezogen hat, wissen wir nicht.

Wir bleiben den ganzen Tag als Artilleriedeckung in Grabnick. Der morgige Tag soll die Erfolge des heutigen krönen. Wir freuen uns der guten Nachrichten, die fortgesetzt von der Front kommen, aber wir sehen auch, was solche Erfolge kosten. Da bringen sie die Verwundeten, da tragen sie Tote herbei, das Gesicht mit dem Helm bedeckt, ein herzbewegender, aber auch ein erhabender Anblick, und bestatten sie mit vollem Anzuge und Seitengewehr in langen Reihen in dem Garten des Gutshofes, der jetzt als Lazarett dient. Schlichte Holzkreuze und Buchsbaumgrün werden gleich auf die Gräber gepflanzt. Auch unsere mecklenburgische Landwehr, die 76er, haben schwer gelitten. Ein Sohn des früheren Schweriner Staatsministers Grafen von Bassewitz-Lebeck ist mit unter den Gefallenen. Der Tod macht keinen Unterschied.

13.

### Hundemüde und durchgeweicht.

Die fortwährend wechselnden Kampfbilder, die Erzählungen unserer Nachzügler, das langentbehrte Feldküchenessen fesselten uns und verkürzten die vielen Stunden des Herumstehens. Aber seit Mittag bemüht sich ein Landregen mit wachsendem Erfolg um unsere Durchnässung. Allmählich entstehen Pfützen, vor denen wir unsere bei den Ge-

wehrpyramiden liegenden Rückäste auf Stroh und andere Unterlagen zu retten suchen. Immer sehnlicher wünscht man sich ins Quartier. Bei Dunkelwerden heißt es: erste und vierte Kompanie nach Abbau Lepaden zurück. In Grabnitz ist kein Quartier für uns übrig.

Man war vom langen Stehen schon richtig beinmüde geworden, aber das Marschieren auf diesen glitschigen, krummen und oft steilen, von großen Wasserlachen und Löchern unterbrochenen Fußwegen ermüdet noch mehr. Der Regen und geschmolzene Schnee kann in den noch frostharten Boden nicht eindringen. Also kann man sich die quatschende Musik bei jedem Schritt denken.

Der Weg scheint uns viel weiter als am Vormittag. Endlich kommt der bekannte Gutshof Lepaden in Sicht.

„Halt!“ heißt es plötzlich. Ein Meldereiter hat soeben berichtet: „Abau Lepaden ist voll, Unterbringung unmöglich.“ Mitmeister und Adjutant überzeugen sich persönlich davon: Es ist wirklich alles rappelvoll. Sie sprengen die Nachbarortschaften nach anderem Quartier ab. Derweil stehen wir im Regen auf der dunklen Landstraße. Der nasse Rückack drückt immer schwerer die müden Schultern.

Im Glacierschein russischer Rückzugsbrände, die von links über die Höhe leuchten, zeichnen sich scharf und wirkungsvoll die Umrisse des Gutshofes und der dunklen Böhlen ab, mit denen die Höhe teilweise bestanden ist, recken sich riesenhaft die grauen Weiden der Landstraße und werfen lange, unruhige Schatten über die Wiese zur Rechten. In den nassen, melancholisch tropfenden Zweigen hängt träumerisch trübes Mondlicht.

Die ganze Natur passt zu unserer Stimmung. Es gehört etwas dazu, ehe einem Mecklenburger der Humor ausgeht, aber jetzt scheint es wirklich bei den meisten so weit zu sein. Auf scherzende Anreden erhält man grimmige Antworten in bissigem Ton: „Woans sälen wi uns“ Tüg im Stäwel wedder drög kriegen, wenn wi nu in ‘ne tolle Schün oder löhlen Stall uns henlegen möten? Un mäglicherwif‘ känen wi buten bliewen, so völ Truppen as hier äwerall sünd un so wenig Gebäuden noch hei stahn. Wir kamen ümmer to spät.“

Nach langem Warten kommt die Nachricht: nach Rogallen. Noch 1½ Stunde Marsch auf schauderhaften Wegen, meist durch Waldesdunkel. Mancher stürzt vor Müdigkeit hin, womöglich in eine der vielen Schneewasserpfützen, aber was hilft es: er rafft sich wieder auf und taumelt weiter.

In Rogallen liegt schon unsere zweite und dritte Kompanie in guter Ruh. Wir werden häuserweise dazugestopft, worüber die Kameraden sich nicht gerade entzückt zeigen. Glücklich, wer noch einen geheizten Raum findet. Die wenigsten können am nächsten Morgen mit getrockneten Kleidern antreten.

Mit wie einfachem Quartier auf diesem Vormarsch auch unsere Offiziere fürsleben müssen, zeigt die Schilderung, die mir der am Tage unseres Abmarsches vom Töpferberg von der vierten Kompanie zu uns versetzte Leutnant St. machte: „An einer Begegabelung leuchtet einladend ein Haus, der Kompanieführer, ich und etwa 20 Leute von uns stehen noch draußen. Ich hinein. Erfreuende Wärme und die Hoffnung auf Kleider trocknen. Zwei Familien; erstere hat alles besetzt mit frischen und sonstigen wegelaugenden ostpreußischen Landsturmleuten. Aber bei der hinteren geht’s. Eine fast heiße Küche, ein geheizter Saal mit Strohlagern, worin übrigens schon Leute waren, und dazwischen das heilige Wohn- und Schlafzimmer. Es muß gehen. Alle kommen, herrlich. Der Kompanieführer hat anfangs Bedenken, diese legen sich aber bald. Was tun? Wir beide erkennen das Wohn- und Schlafgemach als den zweckmäßigsten Aufenthalt für die begonnene Nacht. Ein großer, zum Trocknen geigneter Ofen und vier Betten

und ein Tisch nebst einigen Blumen und Stühlen sowie merkwürdigerweise einige Bilder von gebildetem Geschmack. Nach Kinderreichtum riechende Lust, die anscheinend und wie bekannt den stoffhungrigen Blumen gut bekam. In drei Betten liegen fünf Kinder so von drei bis zehn Jahren, alle flachhaarig, etwas blaß und große Augen. Einige freundliche Worte, Lachen und auf die Nase kippen seitens uns Gästen entfernen sofort die Schenheit, und interessiert sehen sie sich, meistens in ihrem Bett liegend, die neue Einquartierung an.“

Die Frau gibt uns von ihrem Brot, anscheinend das Hauptnahrungsmittel für alle. Sie ist freundlich, sieht angegriffen und viel älter aus, als sie in Wirklichkeit ist. Käla, Wurst und Brot bilden unser Nachtmahl. Die Kleider werden zum Trocknen aufgehängt. Der Kompanieführer lässt ein Strohslager in der Mitte des Zimmers für sich herrichten, während ich eine leere große Kinderbettstelle mit allerlei Decken drin für mich benutzen will. Die freundliche Frau bereitet mein Lager, und, nachdem manch unvorsichtigem Eindringling — fremden Landsturmleuten — mit energischer Sprache der Durchgang durch unser Schlafgemach untersagt ist, turne ich, nur Rock und Stiefel abgelegt, mit gemischten Gefühlen und Erwartungen in das hochwandige Bett. Ein Talglicht gibt stimmungsvolle Beleuchtung. Vergebens versuche ich mit den Decken usw. fertig zu werden, aber was tun? Mantel ist naß. Die gute Frau schafft Rat, und gleichgültig lege ich mein bedektes Haupt auf ein wenig geprüftes Kopfliessen. Das Bett ist innen genau so lang wie ich, also etwas krümmen! Und zum Glück bin ich erheblich dünner geworden.

Ruhe. Doch bald klingt es wie der Ton einer Säge, bald wie der herbstliche, mit wellen Blättern tobende Sturm, bald wie ein pustender und pfeifender Theaterwind. So was haben die Masurenkinder anscheinend lange nicht gehabt. Sie fühlen sich berechtigt, solche Musik zu genießen und die Ursache zu erforschen. Lachend und lichernd gucken sie sich an, und wenn es besonders bestig war, lachten sie auch lauter. Es war für sie sehr spaßig, und ich, als wenig belustigter Mitgenießer, empfand das drollige Gebaren der fünf Masurenkinder als einen niedlichen Zwischenfall.

Lebrigens erzählte die Frau — ihr Mann mit dem ältesten Sohn war geflüchtet —, daß die Russen meistens bezahlt hätten für geforderte Sachen und Nahrungsmittel, aber trotzdem rief sie oft: „Mein Gott, mein Gott, wenn sie nur nicht wiederkommen!“

So weit der Bericht des Offiziers. Auch meine Wirtin deutete allerlei an von den Nachstellungen und Leiden, denen zurückgebliebene Frauen seitens gewalttätiger Russen ausgesetzt waren. Eine Frau hat sich tagelang in einer Heumiete versteckt, bis ihr eine Feste abgefroren war, eine andere ist unter ein Bett geflüchtet, wo ein betrunkener Moskowiter, auf der Suche nach ihr mehrmals mit einer Mistgabel unter das Bett stoßend, sie um ein Haar getroffen hätte.

Der Krieg läutert die einen, aber die anderen vertiert er. Er bringt ans Licht, was im Menschen ist.

Meiner Wirtin haben die Russen ihren Mann weggeschleppt, auch Vieh und alles Mögliche ihr weggenommen. „Die Räuber!“ Zu 20 Mann haben sie in ihrem kleinen Häuschen gelegen, die Läuse immer nur so aus den Kleidern geschüttelt. Zu ihrem 6jährigen Enkelfind, dem „Alschen“, sind sie sehr freundlich gewesen, haben viel gesungen und musiziert und gemeint: „Ihr seid jetzt nicht mehr Brüder, ihr seid nun Kuzki. Germani kommen nicht wieder.“ Bis eines Tages russische Offiziere kamen, von Johannisburg flüsterten und alles mit dem Ruf „Germani kommen“ Hals über Kopf davonzog.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der Geschichte des Gutes Groß Wüstenfelde

und seiner vormaligen Besitzer der Ritter von Smeiker, vom Jahre 1283 an.  
(Aus Staudinger „Mancherlei aus Mecklenburgs Vergangenheit“.)

Die alten Thürme fallen nieder,  
Die alten Steine werden Staub,  
Und immer wird das Neue wieder  
Noch eines neuen Neuen Raub.

Diesen Spruch setzte der Verfasser seiner im Jahre 1894 erschienenen kurzen Geschichte über das Gut Groß Wüstenfelde voran. Zwei Geschlechterfolgen der Familie von der Rettensburg waren noch bis zum Jahre 1928 im Besitz des Gutes Groß Wüstenfelde, der Güter Matgendorf, Schwein und des Vorwerks Perow. In diesem Jahre hatte die gesamte Landwirtschaft schwer unter dem damaligen Steuervorschwemmen zu leiden und außerdem kostete ihm eine von den Vorfahren unter günstigen Zeitverhältnissen eingerichtete Vollblut-Traberzucht einen großen Teil seines Vermögens, so daß er sich gezwungen sah, seinen gesamten Besitz zu veräußern. Franz von der Rettensburg erwarb mit dem Rest seines Vermögens das kleine Gut Sommersdorf, an der Chaussee nach Waren gelegen und starb kurz darauf. Mit ihm ist die Familie von der Rettensburg, die seit dem Jahre 1794 in Mecklenburg ansässig war, aus unserem Lande verschwunden.

Die riesige Begüterung wurde von der von der damaligen Mecklenburg-Schwerinschen Regierung ins Leben gerufenen Siedlungsgesellschaft angekauft u. in Bauernhöfe aufgeteilt. Der Fleiß der Siedlerfamilien hat den ertragreichen Boden in guter Kultur gehalten. Für unsere Gegend aber ist bemerkenswert, daß mit der Aufteilung der Matgendorfer Begüterung ein neues Bauerndorf in der weiteren Umgebung unserer Stadt entstanden ist, an denen gerade das östliche Mecklenburg so arm ist. — Doch lassen wir jetzt den Chronisten erzählen:

Nichts Interessanteres kann es für den denkenden Menschen geben als dem Kommen und Gehen, wie den mitunter recht wandelbaren Besitzverhältnissen der alten eingessenen Familien nachzuspüren. Gar mancher Name, der vor Zeiten in erster Reihe genannt wurde, wenn es galt einen besonders einflußreichen vielvermögenden zu bezeichnen, ist verschwunden, ja längst vergessen. So nun ist es auch einem uralten Rittergeschlecht „de Semele“, „de Smele“ de Smeiker später „von Schmeler“ genannt, ergangen, daß eine große Zahl der schönsten Güter in der Teterower Gegend weit über 300 Jahre besessen. Zuerst begenet uns dieser Name am 13. Juni 1283 wo Friederikus Smeiker und Volradus Smeiker das Landfriedensbündnis mit unterschreiben, was Fürsten, Vasallen und Städte schließen.

1313 und 1333 wird Volrath Smeiker, auch ein Knappe Erich Smeiker und der Mönch Hinrich Smeiker zu Dobraren angeführt. 1359 Nicolaus Smeiker tho dem Wostenuelde, dem das ganze Land Teterow von Herzog Albrecht II. 24. April 1384 verpfändet wurde. Neben ihm treten Otto und Heinrich Smeiker auf, 1402 finden wir Matthias Smeiker, 1464 Johann Smeiker zu Gültow und Hinrich Smeiker tho dem Wüstenfelde. Des letzteren Sohn fand 1487, in der Schlacht bei Pankelow, in der Rostocker Domfehde einen ritterlichen Tod. Er hinterließ einen minderjährigen Sohn Heinrich, unter Vormundschaft des Ritters Heinrich von Plessen auf Brüel. Eine Anleihe von 1000 Gulden, welche dieser für seinen Mündel von dem Rostocker Domkapitel aus dem Opferblöcke des heiligen Blutes zu Sternberg, gegen Verschreibung der Zin-

sen aus dem Schmelerischen Gute Pampow bei Teterow machte, wurde später, 1528, da der volljährige Schmeler mit den Zinsen in Rückstand blieb, die Veranlassung zu einem gewaltsausen Executionszuge des Domkapitels gegen den Ritter, den es in seinen geheimen Acten einen pessimus nequam nennt. 300 Mann unter Anführung eines Priesters, Heinrich Möller, überfielen denselben, so lagt er es den auf dem Landtage zu Rostock versammelten Landständen, auf seinem Gut Wüstenfelde, trieben ihm Läden und Pferde fort, erbrachen Schlösser, Thüren und Kästen, trieben so viel Muthwillen, daß sich Frauenzimmer bis in den Tod erschreckten.

Die Schilderung, welche Bartholomäus Saastrow vom Ritter Schmeler in seinen reisen Jahren entwirft, giebt der Vermuthung Raum, daß er an jener gewaltsausen Selbsthülfe der geistlichen Herrn in Rostock nicht ganz schuldlos war. Saastrow, Notar in Greifswald, war Schmeler's Sachwahl. Er nennt ihn einen „gar seltsamen Ebenteurer, der mit unbesonnenem Bauen (da er die bis aufs Decken gerichteten und aufgebauten Zimmer dem Schnee und Regen offen stehen ließ, daß Alles verderben und zusammenstürzen mußte) und mit unerweislichen Rechtshändeln viele Gulden verthat.“

Ein Regendant aus Schwiessel hatte Forderungen an ihn und machte sich selbst bezahlt, indem er bei Nacht und Nebel mit Leitern Wüstenfelde überfiel, Schmeler's Schwager, einen jungen v. Lebeckow, der die Wallbrücke nicht herunterlassen wollte, erschoß, in die Schlafkammer drang, worin die Gattin sich mit dem neugeborenen Kindchen befand, der armen Frau den todtten Bruder vors Bett warf, aus der ihm bekannten Ladie nahm, was ihm gefiel, Pferde und Vieh wegtriebend, wieder abzog. Schmeler, der unangestleidet aus seiner Schlafkammer geflohen war, hatte den, um das Haus gehenden Wallgraben durchwatet und sich in der Koppel, wo seine Wilden (Mutterstutzen) gingen, unter Busch und Busch versteckt, war wegen dieses Landfriedensbruches beim Kaiserlichen Reichskammergericht flagbar geworben und sollte nun vor dem Rath zu Greifswald, als Kaiserlicher Commission, seine producirten Positional-Artikel beweisen. Zwecks dieser Beweisaufnahme kam er mit den Commissarien zu Saastrow. Er war, sagt dieser, „ein alter Mann mit grauem Kopf und stutigem Bart, einem langen Paltrat (Neberröck) von weißem Barchent mit schwarzen Schnüren besetzt, der fast bis auf die Füße reichte, daß mich deutlich bei den Federn, daß es ein seltsamer Vogel sein müßte.“ Er war für die langwierige und kostspielige Verhandlung, welche dem Notarius die für die damalige Zeit und nach damaligem Geldwerth bedeutende Summe von 250 Thaler einbrachte, nicht mit Geld versehen. Pflegte er doch, wenn er einen Rechtshandel hatte, seiner Bauern Klepper einen zu nehmen, und dann ohne Geld, als wolle er nur ins nächste Dorf, nach Speier zu reiten. Mangelte es ihm unterwegs an Behgeld, so war er so bekannt, daß „sie“ es ihm nur hinhatten, wußten von seinem Sohn Matthias wohl gute Bezahlung zu bekommen.

Sein Procurator in Speier, Dr. Schwarzenburg, beßligte ihn und gab ihm Behrung zur Rückreise. So bezahlte auch Matthias in Greifswald alle Kosten und schickte überdies zu jeder Session Claret (Würzwein) und Confect für die Commission und für Saastrow's Frau.

(Fortsetzung folgt.)

## Dei General-Reeder

John Brinkman.

(Fortsetzung.)

Ich denke, das soll Ihnen schon zusagen: Maßfelt und Heuer, wie? Nicht wahr?" Un dorbi floppt hei mi üterst verbindlich up dei rechte Schuller. Un icf fühlst mi so geiht, un min lütt Fru fühlst sicf of so geiht, denn Fru Kommerzienrätin wir so üterst nett gegen er wäst un har ehr so'n schönen Ratslag gäben, in wat för Falten sei dat nige Tülldank leggen möht, wat icf ehr to Hochtid schenkt har, un wat för Blaumen an 'ne junge Frugelshuw sicf am besten passen deren, ne, dat wir ol gor tau nett wäst.

Raast empföhlen wi uns un leten uns 'n bätten nah den Tiegorn führen. Na, dor setzt' wi uns in'n Telt hen, un min lütt Fru leet sicf 'n Glas Is gäben, denn er düst noch dei Kopp van all dei Fru Kommerzienrätin er gauen den Ratslag. Un icf leet mi 'n Glas Zuckerwater gäben, denn mi düst of dei Kopp 'n bätten van dei nige Firma Maßfelt und Heuer un van den Herrn Kommerzienrat sin Dreimadera un Oporto-Portwin, un dorup langt icf mi ein van min Cubas van Maßfeltert ruit, leet mi 'n Tidibus van 'n Markür gäben un dampie so ihrenfass un vörnäm vör mi hen, as ob icf Utsicht to dei Guvernürstār in Gotenborg hemm'm doon deer.

As wi dor so gemütlisch seten, un dei väle Minschheit vör uns up un dal desfiliren sehgen, söl mi 'n jungen Mann up, dei an'n Bon still stünn un sharp nah uns henkilen deer. Dat wort of nich so lang', dor seem hei grar' up mi tau, nehm icf höflich sinen Deckel as un sär: „Entschuldigen Sie, ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht das Bergnügen habe, Herrn Martin Heuer vor mir zu sehen.“ — „Zu dienen, mein Herr,“ sär icf äben so orig, „aber — Herrje, Junge büst Du dat, Gust? Ja worraftig, hei is dat. Gust Swank, ol Jung, wo kümmst Du Gott in der Welt her?“ „Hab ich mich doch nicht geirrt, — aber“ sär hei dunn un lek icf orig nah min Fru hen. — „Dat's min Fru, Gust, wi sind irft viertein'n Dag' spleißt. Lötting, dat is min ol Fründ, Gustov Swank.“ Hei malt denn wedder 'n icf origes Kumpfiment. Na, so-wat lävt nich! un wi schürrten uns dei Hand, dat dat man recht so 'n Daeg har. Icf vertellt em denn, wat mi nah Kopenhagen bröcht har, un naast frög icf em, wo hei denn so lang' staben un flagen wäst wir, un wo em dat gahn deer, denn wi wieren uns fid runne tein'n Fohr ut dei Kundschaft kamen. „Ja,“ sär hei dunn, „Martin, dat brüfst Du eignlich nich to fragen. As minen Rock an, sik min Stöwel un minen Haut an, denn hest Du min Geschicht. Mi is dat man leeg gahn un mi geiht dat man bät up dissen Ogenblick heil schlecht. Icf hewo einfach kein Glück hatt: dei Kriegstiden sind mi ümmer in 'n Weg kamen. Du weißt, icf bin Koppmann worden. Icf har 'ne schöne Stellung in Hamborg, un icf mößt furt, as Davouft seem. Raast gung icf nah London. Dei Firma, wo icf arbeiten deer, wör Pankrott dörch 'n franzöhschen Kaper. Dorup gung icf nah Amsterdam, nahst wedder nah London un nu kam icf direkt van Mi-Orlans un söl hic 'n Platz an'n Kuntur finn'n, aewer dor hett wedder 'ne Uhl säten, dei Prinzipal is vör föß Wochen storben, dat Geschäft ward aewickelt, un icf bin wedder sid 'n Monat rein up'n Legerwall, un disse Speziesdaler — un dorbi smet hei em up 'n Disch — is dei lezt Rotanker, vör den icf nu dreiben dahu.“

Hei vertellt dat all so apenhartig, so kort van dei Läwer weg un dorbi doch so biwäglich, min lütt Lötting freeg dei Tranen dorbi in 'e Ogen. „Weißt Du nich Mat, Martin? Weißt Du nich 'n Platz för mi?“ sär hei toleht, un dat sär hei so trurig un sin Lippen bärwerten dorbi, as wenn

'n Matros', dei up 'n wracken Mast up hoge See drittivit, sin'n Leidenkumpen, dei säter un fast in dei Takelahsch sit, birret: Du, kannst mi nich dat Trocken', wat dor grar' to Hand flütt, ünner den Arm un üm't Livo rüm trecken un stiv anhasen, icf kann mi nich lang' hol'n, süss möht icf mi loslaten; dahu dat doch, Brauder, üm Christi willen, un wenn Du' wißt, denn dahu dat flint, dei negste Bülg späult mi süss dal.

Mi wir dei Zigarr utgahn; mi wir dat as wenn mi 'n Klump in 'n Hals sitten deer, dat icf nich sprälen kunn. Icf leef em an. Dor seet hei vör mi, so 'n smucken Kirl as dei leiw Herrgoit sei männigmal van'n Stapel leit, slank un sein, un doch dägt un stramm, blagswartes kruses Hor aewer 'ne slohwitte Stirn, dei Branen small un dwäss aewer dei Näs tauwussen, dei Hut so fin as 'n Frugensminch er, blot 'n bätten tau witt un mi nich brun naug för'n Kirl. Dat wir wor, sin lakensch Rock wir all stark aedragnen, dei Nahien witt un verfarwt un dei Knopflöder rampionirt, aewer doch reilich un ahn Placken un propper asböst', dei Rand van den Filzhaut wir icf aegräpen, dat Hemd wir aewer rein un sauber as min eigen, un icf bin ümmer icf eigen up min Hemders wäst. Mi seem dat so vör, as wenn dat schöne Gesicht ol all 'n bätten aedragnen un fadenschinig wir, dat kunn aewerst jo nügern van 't Sorgen herkamen. Hei wir noch ganz deisfüllwig, as icf em as Jung kennst har, dei sülben schiren witten Tänen, dei sülwige smalle weile Hand, hei trummet dormit grar' as in Gedanken up den Disch, un schar' wir dat, dat an den lüttten Finger dat lezt Lid fälen deer, dat wir 'n Natursäler.

Swank wir eignlich van Lübsche Oestern, aewerst dor dei tig storben wiren, bi'n Better in Rostock grot makt. Hei wahnt uns schrat gegenaewer. Bi wiren van lütt up stännig tohopen wäst, har'n tosam up dei Ballaststår' Voßball spält icf up'n Rosengorn Dräfen stahn laten, har'n tohop bi Röllen rälen, bi Röllten schriben un bi Lione danzen sär'nt, wi har'n ut ein un dei sülstige Pip smökt un tosam Sommers an'n Maeschepal un bi dei Maelenburischen Slüßen bar't, icf har em Wihncachten van min Päpernaet un hei mi Ostern van sin Swaanschen Kauken aßgäben. Hei wir nun in Not, un in bitterböse Not, dat Für brennt em up all sin nägen Nagels toglif. Mi wir as wenn dor wat in mi röp: Help du em, du kannst dat jo, ahn dat du di grar' dat Fell ut dei Rippen snittst.

Kort un gaud, icf hülp em. Hei har kein anstännig Kleidahsch, icf rüst'nt em van Kopp bät to Fäuten ut, van dei Stöwel bät up den Haut. Hei har Schull'n malt bi sinen Wirt, icf bitahlt sei bät up den lezten Schilling. Hei har man noch einen Speziesdaler in 'e Tasch, icf geew em noch nägentein'n tau. Hei har kein Stell nich, un dat hei dächtig wat sär'nt har, wüsst icf. Icf freeg also ol Maller Kastens in Elsenür up un minen Kommerzienrat dorthau. Dat gung aewerst nich so flink as icf hofft har. Min Tid in Kopenhagen wir körft bimäten. Icf mößt nah Gotenborg trügg, üm dei Ladung för St. Thomas un Havanna an- un intonämen.

För halw Maßregel bin icf nie nich wäst. Icf sär also tau Swanken: „Weißt wat? Kumm mit nah Gotenborg, dat is nu dat zweit London.“ Un dat wir dat of bät 1814. „Dor is ümmer wat los för 'n flinken Kirl as Du. Wi will'n mal taußeihen, wat wi dor nix för die losisen laenen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Ferneur 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 4. September 1938

Nr. 9

## Aus der Geschichte des Gutes Groß Wüstenfelde

und seiner vormaligen Besitzer der Ritter von Smeiker, vom Jahre 1283 an.

(Aus Staudinger „Mancherlei aus Mecklenburgs Vergangenheit“.)

(Fortsetzung.)

Mit dem Herzoge, Heinrich dem Friedfertigen, † 6. Februar 1552, hatte Schmeiker gleichfalls viele Prozesse vor dem Kammergericht (er pflegte jenen den großen, sich den kleinen Heinrich zu nennen). Als er in einem derselben unterlegen war, ließ ihm der Herzog seine Schafe nehmen und sie nach Güstrow treiben. Unter diesen Schafen war ein alter Bock, der kam Schmeiker ins Gemach vor den Tisch, wo ihm derselbe Brod gab, was er dann aus der Hand nahm. Nun entließen die Schafe vor Güstrow, oder wurden vielleicht auf Befehl des Herzogs fortgelassen, und obgemeldeter Bock lief ins Dorf, den andern Schafen voran, dem Ritter auf den Hof seinem Gebrauch nach vor den Tisch, (denn er war von der Hin- und Rückreise hungrig und hatte ohnedies Lust Brod zu fressen). Schmeiker stand gegen den Bock auf, zog den Hut vor ihm ab, hieß ihn willkommen und sagte: „Siehe da, bene veneritis hermen, schmecken dir die fürstlichen Hofsuppen nicht besser, daß du so bald wieder kommst?“ Gleichwohl klagte er es in Speier und „machte so viel davon,“ daß Saastrow 20 Thaler dabei verdiente.

Zur Erhaltung des Vermögens wurde endlich Schmeiker von seinem Sohne und seinen Schwiegersöhnen, unter dem Vorwände, es geschehe nur zum Scheine, um eine Beschlagnahme durch den Herzog zu vermeiden, zur Abtretung der Wüstenfelder Güter an genannten Matthias vermocht.

Als jedoch später der Alte zum rechten Verständniß des Handels kam, war er gegen seinen Sohn heftig aufgebracht und drohete ihm, er wolle ihn vor dem Kaiserlichen Kammergericht zu „einem ehrlosen Dieb, Verräther, Schelm und Bösewicht“ machen. Da nun aber weder Saastrow in Greifswald, noch Dr. Schwarzenburg in Speier sich mit der Klage befassen wollten, mußte er sich beruhigen. Die Ritterfamilie von Schmeiker erlosch im 17. Jahrhundert. Der letzte, Bogislav Matthias, starb zu Anfang des 30jährigen Krieges an der Pest und liegt in der Belitzer Kirche begraben. Belitz und Vietschow waren gleichfalls

von Schmeiker'sche Besitzungen. In pietätvollster Weise wurde dem 1596 verstorbenen Matthias Schmeiker und seiner Ehefrau Hypolita von Dewitz um das Jahr 1602 ein Epitaphium mit den Namen fast aller Vorfahrinnen und deren Wappen aus Alabaster kunstvoll gearbeitet, noch heute eine Zierde der alten ehrwürdigen, 1886—1888 vortrefflich restaurirten Belitzer Kirche. In einem Grabgewölbe befindet sich der aus getriebenem Kupfer schön gearbeitete Sarg eines von Negendank — vielleicht Heinrich Schmeikers Widersacher.

Ritter v. Schmeiker'sches Epitaphium in der Belitzer Kirche 1602 errichtet.

Hahnen	Arenim
Hahnen	Borken
Behren	Bredow
Vieregge	Wussow
Derben	Plessen
Lebien	Osten
Treskow	Sparren
Dewitz (Hypolita).	

Mit den von Schmeiker wären außer diesen noch blühenden Geschlechtern, auch die v. Bassewitz, v. Blücher, v. Bülow und v. Levezow, verschwügert, wie Herausgeber aus deren, ihm gütigst zur Verfügung gestellten Familiengeschichten, ersehen.

Am 29. Mai 1607 verkaufte Jobst Schmeiker-Vietschow, und der Mitvormund für die Minorenen, Bogislav Matthias und Anna Maria Schmeiker, Gr. Wüstenfelde mit dem Adlerhofe zu Schwein, dem Vorwerk Matgendorf und dem halben Theil von Schlackendorf für 61 433 Gulden an Hans Georg von Ribbel zu Glinde, Dyrish und Segefeld, einen brandenburgischen Edelmann aus einer, im Havellande in der Prignitz angesessenen Familie, der früher auch Bock im Amt Neustadt gehörte.

Im Jahre 1621 veräußerte v. Ribbel die Wüstenfelder Güter für 50 000 Thaler an den Lauenburgischen Geheimrath und Landdrosten Franz Heinrich von der Kettensburg

aus einem Holsteinischen Zweige dieses Geschlechts, deren Stammburg, „die Kettenburg“, im Celleschen an der Verdenschen Grenze liegt.

Im Jahre 1794 verkaufte der kinderlose Peter August von der Kettenburg, Markgräflich Weireuthischer Geheimer Regierungsrath und Hofrichter, das ihm entlegene Gr. Wüstenfelde mit halb Schladendorf an den Hofrath und Stallmeister Kiesewetter auf Gneitz für 94 000 Thaler; doch da Rittmeister Cuno Heinrich Erich v. d. Kettenburg-Schwein sein Lehnrecht geltend machte, verschlug sich der Handel bis 1798, wo der langjährige Pächter Stüdemann die Güter für 132 500 Thaler erstand, so daß also die 4jährige Verzögerung dem Verkäufer 38 500 Thaler eintrug.

Im Jahre 1800 verkaufte Stüdemann die Güter an den Königlich preuß. Lieutenant Carl Friedrich von Müller (Großvater des Herrn v. Löwitz auf Klaber, späterer Besitzer von Striggow) für 146 000 Thaler, und von diesem erwarb im Jahre 1802 Heinrich Christoph Schröder die Güter für 158 000 Thaler. Dieser nun, des Herausgebers Großvater, hat noch viele Jahre allherbstlich Spießbrüste nach Weireuth senden müssen, die sich Peter August v. d. Kettenburg, als guter Mecklenburger, beim Verkauf für seine Lebenszeit ausbedungen hatte.

Schröder verlegte die Bauern nach Mühlenhof, erbaute das vom 23. Februar 1809 ab unter dem Namen Schrödershof erscheinende Gut, welches er noch bei Lebzeiten seinem Sohne Carl Schröder übergab, während

Gr. Wüstenfelde von den Erben 1825 an den Banquier Oppenheimer aus Hamburg ohne Inventar für 82 000 Thaler verkauft wurde. So erzielten denn beide Güter mit Inventar nur den geringen Preis von 110 000 Thaler, ungeachtet des Neubaues von Schrödershof, Mergelung des ganzen Feldes und so hoher Cultur, daß 1825 allein in Wüstenfelde 866 Fuder Weizen, in Summa 2000 Fuder Korn eingefahren wurden. In dem noch vorhandenen Rechnungsbuche von 1826 ist als niedrigster Preis angeführt für den Scheffel Weizen 17 Schill., Roggen 14 Schill., Erbsen 14 Schill., Gerste 11 Schill., Hafer 10 Schill., 1827 Raps 33 1/2 Schill. Im Jahre 1843 kam der Kammerherr Cuno Peter August v. d. Kettenburg für 161 000 Thaler Nr/2 in Besitz des schönen Gutes, von dem es sein Sohn, der Kaiserl. Österreichische Kammerer Freiher Franz v. d. Kettenburg auf Matgendorf, Perow und Schwein 1882 geerbt.

Noch heute umgibt ein breiter Wallgraben und ein hoher Wall das Gr. Wüstenfelder Wohnhaus, und stand der Vater des Herausgebers, welcher das Gut 1825 bis 1843 gepachtet, die Trümmer einer kolossalen Burgmauer, deren Felsen ihm beim Bau sehr zu statten kamen. Die Mauersteine aus derselben sind von vorzüglicher Qualität und wiegen 16 Pfd., während die jetzt gebrannten nur etwa halb so schwer sind.

## Feierliche Proklamation

des Dr. P. B. C. Graumann-Bülow

an alle Schuster-, Altslicker- und Pantoffelmacher-Innungen anno 1782.

Es ist schon so, wie weiland besagter Dr. P. B. C. Graumann, Doktor der Medicin, der Philosophie, der Arzneykunde bestimmter Lehrer auf der Akademie zu Bützow, seinen Mitmenschen ins Gesicht sagte: „Schuster beiderlei Geschlechts tragen auf kleinen niedlichen modernen Schuhen umher und stehen gerne tausendfache Qual aus, wenn nur die proportioniertere Bildung ihres Füßchens bewundert wird.“ — Was vor etwa 150 Jahren Gültigkeit hatte, scheint auch heute noch nicht ganz veraltet zu sein. Wenn es auch geschehen könnte, daß im Zeitalter des Stöckelschuhs eine Hühneraugenpflaster-Fabrik Pleite ging, so ist diese Tatsache bestimmt nicht auf den Minderverbrauch des Hühneraugenpflasters, sondern eher auf die inneren Angelegenheiten dieses Unternehmens zurückzuführen.

Doch geben wir jetzt dem Herrn Dr. Graumann das Wort und hören wir, was er seinen lieben Mitmenschen vor 150 Jahren in einer Abhandlung, die er dem „Durchlauchtigsten Herzoge, und Herrn, Herrn Adolf Friedrich, Regierendem Herzoge zu Mecklenburg-Strelitz“ usw. gewidmet hat, sagen zu müssen glaubte:

### Never die Schuhe.

Und wenn Sie sich auch noch so sehr wundern, so ist es doch nicht anders, ich will Sie mit den Schuhen unterhalten, will Ihnen zeigen, wie Sie sich Ihre Schuhe machen lassen müssen, und dedicire dieses Blatt hiemit feierlichst allen Schuster-, Altslicker- und Pantoffelmacher-Innungen. Hat Moliere einen Virtuosen aufgeführt, der dem Nachtwächter lehrte, wie er Cadencenmäßig singen sollte, und dem Schornsteinfeger, wie er eine Menuet im Schornstein mit seinem Eisen krähen sollte, so wird es doch so ganz wunderbar und unerhört nicht seyn, daß der Arzt dem

Schuster Anleitung gibt, wie er medicinisch gute, und diätetisch tüchtige Schuhe machen soll. Seit der berühmte Altslicker Jobsten mit seiner Flickerey Aufsehen gemacht hat, und seitdem Wieland in seinen Nachrichten von Abdera historisch bewiesen, daß die Altslicker und Aerzte in einer Kunst beisammen gewesen sind, so ist man so ziemlich daran gewöhnt, die Flicker des Körpers und die Flicker der Schuhe über einen Kamm zu scheren. Soll man die Wahrheit sagen, so haben sich auch bis ißt beide Innungen recht brüderlich miteinander vertragen, und sich manche Dienste unter einander geleistet, damit keine dieser Flickerkünste nach Brodt gehen mögte. Die Aerzte haben allen ihren Kranken die Motion, die Bewegung und das Spazierengehen dringend empfohlen, als wodurch das läbliche Schusterhandwerk alle Hände voll zu thun bekommen, und die Schuster haben ihre Schuhe so eng, mit so hohen Stelzen und überhaupt so wiedersinnig gemacht, daß die Aerzte und Wundärzte ihre ganze Kunst haben aufzubieten müssen, um Leichdornpflaster auszudenken, schiefe Füße grade zu machen, verbogene und entzündete Zehen abzunehmen, und verwachsene Nägel auszuschneiden. Da indessen nun überhaupt die Künste als unnütz und schädlich erklärt werden, so wird man es auch mir verzeihen, wenn ich unsern alten Kunstgenossen und Freunden ungetreu bin, und lieber das Wohl der ganzen Menschheit beherzige. Zu dem Ende soll man denn nun erfahren, welcher Schnitt und welche Mode der Schuhe dem Körperbau am zuträglichsten ist, und welche Krankheiten aus der Vernachlässigung der nöthigen Vorsichten entstehen. Man spotte nicht darüber, daß ich hier von einer Materie rede, die man wahrscheinlich nicht in meinem Wochenblatt gesucht hat, denn der Fall wird noch oft eintreten, daß man das antrifft, was man nicht

bey mir vermuthet hat, und daß ich nicht ein Tota von dem sage, worüber man eine lange Deduction erwartete. Hat noch im vorigen Jahre ein berühmter holländischer Gelehrter eine eigene Dissertation über das Schuhmachen auf das Catheder zu bringen gerathen, und das dazu ein Mann, der über allen Spott und über allen Verdacht, als sey die ganze wirklich herausgegebene akademische Abhandlung eine Grille oder ein Spaß, weit erhaben ist, so wird ein Aufsatz über diese Materie im meinem Wochenblatte wohl nicht unschicklich genant werden können. Damit man es nur weiß, ich werde hier den Speculationen des Herrn Campers größtentheils folgen.

Die Schuhe müssen dem Fusse des Menschen ange- messen seyn, das ist freilich eine eben so gewisse Wahrheit, wie sie bekant ist, aber daß sie sich auch nach dem Masse der Bewegung und nach den Orten richten müssen, wo man sich aufhält, mögte doch wohl eine etwas unbekantere Bemerkung seyn, und vielleicht sind selbst die Schlüsse, die aus dem ersten Gesetz gezogen werden können, neuer, als der Grundsatz an und für sich zu seyn scheint. Ein Schuh, der größer als der Fuß ist, gewährt keinen sichern Schritt, und ein anderer, der zu klein ist, verursacht Pein und Schmerzen. Mehrere Hörärzte und Hufschmiede haben seit einigen Jahren über den schicklichsten Beschlag der Pferde ganze Bücher geschrieben, haben die Eisen ausgemessen und bestimmt, haben es zum Grundsache gemacht, daß der Beschlag sich nach dem Hufe richten müsse, kleiner aber dachte daran, eben das auf den Menschen, seine Füße und dessen Bedeckung anzuwenden. Dem Pferde wird ein bequemes für seinen Huf passendes Eisen aufgelegt, und des Menschen Fuß muß sich in einen Schuh schrauben lassen, dessen Form nicht die natürliche Gestalt des Fusses, für den er bestimmt ist, sondern die Mode angibt. Stutzer beiderley Geschlechts traben auf kleinen niedlichen modernen Schuhen einher, und stehen gerne tausendsfache Qual aus, wenn nur die proportionirte Bildung ihres Füschens bewundert wird. Wie oft haben wir nicht über die Chineser gelacht, deren Füße von ihrer Jugend an eingepreßt und zusammengedrückt gehalten werden, damit sie recht klein bleiben, und damit sie zu dem Dienste, zu dem sie eigentlich von der Natur bestimmt sind, gänzlich ungeschickt gemacht werden. Aber aufrichtig gefragt, und eben so aufrichtig beantwortet, wir machen es nicht klüger, aber vielleicht noch thörichter. Der Chineß preßt deun doch nur die Füße zusammen, die so vornehm sind, daß es für sie unsittlich ist, den Erdboden zu betreten, und die sich immer in Baldachins tragen lassen können, wir machen keinen Unterschied, und legen sowohl Männer- wie Weiberfüßen Schraubstücke an, und verlaugen denn noch überdem, daß die Leutichens hübsch sein, und zierlich, und schnell darauf gehen sollen. Der Chineß hindert von der Kindheit an den Wachsthum und die Ausbildung der Theile, wir wollen sie aber gar wieder kleiner machen, wenn sie schon einmal groß und ausgewachsen sind. Der Chineß bildet Kinder zu Krüppeln, und wir machen uns selbst zu Krüppeln, nachdem wir mal gesund und gesund und vollkommen gewesen sind. Man antworte wie gesagt aufrichtig, welches eine grösse Thorheit ist? Es ist ein Jammer anzusehen, wie unsre feine Herrchen und unsre Damen nach der Mode trippeln und die Füße heben, nicht anders wie ein Pferd, das vernagelt worden. Um mit seinen Füßen zu brilliren, zwingt der süße Herr seinen Fuß in einen Schuh, der wenigstens um einen Zoll zu schmal und zu kurz ist, und fühlt bey jedem Schritte einen Schmerz, daß er schreien mögig. Die Dame läßt sich der Mode zu gefallen, einen Absatz unter dem Schuh schlagen, daß sie wie die Käte gehen muß, und kaum mit den Vorderzehen noch die Erde berührt. Schade um die Schmerzen und Pein, die der Fuß erfährt, wenn nur der Schuh nach dem neuesten pariser Schnitt gemacht,

und die Stelze hoch genug ist, daß keine andere Dame mit einer besser gedrechselten stolzieren kann. Was hindert's, daß der Erdboden dem Fusse so wehe thut, als sey er ein umgekehrtes Radellissen, auf das man tritt, wenn nur die Dame mit Ehren ihren Rock ein halbes Quartier höher tragen kann, um den kleinen Fuß zu zeigen, und wenn nur der Chapeaux mit einer Impertinenz, die ihres gleichen nicht hat, sich gegen die Schöne setzen, ein Knie über das andere schlagen, und ihr so seinen Fuß präsentieren, und dessen Feinheit bemerkbar machen darf. Zwänge man solche Modeliebhaber und Püppchenfüßchen die Schuhe auszuziehen, und ihren Fuß ohne Bedeckung zu zeigen, so würde es der wiedrigste Anblick von der Welt seyn. Hier ein holb Nutzen Leichdörner und Hüneraungen, dort einen krumgebogenen Nagel, der einer Adlerkralle gleicht, hier wieder verschoben und über einander gewachsene Zehen, die ganz unsörmlich sind, dort zusammengepreßte Glieder, die man kaum von einander trennen kann, hier ein gekrümtes und mit Höckern begabtes Gelenk, dort ein Ballen, der härtere Schwießen hat, wie der Elephanten Rücken. Wer ein solches Urbild aller Verzerrungen, Verwachsungen und Verdrehungen, so viel schiefes und unnatürliches auf einmal erblickte, der würde nicht glauben können, daß so viel Häßlichkeit unter einer so schönen Decke verborgen seyn könnte. So lange nicht die Leichdörner durch das Leder hinausgucken, und so lange nicht die Füsse zugleich zum geben ungeschickt sind, so fährt man immer fort, sie von aussen schön zu machen, und ihre wahre Gestalt zu verborgen. Zum eigenlichen menschlichen Leben und zur Bewegung sind überdem solche Füsse ganz ungeschickt, sie dienen allenfalls auf den Spaziergängen ihre Besitzer herumzutragen, aber kommen sie auf unebenen Boden, auf dem Pflaster und auf ungebauten Wegen, so ist es eben so gut, als ob die Leute gar keine Füße hätten. Sie sind wie ein paar Wagenräder, die im Stillstehen allenfalls glänzen, die aber, wenn sie sich einmal umdrehen sollen, alle Speichen verlieren. Sie sind wie ein paar Säulen, die zur Zierde dienen, die aber, sobald sie tragen sollen, zusammen fallen.

Die Gewohnheit, die Sitte und die Mode, bilden und verändern die Körper so sehr, daß man sich unmöglich hernach gedenken kann, wie sie ursprünglich ganz anders gewesen. So unwahrscheinlich es manchem seyn mag, so ist doch nichts gewisser, als daß die Menschen abstehende und vom Kopfe entfernte Ohren haben würden, wenn sie nicht von Jugend auf mit den Mühen an den Kopf gedrückt worden wären, und eben so wahr ist es, daß diese Gestalt der Ohren weit besser und bequemer zum hören ist. Auf eben die Art würden auch die Füße biegsam, die Zehen geschmeidig, und überhaupt zu hundert Dingen geschickter und brauchbarer seyn, wenn sie nicht von dem ersten Geben an stets in Futteralen eingeschlossen gehalten würden. Aber immer eingekerkert und gedrückt, immer in steifen Deckeln verhüllt, wie ist es möglich, daß sie Geschmeidigkeit und Fertigkeit behalten können. Räume noch häufige Übung und östere Anwendung hinzu, so würden sie eben so gut wie die Hände, und eben so geschickt wie die Zehen zu gebrauchen seyn. Sehen wir nicht Leute, denen ein unglücklicher Zufall der Hände beraubt hat, mit ihren Füßen alles das thun, was wir mit unsern Händen thun. Sie können solche biegen, solche schnell hin und her bewegen, Federn damit schneiden, schreiben, und was der gleichen Künste mehr sind, die wir alle mit Gelde bezahlen, damit wir sie nur mal zu sehen bekommen, und die wir doch alle eben so gut machen könnten, wenn wir von Jugend auf darauf bedacht gewesen wären, die Geschmeidigkeit zu erhalten und sie häufiger zu üben. Ich verlange nicht, daß man, um solche Künste zu machen, die Füße schonen, oder sich ihrer wenig zum gehen bedienen solte, aber das kann man mit Recht fordern, daß man eine Tracht für

sie wählt, die sie so wenig wie möglich belästigt und verdirbt. Ein Kammermädchen, das sich erböte, ihre Frau nach ihren Gefallen mit den Händen und mit den Füßen gleich gut zu frisieren, und das sich verbände eine Nadel eben so fest mit dem grossen Zehen wie mit dem Daumen in das Kleid zu stecken, würde nicht einen Thaler mehr Lohn bekommen, und so ist es sehr überflüssig, auch die Geschicklichkeiten bis auf die Füsse auszudehnen, da man Mühe genug hat, um die Hände zu perfektioniren. Ein Glück ist es für die menschliche Gesellschaft und für alle ehrlichen Leute, daß die Diebe und Gauner nicht auf den Einfall gerathen, diese uncultivirten Fähigkeiten des Körpers zu nutzen, und ihre Zehen zu üben, daß sie an Schnelligkeit und Biegsamkeit den Fingern gleichen. Wie sollte man seine Uhren, Dosen, Schnupftücher und Geldbeutel hüten, wenn diese Race von Leuten auch die Kunst verständen, unsere Taschen mit den Füßen auszuleeren, da wir alle unsere Aufmerksamkeit anwenden müssen, uns nur gegen ihre langen und schnellen Finger zu sichern.

Doch genug des Scherzes — ich hoffe, daß man das wahre, so in diesen Betrachtungen liegt, nicht verkennen wird. Unsere Füsse würden weit bequemer, weit leichter, weit biegsamer und geschmeidiger, mithin in manchen Be- tracht uns weit nutzbarer seyn, wenn wir uns nicht die größte Mühe gäben, sie zu verderben. Man vergleiche wie behende und wohlgebildet ein Fuß in natürlichem Zu- stande ist, mit dem steifen, unbehelflichen und misgebildeten, was jeder an sich selbst bemerken wird, der sich mit von der Mode hinreissen läßt. Man bedenke alle die Schmerzen, die man ausgestanden hat, ehe man seinem Fuß eine solche Modegestalt gegeben, man erinnere sich aller der

Unbequemlichkeiten, die man noch täglich auszustehen hat, wenn der Schuster ihn mit einem neuen Werke seiner Hände ausziert, und dann urtheile man, ob es nicht ungleich angenehmer wäre, dieser schmerzhaften Empfindungen überhoben zu seyn. Endlich so bedenke man, daß die mehrsten Fehler und Krankheiten der Füsse von der Bedeckung entstehen. Wer will gerne Füsse haben, die mit Excrescenzen, mit Hüneraugen, mit harten Knöllen, mit Höckern besetzt sind, wer kann solche häßliche Gestalt sich selbst vergeben, wenn man weiß, daß man sie sich selbst verursacht hat? Wer will gerne seine Füsse zu lebendigen, immerwährenden Barometer machen, die einem das böse Wetter, die Winde und die ungestüme Luft noch eher verspüren lassen, ehe sie sich einstellen? Man bemerke, daß es in der Tat nicht selte Fälle sind, wo die Leute ihre Füsse mit Socken und mit den leichtesten Dingen bekleiden, und ihnen alle Freiheit lassen müssen, weil sie solche vorher so sehr eingekerkert haben, daß es zuweilen leider so weit kommt, daß man sich der Füsse gar nicht mehr zum geben bedienen kann, sondern daß man ein Slave des Theils des Körpers wird, der zur immerwährenden Bedienung bestimt worden. Man urtheile von den Leiden, die ein verwachsener, verlehrter und von seiner Stelle verdringener Nagel macht; man wisse, daß Geschwüre, die oft weit um sich fressen, und zuweilen den ganzen Zehen mit wegnehmen, daraus entspringen. Wenn man nun von allen diesen sich lebhaft überzeugt, so wird man vielleicht auf die Hemmung aller dieser Nebel, und auf die Verbesserung des Fußpodes, die ich im folgenden Stücke zeigen werde, begieriger seyn, und diese Materie für ein wichtiges Stück der Diätetik halten.

(Fortsetzung folgt.)

## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Mehl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Die liebe, alte Masurenfrau, die uns so herzlich als „unsere Ritter“ begrüßte und bei der wir zu dreien in der engen Küche ein leidlich gutes Quartier hatten, drückte uns am nächsten Morgen beim Abschied noch in rührender Weise ihr Gottvertrauen aus: „Wir bitten ja immer für euch, der liebe Gott wird euch helfen. Er kann mir auch meinen Mann wiedergeben.“

15.

### Zurück zur zweiten Heimat.

Wir sollen nach Lözen zurück. Eine Stimmung kommt über uns, als ging's nach Hause.

Im Grabnicker Schulhause werden wir untergebracht, die ganze Kompanie und der Stab zusammen in einem Häuschen. Ich finde auf dem engbelegten Boden nur noch in einer kleinen Kinderbettstelle Platz, deren Fussende ich herunterklappe und die ich mir mit Stroh fülle. Vielleicht liegt das Lehrerkind, das einst drin strampelte und schlief, die Bonne seiner Eltern, jetzt auch schon irgendwo für Deutschlands Ehre in fremder Erde gebettet! Von meinem Lager aus lese ich den Kameraden den 103. Psalm vor: Lob und Dank muß doch zuerst den Geber alles Guten suchen. Wir singen das Niederländische Dankgebet, „O Deutschland hoch in Ehren“ und noch manch andere schöne vaterländische Lieder. Wem das Herz frisch und jung blieb bis unter den Landsturmkitzel, der konnte den jetzt verteilten Grog entbehren, denn „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.“

Bis tief in die Nacht hört man das unaufhörliche Wangerassel der Kolonnen, die unseren siegreichen jungen Kameraden nachziehen. Jetzt bekommt man eine Ahnung davon, was alles für die Bedürfnisse von Mann und Ross den kämpfenden Truppen folgen muß. Ein Kamerad, der seinen plattdeutsch gewachsenen Mund gern in gewähltem Hochdeutsch exerzieren läßt, gibt seinen Eindruck so wieder: „Der Train wird oft minderwertig beurteilt. Aber er hat doch 'ne große Wichtigkeit.“

Wie furchtbar muß für diesen Ausrüstungs- und Verpflegungsschwanz des Heeres ein Rückzug sein, wenn nur eine fahrbare Straße zur Verfügung steht und Verfolgungsfusen die fliehenden Kolonnen überschüttet!

Also nach Lözen zurück! 1½ Tag dauert der Rückmarsch des Bataillons bei trübem und feuchtem, z. B. stürmischem Wetter. Und trübe und traurig sind auch die Zerstörungsbilder, die uns auf dem Wege anschauen. Aber die Sonne miterlebten herrlich großen Sieges überstrahlt mit früher Zukunftsverheißung die trübselige Gegenwart: Masurenland wird wieder aufleben unter dem Schutz eines größeren, mächtigeren und, gebe Gott, auch geläuterten Deutschlands, dem dann der Schirm und Segen des Höchsten nicht fehlt.

Unser Rückmarsch geht am ersten Tage über Heubutten, wo wir Frühstückspause halten. Nachquartier sollen wir in Massinen beziehen, aber von dem ganzen Dorf ist so wenig übriggeblieben, daß nur eine Kompanie notdürftig unter Dach und Fach kommen kann. Wir anderen marschieren weiter bis zu einem Dorf mit dem zungenbrecherischen Namen Cypren. Bereits begegneten uns manche zurückkehrenden Flüchtlinge, auch der Gutsbesitzer

von Cyprken kommt und nimmt neben seinen ausgebrannten Stallgebäuden — die Wohnhäuser sind meist verschont — gern einen Topf Essen aus unserer Feldküche an, wo er sonst als Herr geschaltet und gewaltet hat. In dem Stall, wo ich mit meiner Körpereinschaft übernachtete, steht noch der Russenofen, dessen Rohr durchs Fenster geleitet ist. Die Drosselungen um die Durchbruchsstelle haben die Russen mit allen Lumpen zugestopft. Wir haben gleich tüchtig eingehiezt. In der Nacht heult furchtbarer Sturm. Plötzlich weckt uns helles Feuer. Die Lumpen am Fenster haben sich entzündet, und die Flammen lecken schon gierig nach den Resten des Strohdachs hinauf. Noch gerade zur rechten Zeit gelingt es dem Gefreiten Brandt, einen großen Brand zu verhindern.

Nächsten Morgen geht's weiter über Stafwinnen — Ruhden. Russische Soldatengräber werden häufiger. In dem großen Dorf Stafwinnen ist fast kein Haus heil. Es liegt vor unseren Stellungen bei Ruhden, wo im November unsere vierte Kompanie im Schützengraben schwere Tage verlebte. Dort erzählt uns ein Offizier, daß es höchste Zeit mit dem Einfriedungsangriff gewesen sei. Die Russen hatten an langem Eisentau einen Anker zwischen unsere Droschke hinein geworfen, durch den sie mit einer großen Winde das ganze Hindernis umreißen wollten. Außerdem hatten sie — was noch gefährlicher für uns geworden wäre — unsere Schützengräben unterminiert, um diese in die Luft zu sprengen. Unsere Posten hatten sie des Nachts schon deutlich unter sich schürzen und haken gehört. Im Wissminner See wurden vier versunkene 28 Zentimeter-Geschütze mit kolossalen Munitionsvorräten erbeutet, und wenn unser Vormarsch dem Gegner nicht zuvorgekommen wäre, hätte er mit diesen weittragenden Geschützen, die erst kurz vorher herangeschafft waren, ganz Löben und Festung Böhmen in Brand schießen können.

So waren die neuen gigantischen Pläne Russlands, nach denen gleichzeitig im Osten durch einen Flankentrieb bei Mlawa unsere ostpreußische Heeresmacht zerschmettert werden sollte, durch unseren siegreichen Angriff vereitelt.

Als wir am 16., mittags, in Löben ankommen und auf dem Marktplatz unser Feldküchenessen auslößeln, heißt es, wir sollten auf Etappendienst nach Polen, wahrscheinlich nach Suwalki; aber der Festungskommandant, Oberst Busse, der Mecklenburg leunt und liebt und uns samt unserer Musikkapelle besonders zu schätzen scheint, versucht noch unser Hierbleiben zu erwirken. Wir würden ruhebedürftig, wie wir sind, vorläufig auch lieber unter seinem Kommando in Löben bleiben, denn in Polen ist nichts zu holen, und Löben würde uns durch wiederholten Aufenthalt bereits so vertraut wie eine zweite Heimat.

Aber unser Kompanieprophet Prahl meint: „Länger als 40 Stunden blitzen wir nicht hier.“

Die Entscheidung fällt im Sinne des Kommandanten, und die Kameraden sagen: „Prahl liegt ol.“ Seine so glänzend begonnene Laufbahn als Kompanieprophet ist damit beendet.

Unser Bataillonsführer aber schreibt am 18. Februar folgenden Tagesbefehl in das Buch unserer Erinnerungen: „Das Bataillon hat 18 Wochen in der Verteidigung der Feldstellung Löben dem Feinde getroht, Wachsamkeit, Ausdauer, treue Pflichterfüllung gezeigt und dem Feind keinen Schritt breit Landes preisgegeben. In der Verfolgung des Feindes wie in den stattgehabten Kämpfen vom 9. bis 16. Februar hat das Bataillon Marschleistungen überwunden bei Frost, Schneetreiben, Sturm und Regen wie es kaum eine Linientruppe besser vollbringen konnte. Hunger und Ermüdung wurden mit Zähigkeit überwunden. Ein jeder Landsturmman hat die Befriedigung, mit an dem großen Siege seinen Teil beigetragen zu haben. Ich spreche dem geschlossenen Bataillon meine vollste An-

erkennung aus und erwarte, daß falls neue ernste Aufgaben an uns herantreten sollten, ein jeder Landsturmman freudig weiter seine Pflicht tun wird.“

## 16.

### Unser Hindenburg.

Nach den ereignisreichen, anstrengenden Tagen der Winterschlacht mit ihrem erhebenden, siegseiernden, durch Zusammentreffen mit unserem Kaiser unvergleichlichen Abschluß folgt für unser Landsturm-Bataillon eine stillere Zeit. Sie bringt uns alsbald eine besondere Freude: der neuernannte Generalfeldmarschall — doch nein, er rechnet schon unter die ganz Großen, bei denen man nur noch den Namen nennt: „Unser Hindenburg“ — besucht uns in dem langbelagerten, nun glücklich befreiten Löben. Begreiflicherweise sind wir sehr gespannt, ihn zu sehen, denn kein anderer Heerführer in diesem gewaltigen Bölkerringen hat solche Volkstümlichkeit erlangt. Sein Name ist jetzt in aller Mund.

Auf drei Schritt Entfernung sehe ich den großen Mann. Fast niemals geht er an seinen Posten vorbei, ohne ein freundliches Wort mit ihnen zu reden. Dabei konnte ich ihn gut beobachten. Ernst und doch gütig, ruhig und beobachtend ist sein Blick, stattlich die breite, fast 1,90 Meter hohe Soldatengestalt. Der Schnurrbart, nicht nach englischer Sitte, wie man's noch immer sieht, zu kurzen Posten gestutzt, sondern nach deutscher Art getragen und durch eine Anleihe an den Backen noch verstärkt, gibt dem männlichen Ausdruck kriegerisch-kräftigen Schwung, die vorgebaute Stirn verrät den Schlachtiendenken. Die seine Gäste waren bei einfachem Mahl, rühmen sein schlichtes, herzliches Wesen. Von seiner humorvollen Art zeugt manches Gespräch, das von ihm berichtet wird. Ein Löbener Ehrengast hörte ihm bei Tafel mit dem stillen, herzlichen Lachen seiner tiefen Bassstimme von zwei böhmischem Mädels erzählen. Die hätten sich unterhalten, wen sie heiraten wollten.

„Ich nehme den Hindenburg,“ hat die eine erklärt.

„Du,“ sagt die andere, „der ist aber Protestant.“

„Dann gehen wir nicht mehr zur Messe,“ erwidert prompt die erste.

Also so viel war ihr der Hindenburg wert. —

Ein andermal streitet seine Umgebung darüber, was man am besten tue, wenn man erregt sei, seinen Zorn zu bemeistern.

„Ich pfeife,“ sagt der Feldmarschall.

„Aber wir haben Erzellen doch noch nie pfeifen gehört.“

„Ich werde eben nicht so erregt.“

Als am 27. Februar der Schweriner Großherzog uns besucht, empfangen Hindenburg und sein genialer Stabschef Ludendorff ihn am Bahnhof. Wie sie dort wartend stehen, macht der Kriegsphotograph der Festung Böhmen, Aichhahn, eine weithin bekannt gewordene klassisch-schöne Aufnahme von den beiden. Als dann der Großherzog mit ihnen die Front der Ehrenkompanie abschreitet, hört einer unserer Kameraden Hindenburg zum Großherzog sagen: „Die Mecklenburger sind ein ganz vorzüglicher ruhiger Menschenschlag.“

Dank dir, Hindenburg, für dies Wort! Ja, du verstehst den Volkschlag, dessen Art der deinen so nahe verwandt ist, der unserer deutschen Geschichte einen Blücher und Moltke gab. —

Eines Tages ist großer Auflauf vor dem Hause, in dem der Feldmarschall gerade weilt.

„Was ist denn hier los?“

„Der Alte wird gefeiert.“

Und nun will jeder mit Hindenburg auf die Kientopp-aufnahme.

Er muß sehr oft an den Knipslästen vorbei.

„Hat das Photographieren noch nicht bald ein Ende?“ hört ein Bekannter ihn sagen.

Derselbe erzählte mir von einem Empfang bei Hindenburg, er hätte das Gefühl gehabt, als wenn ein Vater mit ihm sprach. Viel ehrfurchtsvoller und doch viel vertraender und freier hätte man ihm antworten können als anderen höheren Offizieren, die ihn als Zivilisten doch immer mehr oder weniger eine Kluft fühlen ließen. Das ist echtes Menschentum, wahre Größe: sie läßt sich herab, ohne herablassend zu sein.

Denn was macht unseren Hindenburg so groß? Nur die geniale Feldherrnkunst, die das ganze Heer bis zum letzten Soldaten mit so unbegrenztem Vertrauen in seine Führung erfüllt, mag er auch noch so schwere Anforderungen stellen, die mit zahlenmäßig weit unterlegenen Kräften so überwältigende Erfolge errang und das schwer heimgesuchte Ostpreußen so herrlich befreite?

Wahre Größe wurzelt im Charakter. Sie ist mehr als Weltberühmtheit, sie steht über dem Wort, daß niemand groß sei vor seinem Kammerdiener. Ich sprach mit einer seiner Ordonnanzen. Die charakterisierte ihn so: „Ein guter Mann, hat der 'ne Ruhe!“

Vielsagendes Urteil über einen Mann, den fortwährend Drahinachrichten umschwirren zu weittragendsten Entscheidungen.

Ein Mann, der inmitten solchen Betriebes solch sichere Ruhe bewahrt, muß wie jede große Persönlichkeit im Ewigen ruhen. Das allein gibt ihm auch die Demut, Einfachheit und Bescheidenheit echter Größe. Am ersten Sonntag nach seiner Ankunft in Löben saß er mit uns im Garnisonsgottesdienst zusammen; es war sicher ganz nach seinem Sinn und für ihn keine fromme Phrase, daß die Predigt bei aller Anerkennung der Tapferkeit der Soldaten und des Geschickes der Heerführer für den großen Erfolg Gott allein die Ehre gab. Wo Hindenburg angefeiert wird, da röhmt er bescheiden seine Truppen, seine Mitarbeiter und vor allem Gottes Gnade.

„Danke dem da oben!“ So sagte er nach Tannenberg, als in Graudenz die Menge sein Auto umjubelte, und fuhr schnell davon.

Ja, Gott sei gedankt für jeden Sieg, aber auch für die, durch die er sie uns schenkt, ihm sei gedankt für diese einfach-wuchtige, demütig-mutige, in Gott gegründete Helden Gestalt! In seinen Helden erkennt der Germane sich selbst und die göttlichen Gaben und Aufgaben deutschen Wesens. Heldenverehrung ist deutsche Art, aber nicht zu müßiger, geschmacloser, ja, zuweilen geradezu sündlicher Menschenvergötterung, sondern zu tatkräftiger Nacheisung.

Hindenburg, auch wir Mecklenburger grüßen dich mit dem deutschen Entschluß: Wir wollen deiner wert, wollen wackere Söhne unseres geliebten, großen, herrlichen Vaterlandes sein!

## 17.

### Im besetzten Löben.

Frühling und Sommer halten ihren Einzug, und wir sind noch immer in Löben, auf Feste Bogen.

Nie war die Frühlingsfreude so gedämpft. Wohl kletern die Lerchen wie sonst an ihren bunten Liedern jubelnd in die Luft, in den Büschen um die Festung tönt der Nachtigallen sehnsuchtsvoller Schlag, aber aus West und Ost dringt das lechte Seufzen der Sterbenden, aus der Heimat das Weinen der Witwen und Waisen an das innere Ohr. Auf den Feldern blüht überall neues Leben, und auf den Schlachtfeldern tobt weiter der Tod, welch ein Gegensatz!

Die landschaftlichen Schönheiten des mäurischen Interlaken haben sich uns in voller Pracht enthüllt. Wenn wir auf dem bergigen Gelände um die Festung exerzieren, sehen wir auf allen Seiten die malerischen Seen blitzen mit ihren grünen, oft tulpenartig hintereinander geschobenen Einfassungen, die ihren Laubschmuck hier später entfalten als daheim. ½ Stunde vor der Stadt liegt der Stadtwald. Schon am Osterfest sah man die Menschen hinauspilgern, wie Goethe es im Faust beschreibt. Mit der Familie eines Lözener Baumeisters, in der ich Haussfreund geworden bin und mal Kinder im Alter meiner eigenen auf den Schöß nehmen kann, war ich Himmelsfahrt dort. Kleine dunkle, auf Moorgrund ruhende Seen spiegeln schlanke Birken und knorrige Eichen mit ihrem ersten zarten Grün neben schwarzen Föhren wider. Von einem Aussichtsturm hat man einen wundervollen Rundblick.

Im Juni beginnt auch die Badezeit. Das klare Wasser des Löwentin und sein feinkiesiger Badestrand, fast wie an der See, erinnern mich an den schönen, von einer wachsenden Sommerfrischlerschar geschätzten weißen See in Wesenberg. Die gute Badegelegenheit wird von Soldaten viel benutzt neben der offiziellen Militärbadeanstalt in der großen Popowka, jetzt in „großen Festungsteich“ umgetauft.

Den Besuch unseres Schweriner Landesherrn erwähnte ich schon. Sein Geburtstag wird am 9. Februar kompanierweise gefeiert. Gleichzeitig wird an je fünf Kameraden aus jeder Kompanie das Strelitzsche Verdienstkreuz für Auszeichnung im Kriege verteilt. Im Januar waren im Bataillon schon 33 dieser Kreuze verliehen worden, ebenso sind mit dem entsprechenden Schweriner Tapferkeitsorden viele Kameraden geschmückt und auch mit dem Eisernen Kreuz noch manche ausgezeichnet worden, alles Beweise ernteter kriegerischer Leistungen unseres Bataillons. Die Auswahl ist ja immer schwierig. Die Nichtdekorierten trösten sich: „Wenn ich man mit min eigen Krüz nah Hus kam!“

## 18.

### Garnisonsdienst.

Als Festungsbesatzung haben wir die Wachen zu stellen, dazwischen ist viel Arbeitsdienst — sogar zum garstigen Kohlentausladen am Bahnhof braucht man unsere Landstürmer — und Beaufsichtigung der Gefangenen, „Russen-Höden“ (Hüten) genannt, teils hier, teils durch Ablieferungen in den Gefangeneneilagern in Rhein, Ruhden, Stößen u. a., im übrigen Exerzierdienst, Geländeübungen, Übungsmärsche. Schüttengräben werden schnell auf- und wieder zugeworfen, mit den neu empfangenen Zeltbahnen Zelte gebaut und wieder abgerissen, an markierten Feind wird herangeschlichen, mit „Sprung auf! Marsch, marsch!“ werden seine Stellungen gestürmt, einmal sogar Maschinengewehre zu erobern versucht.

Solche Fielddienstübungen kosten tüchtig Schweiß und Staubschlucken bei der Hitze und langen Frühjahrsdürre. „Dit is jo all man Spaß,“ tröstete einer launig, als es mal sehr hitzig herging. Aber sie machen doch Freude, denn sie erscheinen einem im Kriege zweckmäßig. Weniger erbaut sind wir von Exerzierübungen. Einmal wurde sogar für die Besichtigung am 21. Juni Parademarsch geübt. — Mag auch der berühmte „preußische Drill“ für verständige Landstürmer minder wichtig sein als für junge Rekruten, die noch weniger Einsicht in die Notwendigkeit strammer Disziplin besitzen, die Erfolge dieses Krieges hängen mit ihm wahrscheinlich doch viel enger zusammen, als viele Leute ahnen. — Die Besichtigung schloß mit einem Sturmangriff. „Fast wie eine aktive Truppe,“ lautete das Gesamurteil des Festungskommandanten.

Übungsmärsche führen uns zu den alten Stellungen, in denen wir im Winter im Feuer lagen. Man kann nur in dankbarer Bewegung an jene Zeit und Gottes gnädige Bewahrung zurückdenken. Das Grab unseres gefallenen Kameraden Ihrcke, für dessen Witwe wir 231 Mark zusammengelegt haben, ist von Kompanie wegen mit einem schönen dunkelbraun gebeizten Eichenkreuz geschmückt worden.

Die Stützpunkte werden jetzt zu ganz modernen bomben sicherer Befestigungswerken ausgebaut. Unsere alten Quartiere in den Dörfern und Schühengräben werden mit fröhlichen Zurufen begrüßt, und mit Interesse auch die gegenüberliegenden russischen Stellungen besichtigt. Statt der Schutzschilder auf den Brustwehren haben sie drei Sandsäcke bemisst, was reichlich so praktisch erscheint. Die Gräben sind geschickt angelegt, aber noch weniger wohnlich als unsere. Sie haben gewöhnlich nur die Posten darin und die eigentliche Unterkunft der Truppen weiter rückwärts, namentlich in Waldungen. Ihre Schühengräben sind mit kleinen Sprengstücken von deutschen Granaten z. T. geradezu übersät. Die freiprachten eben besser als die russischen Geschosse, von denen noch manche ungeplante gefunden werden. Man hört leider von zwei Fällen, wo Kinder eben heimgeliehrter Flüchtlingsfamilien solche Blindgänger auf dem Felde entdeckten, mit ihnen spielten und durch die Explosion getötet wurden.

Allmählich werden wir ganz feldgrau „eingepuppt“: Graue Mäntel, graue Hosen, statt der blauen Blusen samtmanchesterne Litewken, „Bierlutscherblusen“ oder, weil erst hier draußen empfangen, „Masurenjacken“ genannt; man könnte auch „Gepäckträgerkittel“ sagen. Denn tatsächlich hat sich eine Reisende an einen samtmanchesterne Kameraden auf Bahnhof Löben mit der Bitte gewandt, ihr doch Fahrkarte und Gepäck zu besorgen! Die schwarzen Wachstuchmützen werden durch Filzhelme in „Dunstkiepen“ form mit grauem Stoffüberzug ersetzt, die Rucksäcke durch Tornister. Ob wir noch einmal wieder an die Front kommen werden?

#### Hinter der Front.

Es ist Johannisnacht. Über die Brücke am Löbener Schiffahrtskanal, bei der ein Posten steht, donnert der „rasende Mäsur“. So nennt man den Abendschnellzug von Königsberg. Ich bin dort Wachhabender. Zwei Dampfer

sind gerade zu einer Mondscheinfahrt in See gestochen, mit Musik unserer Landsturmkapelle. „80 Penning hewiven se doch all noch äwrig. De geiht dat hier noch nich schlecht.“ In dem leichten Wellengefräusel bricht sich in zahllosen Silberstreifen mildleuchtendes Mondlicht. Die laue Juni-nacht ist zauberhaft schön. Solch schöne Erholung und Abwechslung mitten im Kriegsleben gibt's nur hinter der Front.

Gegen 1 Uhr kommen die Dampfer zurück. Lautes Juchzen und Kreischen der jungen Mädchen und Burschen, darunter vieler Soldaten. „Dat is nu Krieg,“ sagen meine Leute. Sie meinen, solch Benehmen passe nicht zu dem Ernst der Zeit.

Dies feine-Empfinden meiner wackeren Landsleute bringt mir erneut die Schattenseiten des Lebens hinter der Front zum Bewußtsein. Wohl ist der Etappendienst nicht so anstrengend und entbehrungsreich, aber auch nicht so befriedigend und so gesund für die Seele, wie das Leben im Felde und im Feuer. Man kämpft nicht mehr unmittelbar mit in dem großen Völkerringen, fühlt sich mehr nur als Zuschauer. Neuerlich gefahrlos, birgt dies Garnisonleben doch in anderer Hinsicht Gefahren in sich. Ich denke weniger an die groben Versuchungen von Alkohol und Unzucht. Die kommen im allgemeinen für unsere meist verheirateten Landstürmer nicht in Betracht. Vereinzelte Ausnahmen werden scharf verurteilt. „Dorto holl ic von min Fru tovä!“

Mein Vetter hatte sich mal brieslich erkundigt, wieviel Patronen ich verschossen und wieviel Russen ich schon totgeschossen hätte. Meine Antwort hatte ihn sehr enttäuscht, und ich glaubte schon, ich sei als Vaterlandsverteidiger unrettbar tief in seiner Achtung gesunken. Da erlebte ich am letzten Morgen eine freudige Überraschung. Ich frage: „Soll Vati nun wieder wegkreisen in den Krieg oder hir-bleiben?“ „Hierbleiben,“ sagen die Mädchen (5½ und 4 Jahre alt), „wegkreisen,“ die Jungen. „Warum denn?“ frage ich leichter etwas erstaunt. „Sonst kommt der Russe wieder rein,“ sagt der siebenjährige. „Erst mußt du die Russen verprügeln, dann kannst du wieder kommen, wenn der Krieg aus ist,“ sagt der älteste, fast neunjährige. Patriotische Jungs, nicht wahr? Wissen, wo der Vater jetzt hingehört. Und welch kindliches Vertrauen zum Können des Vaters. Ja, „werdet wie die Kinder.“ (Fortf. folgt.)

## Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Hei wir ol' glis prat. Dat güng aewerst ol' dor nich so flink. In'n August aewerst wör hei up Brauw bi dei Tollbaur' als Kalkulator anstellt um föl' hummert Rilsbankdaler monatlich hemm'm, wenn hei bruktov bishunn'n wör. Na, dat wör hei. In'n September güng icl nah St. Thomas, un mit den irsten September wir hei fast anstellt. Ich har em twors dei ganze Tid erholl'n möst, aewerst as icl em nu endlich regulär wedder up dei Bahn har, dor wir icl so vergnägt as wenn dei Firma Maßfeldt un Heuer nu sariig wir. Hei har mi negeto dreihunnert Daler Spezies lost. Dat wir ol' in min damaligen Verhältnissen kein Kattendrech. As icl reisen deer, dunn fär icl to em: „Szü mal, Gust, Du büsst nu wedder tom Mann makt worden, un icl heww, as Du weißt, dat West dorbi dahn; nu help Di dor ol' wedder van as as 'n honetten Kiel. Du kriggst nu hummert Daler monatlich; dreihunnert hew icl Di nu in'n Ganzen vörshaten. Szü, nu bitahlst Du min Fru monatlich dreihundertig Daler Spezies gegen er Quittung. Kiel, denn büsst Du in nägen Monat van Din Schuld wed-

der rein af, un in dei Tid denk icl, so Gott will, bün icl of wedder hir.“

Swank har 'ne häßliche Manier an sicl, wenn wän em fast in 'e Ogen keel — un dat deer icl, as icl dat to em fär. — Hei kneip sei denn tau, dat nix van dat Witt un dei Stirns mir to seihn wir, dat har hei all as Jung dahn, un dat deer hei dunn ol. Ich har dor kein Arg ut. „Büst Du dormit inverstahn, Gust, denn slah einfach in,“ fär icl un höl em dei Hand hen. „In Schin brul icl nich van Di un förrer icl ol' nich.“ Hei slög in, fär aewer kein Wurd. Ich kann seggen, dat mi dat grar' nich an em geföl. Ich bün twors nie nich 'n Fründ van Säutholtraspeln wäss, aewer mi dächt, bi so'n Geleägenheit finnt sich facht 'n schicklich Wurd, dat dei ein anhüren kann, ahn rot tau warden, un dei anner seggen dörvt, ahn sicl weglosmitten, vörn twischen zwei ol' Frünn'n as wi doch wiren.

Na, icl reist den irsten September richtig af. Min Lotting wir girt mit führt, möst aewerst, obschons sei bitterlich Tränen vergöt, bi Pastorstanten trügg bliben, denn sei wir richtig all up 'n Familienweg, as dei Englänners dat binäumen.

Dei „Krüschan“ har man 'ne slichte Fohrt, dat naelt un naelt, ist achter Schagen nahst vör den Kanal, dorup in dei span'sche See un tolezt vör dei Bahama-Riffe, wo wi dörch'n regulären Südosttornado hen asdrehen. In St. Thomas un Havanna naelt dat ok, un up dei Rüggföhrt güng dat nich bätter, icl wir richtig aewer acht Maand furt wäst. Dei „Krüschan“ smet glücklich En'n Mai ümmer künsö Anker. Icl kunn gor dei Tid nich astäuben, Lotting to sehn, güng an Burd van dat ist best Fischerboot un steg in Masthuget an 't Land, as dei Klock grar' tein'n slög. Endlich stünn icl an Pasterstanten er Husdör. Dei ol Fru wir all to Bedd. Baben wir aewerst noch Licht, un dei Dirn stünn in dei anlänt Dör mit eren Schätz. „Herrie!“ — schriegt sei up — „dat's woll gor Herr Heuer. O je, wat ward dei jung Madamm sicl einmal freugen!“

Icl hür' gor nich nah er hen. Ein zwei drei wir icl dei Trepp herup, un dor hür' icl all Lotting er säute Stimm: „Eiga Brumsing, wo wahnt lütt Petersrusing.“ Dor wüsst icl wedder, wat dei Klock slahn har. Icl maft dei Stubendör jachting aven. „Lotting!“ röp icl. Dunn har sei Di up ein Hor up dei Fr fallen laten, Hans, denn sei har Di up'n Arm un wol Di inbusseln un Du günst dorbi so gottserbärmlich as 'n jungen Hund, den dei Kaeschl ut Verseih'n mit heit Water bigaten hett. Sei har aewerst noch so väl Bisinnung, dat sei Di sacht in 'e Weig dallär. Na, dei Freu' wir grot. Sei haalt Di glis wedder ut dei Baba, Hans, un icl möcht Di van alle Eelen un Kanten biseih'n un taugestahn, dat sowat noch gor nich dorwäst wir, sid Frugenslür' Kinner krägen hemm'm. Ja, un noch väl anner vertellt sei mi, wat jung Frugens ehr Manns bi so'n Gelägenheit to vertellen pleggen. Un tolezt bissunn sei sicl, dat dat kolt wir un dat icl doch wat Warms geneiten möcht. Un dunn wör noch Tee malt. Lütt Hansing deer sin Mudding den Gefallen un slep in. Un as sei mi nu den Tee inschenken deer un so vör mi stünn, dor dächt sei mi väl smucker, as sei je noch wäst wir, un icl fäuhlt mi wedder mal so mollig un gedoden, as dei Jung in dat Länschen, dei vör den Paukauenberg stünn. Wind un Wäder, Bö un Storm, Lack un Hawerie, alls wir up einen Slag vergäten, as icl so bi lütt Lotting up dat Kanapee seet. — Wenn aewer dei Katt bi den Rohm sitt, is dei Kaeschl nie nich wid af. Icl trölt Lotting dicht an mi ran, seel er so recht deip in dei hellblagen Ogen un wol er grar' so'n richtigen Knüp up dat lüttle fäute Zappelieschenmülling bibögen. Dunn füsst sei aewer so deip up, as wenn sei noch wat up't Hart har, wat dor ist run möcht. „Na wat nu, Lotting?“ sär icl un seel er grot an.

„Ach Martining“ — sär sei dunn — „Gott si Löwun Dank dat Du wedder hir büst, nu ward ol allens noch wedder gaud warden.“

Dei Schreck schöt mi in 'e Mag rin, as Lotting so sprölt.

„Sprölt Di ut, Kind! Wat is denn?“

„Ach Martining, Maßfels! Maßfels!“ röp sei dunn, un füng an to weinen, dat mi dei Tranen up 'e Hand fösln.

„Maßfels? Wat is mit Maßfels?“

„Ach, icl möt Di dat man glis seggen in dei unverhoffte Freu' hewiw icl dat ganz vergäten; nu fölt mi dat aewer wedder as'n Stein up't Hart. Versir Di ol nich, Maßfels is dod.“

„Dod?!“ schreeg icl un sprüng up. „Dod? Lotting, bissinn Di Kind, dod, seggst Du?“ „Ja, Martining, großer Gott, dod! Dat ward mi so swer to seggen, as ob icl Di 'n Unrecht ingestahn möcht, wat icl jülbun gegen Di bigahn har. Maßfels hett sicl dodschaten, un sin Fru is doraewer deipsinnig worden un sitt nu in't Irrenhus.“

„Herr mein Jesus, Lotting, is dat wor?“ schreeg icl, un min Stimm wir up eins ganz heisch worden. „Lotting, Lotting, wa is dat kainen? wo is dat taugahn? Uem

Gottes Jesu Willen, Kind, spräk! spräk!“

„Ach Martin, dat is so trurig, dat mi dei Seel blöti. Kästiens hett dat an mi schräben, un icl söl Di den Breif gäben, so drar' as dei „Krüschan“ binnen kem. Maßfels hett all dat Sinig up einen Slag verluren, hei hett in französch Poppieren spekulirt un is so sälter wäst, wat Bonapart dei Hand haben bihöl, un nu hett Blücher Bonaparten aewer'n Rhein jagt, nu fünd all dei Habens wedder apon, un nu hett hei keinen roden Schilling van all sin Geld rerr't, un dat hett hei sicl woll so to Kopp namen, dei arme, arme Mann! Icl hewiw all to Gott bär't, dat hei nich mit em to Gericht geilt.“

Mi wir as einen, dei dat kol Feyer hett, un dei up datnakte Liew unverleihns mit Stampis bigaten ward.

„Wo is dei Breif, Lotting? Wo is Kästens sin Breif?“

Sei haalt em ut dat Schriwpult in dei Vorstuv. Richtig, dor stünn dat all swart up witt, als Lotting dat seggt har, un as Notabene noch: „Ihr lieber Mann muß unverzüglich nach Altkunst in Gothenburg in seinem eignen Interesse persönlich herüberkommen.“ In mi towi dat un wörigt dat, mi wir as ob mi dat Ingédüm üfn Hals rut trocken wör. As min Fru mi aewerst so bisorgt un voll Angst anlikn deer, dor bigrep icl mi. Du möcht icl dat nich marken laten, dat kann er schaden; sei is noch so swad van dei Wochen, un denn stüllt sei dat Kind. Icl slölt dat dal in mi, dat wir as 'n bittern Happen, dei in lamigen Essig salt is. Icl güng Lotting to Leiw to Bedd, man icl deer kein Og tau, un kunn dat gor nich astäuben, hätt dat Morn wör. Vör Dau un Dag' wir icl rut, un nah Kopenhagen hen. Icl sprölt mit Kästens, icl sprölt mit'n Aukaten, icl löp nah Hinz un Kunz, un van Pontiussen nah Piliussen, van'n Königsuimark hätt tom Friedrichsplatz henn un trügg und trügg un hen. Icl har min Sahlen un min Panist sporen kunnit. Min fidusend Daler Spezies wieren slöten un nich mir wirt as dei Poppierproppen in dei Pistol, wo Maßfels sicl den Brägen mit uplöwt har. Mi wir dei heil Tid, dat icl in Kopenhagen wir, ganz swimlich un swimlich, icl kunn gor nich tosamenhängend denken, as wenn icl gor nich recht mihr seihn kunn, un vör min Ogen steg ümmer ein Seipenblas nah dei anner up, un dor stünn in grote gollen Baukästen „Maßfels und Heuer“ up, un dunn pläzt sei.

Dat leer mi nich länger in Kopenhagen, icl führt wedder nah Gotenborg trügg. Icl har den halwen Weg dei Ogen tau un frög mi in enzen furt: „Wat nu?“ — kunn aewer kein Antwort dorup finn'n. Dahn möcht dor wat warden, dor möcht rasch wat dahn warden. Icl bisünn mi nu binah in dei jülwige Predikamenten, as icl Gust Swank in Kopenhagen vörfürn' har, man leger, väl leger. Hei stünn allein, icl har Fru un Kind, dei „Christian“ wir all van Kopenhagen ut mit Bislag biselegt. Icl har noch as Kargadür 200 Daler Spezies to förrern, dor kunn aewer Jor un Dag up hengahn, ire dei sicl realisieren leten, har dei Aukat in Kopenhagen meint. Min bar Geld wir nich väl aewer föftig Daler Spezies.

„Hett Swank Di alle Maand prompt bitahlt?“ sär icl to Lotting. „Dei lehre Maand is nu fällig.“ „Ne“ sär Lotting, „hei hett sicl sid Du reisen deerst, nich ein einzigstes Mal bi mi seihn laten.“

„Wat?“ sär icl un lär dei Ferrer dal, wo icl mi Notizen mit malen deer, „wat? Nich seihn laten? Keinen einzigsten Termin inhol'n? Is hei denn nich mir bi dei Tollbaur un hir in 'e Stadt?“

„Ja, dat is hei. Un dat is so'n finen Gentleman worden, Du kennst em gor nich wedder. Vir Wochen, ire icl mi leggen deer bün icl em bigegent. Dor har hei 'n feinen Pelzrock an un güng mit zwei Leutnantz van dei Husforen, un 'n Snurrebott har hei sicl ol stahn laten, un dat set em as 'n Eddelmann. (Fortsetzung folgt.)

# 1325 Ostmecklenburgische Heimat



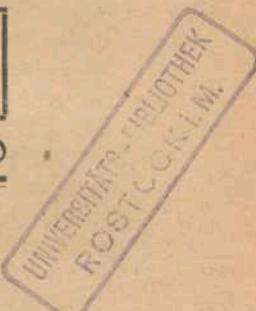
Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Mädiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 2. Oktober 1938

Nr. 10



## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg  
„Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

### Festungswachen und Wachgespräche.

Mit diesem Kapitel lege ich die Feder nieder, und die Herren Rezensenten nehmen sie auf. Damit sie nun mit gutem Recht diesem Büchlein wenigstens eine „abgerundete“ Darstellung nachrühmen können, schreibe ich zum Anfang zurück und schreibe noch einmal ein Wort vom Wachdienst, der mich mit seinen schlafarmen Nächten auf dreiligen Strohsäcken immer besonders anstrengt. Wer noch nie die Zudringlichkeit von Flöhen und Wanzen, Mäusen und Ratten genoss, kann sie hier finden. Nebeniges auch in den Kasernen, wo sich namentlich die Ratten etwas bescheidenen benehmen könnten. Nächtliches Gepolter, am Ofen hochtricken und dann in den Abfalleimer fallen und dort mit furchtbarem Rumor herumtoben oder gar einen Kameraden in die Huden beißen, solche und ähnliche ruhestörende Streiche würden besser unterbleiben.

Die kriegermäßige Dürstigkeit der Wachlokale habe ich schon in Kapitel 4 geschildert. Die Gesellschaft, die man mit immer anderen Kameraden genießt, entschädigt für vieles. Manchem Gebildeten wird der Verlehr mit dem Mann des Volkes schwer. Wie dankt ich es meiner Mutter, daß sie mir die Christenregel: „Vor Gott gilt kein Ansehen der Person“ so früh und fest eingeprägt hat! Ist man gewöhnt, mehr auf den Kern als auf die Schale zu sehen, so findet man unter einfachen Leuten verhältnismäßig nicht weniger wertvolle Menschen als unter den sogenannten „besseren Ständen“. Das ist auch ein Segen des Krieges, daß er alle Stände so durcheinander bringt, eine einzigartig schöne Gelegenheit zu sozialer Annäherung, die eine bessere und gerechtere gegenseitige Werischätzung ermöglicht, als sie vor dem Kriege bestand. Um deswegen hat's mich doch oft gefreut, daß mir in meiner aktiven Dienstzeit die militärische Laufbahn durch einen Beinbruch in die Brüche ging. Ich hätte als Offizier lange nicht so enge Fühlung wie jetzt erst als Gefreiter, dann als Unteroffizier mit den Kameraden gehabt.

Der Krieg würfelt auch die verschiedenen deutschen Volksstämme durcheinander. Am 9. März bekam jede Kom-

panie 25 Mann vom Erbsabataillon aus Hamburg, meist Essässer. Da haben wir unsere deutschen Brüder aus dem fernen Südwesten kennen und schäzen gelernt.

An den drolligen Schnäcken, dem Mutterwitz und der Menschenkenntnis unserer meist wortlaren „Mäkelbörger“ habe ich oft meine stille Freude. Unsere Wachgespräche drehen sich viel um die Frage: Wann wird der Friede kommen? Ich habe von vornherein auf mindestens ein Jahr gerechnet, bin daher nicht so enttäuscht wie die meisten Kameraden, die erst glaubten, Weihnachten würden sie wieder bei „Muttern“ sein, und nun immer aufs neue sich gedulden müssen. Aus allem Möglichen saugen sie Hoffnung.

„Ich glöw, de Engelländer hett de Näs' nu ol bald voll,“ heißt es, wenn von Streiks oder U-Boot-Erfolgen die Rede ist.

„Ja,“ sagt ein anderer, „em geiht dat as enen Jung in unj' Dörp, de den'n Nahwer (Nachbar) in seinen Appelbom stägen wir. Dunn künnt de Nahwer mit enen großen Deckelschacht (Dachstaken). As de Jung dat von haben sieht, fängt he an to schreien (schreien): „Wo ward mi to Mod, wo ward mi to Mod (wie wird mir zumut)!“ So geiht dat nu den'n Engelländer.“

Was für ein löslicher, treffender Vergleich, wenn auch verfrüht. Möchte die Zeit bald kommen, wo der auf die Früchte unseres Fleisches neidische Engländer seine gerechte Strafe erhält.

Als die Nachrichten über Italiens Haltung immer bedrohlicher werden, sagen die Leute gelassen: „Se können jo tönen (warten), bät se an de Tour sind, äwer wenn se nich anners will, denn friegen se ol noch wec in de Jack.“ Die Ruhe des guten Gewissens gegenüber dem Verräter.

Nur daß der Krieg dadurch voraussichtlich noch länger dauert, wird ihnen schwer. Wie mit der wärmeren Jahreszeit die Arbeit daheim in Feld und Garten sich häuft, eilen die Gedanken immer ungebärdiger, nach Hause, wo manch braves Weib jetzt für zwei schaffen muß.

III.

Aus der Soldatenheimarbeit.

Eines Abends sah ich spät als wachhabender Unteroffizier neben der Bretterbude am Kasalker Mühlgraben, die als Wachlokal dient, mit einem Kameraden zusammen, der uns mit seinem trockenen Humor oft erschreckte. Dieser einfache Tagelöhner vom Lande hatte mich schon immer interessiert und angezogen. In seinen Augen lag mehr noch als treuerziger Humor. Heute abend sollte ich das erfahren.

Vom russischen Gefangenencamp schallen durch die laue Abendluft die eintönig leiernden und dann wieder wild bewegten, sehnsuchtsvollen Klänge russischer Lieder herüber.

Immer länger werden die Schatten, ein Stern nach dem anderen erscheint und blinkt immer heller auf uns herab.

So dringen Menschensehnsucht und Himmelsklarheit in Ohr und Auge und weden im Innern verwandte Klänge. Das Herz des Landarbeiters tut sich mir auf.

„Ich heww mi ümmer freut, wenn ich mit Se tosamens up Wach kamen bin, mit Se kain man doch mal en verständig Wurt reden.“ Und nun sprechen wir stundenlang miteinander von der irdischen und himmlischen Heimat. Schon als junger Knecht hat er trotz Spott der anderen seinen Kirchgang treu durchgesetzt. Er weiß mir von manchen gnädigen Führungen und Gebetserhörungen in seinem und anderer Leben zu erzählen. Ich merke, wie wohl ihm solche Aussprache tut, für die er in der Kasernenstube wohl bei niemandem volles Verständnis findet.

Wie mancher Soldat, dem man es auf den ersten Blick nicht ansieht, trägt tiefere Gedanken und höheres Sehnen in verschwiegener Brust. Das ist deutsche Art und besonders der wortkargen Mecklenburger Eigenart. Sie ist zurückhaltend, hält die Gefühle in Zucht, trägt nicht wie die Römer das Herz auf der Zunge. Sie braucht Zeit, um aufzutauen, braucht Freundschaft, um aus sich herauszugehen, aber dann öffnet sich unter rauher Schale der süße Kern. Jedoch wie lange findet man oft nicht den Freund, den man braucht, die Heimatslust, die das Herz warm macht. Und man hat es doch doppelt nötig in dem rauhen Kriegerleben, fern von der Heimat und dem eigenen Heim. Soldat und Heim, wie lange sind sie getrennt, und doch brauchen sie einander! Wie der Soldat das Heim vor dem äußeren Feind, so schützt das Heim ihn vor dem inneren Feind.

Der Kamerad war auch auf der vorigen Wache mit mir zusammen gewesen. Da war plötzlich ein aus der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung mir bekannter Pastor M. auf Wache gekommen. Er reiste mit vielen Bücherlisten, Liebesgaben aus der Heimat für die Feldgrauen. Schon in der Kaserne hatte er nach mir gesucht, um mir eine überraschende Nachricht zu bringen: „Sie sind von unserem Ausschuss für Soldatenheime, der unter dem Ehrenvorsitz von Unterstaatssekretär Dr. Michaelis gegründet ist, angesfordert für die Soldatenheimarbeit in Warschau. Dort wird demnächst das erste Soldatenheim in Polen errichtet. Die Nationalvereinigung evangelischer Jünglingsbündnisse, die im Westen schon seit dem vorigen Jahre viele Soldatenheime errichtet hat, hat für die Ostfront die Arbeit der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung überlassen. In Warschau werden wahrscheinlich mehrere Heime nötig werden, und da möchte man Sie als Oberleiter haben. Hindenburg ist sehr für diese Arbeit und hat erkannt, daß aus den Etappentruppen militärische Kräfte dafür abkommandiert werden. Der Antrag Ihretwegen wird schon unterwegs sein beim Generalkommando.“

„Warschau ist ja erst in diesem Monat genommen, und jetzt wird schon ein Soldatenheim da errichtet? Das nenne ich schneidiges Vorgehen. Aber werde ich diese Arbeit auch verstehen? Wird man da nicht besser Leute gebrauchen können, die schon im Zivilleben irgendwelchen Heimen, Christlichen Vereinen junger Männer und dergleichen vorgestanden haben? Und werden auch keine Hindernisse vorliegen, solche Heime wirklich in christlichem Sinne zu leiten?“

„Der Ausschuß ist ja von der Christlichen Studentenvereinigung gebildet, er wünscht gerade eine Leitung in christlichem Sinne. Und da in Warschau mehrere Heime nötig werden, so wird das eine große Verwaltung werden, die unter einheitlicher Leitung stehen soll, und Sie sind doch Verwaltungsbeamter. Deshalb wünscht man gerade Sie.“

Das schien mir nun eine große und herrliche Aufgabe, in den größeren Kreis eines Soldatenheims eintreten zu dürfen, dazu die schöne Vereinigung von äußerer Liebesarbeit und innerem Dienst. War das nicht eine freudliche Führung des Herrn?

Wenn ein Soldat mit seinem Truppenteil ins Feld oder die Etappe fährt, dann besteigt er nicht, wie ein gewöhnlicher Mensch, die Eisenbahn, sondern — dann wird er verladen; und dann kommt er meist nicht in einen Personewagen, sondern in einen Viehwagen; und ist er erst drin, kommt er fürs erste nicht wieder heraus. Als wir Ende Oktober 1914 von Mecklenburg nach Ostpreußen befördert wurden, dauerte die Fahrt fast 50 Stunden. Die laum viel näherte Reise nach Warschau, bei der ich einen großen Haken über Thorn machen mußte, dauerte nicht halb so lange, es ging im schönsten Schnellzuge.

Wie eintönig ist doch die polnische Landschaft gegen das reizvolle, feindurchblinckte Masuren. Nur ab und zu beleben Wanderer das Bild. Es scheint gerade ein katholischer Feiertag zu sein. Frauen und Mädchen gehen in der gesprenkelten polnischen Nationaltracht wie wandernde Butterblumen durchs herbstliche Gelände. Die Männer tragen meist blaue Kappe. Besonders achtet man auf die Spuren des Krieges. Unter den vielen niedergebrannten Bauerngehöften sind, so wird mir erzählt, besonders viele deutsche Kolonien. In der Gegend von Skiernewice häufen sich Schützengräben und Drahtverhau. Ein Nadelwald, das grüne Kleid zum großen Teil braun verbrannt, hat unter Granaten und Gasangriffen besonders gelitten. Erst nach erbittertem Ringen ist er von unseren Truppen erobert.

Jetzt rollt der Zug in die weite Bahnhofshalle von Warschau hinein. Mit mir steigt ein Trupp Württemberger Landstürmer aus, fast 100 Männer. Sie haben einen großen Gefangenentransport gehabt. Ich frage: „Kameraden, wißt ihr, wo hier das Soldatenheim ist?“ „O,“ sagt einer, „dees ischt, wo wir au Quartier hent, ganget Se no mit ons.“

Ich greife mir einen polnischen Jungen für mein Gespräch und folge ihrem Zuge. Der Teil von Warschau, durch den wir kommen, trägt ganz internationales Großstadtgepräge. Manche Polen und Polinnen stehen beim Herannahen der deutschen Soldaten still und folgen mit Blicken, die ein Gemisch von Respekt und Zingrimm verraten, der feldgraue Welle, die durch die Straßen ihrer Hauptstadt wogt. Man kann ihre Gedanken und Gefühle verstehen. Sie möchten gern ganz frei sein. Aber ob sie schon reif dafür sind? Ihre bisherige Geschichte hat deutlich gezeigt, wie unentbehrlich für einen Staat das ist, was ihnen bis jetzt noch gefehlt und uns Deutsche so groß und siegreich gemacht hat: Der Geist straffer Zucht, Disziplin und Unterordnung.

Aber eins können wir von dem Polen lernen. Er hat ein starkes Nationalgefühl. Seit vielen Jahrzehnten ent-

behort das polnische Volk der eigenen staatlichen Zusammensetzung. Und dennoch sagt der Pole, wo er auch ist, stolz: Ich bin ein Pole. Dieses zähe Festhalten am eigenen Volkstum könnte manchem Auslandsdeutschen ein Vorbild sein. Die polonisierten Deutschen sind jedenfalls zahlreicher als die germanisierten Polen. Und wieviel deutsches Blut ist Kulturdünger in der angelsächsischen Welt geworden oder sonstwo in fremden Völkern auf- und untergegangen! Nur an wenigen Stellen des Auslandes, wie in den baltischen Ostseeprovinzen, hat sich das Deutsch- tum treu durch die Jahrhunderte gehalten.

\*

Jetzt marschieren wir durch die Nowi Swiat, die neue Welt. So heißt die schmale Straße, durch die wir kommen, nach der überbreiten, mit russischer Raumverschwendung angelegten Jerusalemsstraße. Fast jedes Haus hat einen oder mehrere Läden. Es scheint eine Hauptverkehrsader durch beste Geschäftsgegend zu sein. Die Straße wird immer enger. Plötzlich öffnet sich rechts ein freier Platz. Der Landsturmtrupp schwentzt rechts ab und macht Platz vor einem stattlichen Gebäude in byzantinischem Stile. Inwendig betritt man zunächst eine breite Säulenhalle, die durch die gegenüberliegenden, nach dem Hofplatz führenden hohen Fenster reichlich erhellt wird. Auf dem Hof sieht man lebhafte Treiben der Landsturmleute, die in diesem Gebäude untergebracht sind. Die Gulaschkanonen dampfen, Holz wird gespalten, Essen geholt, ein buntes, malerisches Bild. Das Gebäude ist ein vierstöckiger Block, der sich um diesen Hof herumzieht, vier Stockwerke hoch. Es war früher das erste russische Gymnasium der Stadt. Links und rechts vor dem Haupteingang führen breite Marmortreppen in die Höhe, eine Aufschrift zeigt rechts zum Soldatenheim. Dort war früher die Wohnung des Gymnasialdirektors. Wie ich ins Vorzimmer trete, fällt mein Blick auf einen Spruch an der Wand mit der Überschrift „Hausordnung“. „Natürlich“, denke ich, „wo Deutsche sind, muß auch gleich eine Verordnung sein.“ und nachdem ich sie gelesen habe, „wenn doch alle Verordnungen so gemütlich wären!“

„Lieber Kamerad, bedenke,

Dies ist ein Heim und keine Schenke!“

Dann folgen allerlei Ermahnungen, nicht zu zanken, zu lärmten, umherzuspucken und dgl., und zum Schluß heißt es:

„Beachte dies alles ganz genau,

Sonst schreibe ichheim an deine Frau.“

Nun, ich kann schon jetzt verraten, wir haben das nie nötig gehabt, vielleicht wirkte schon die bloße Drohung. Ich wurde bei dieser Hausordnung wieder an den deutschen Ordnungssinn erinnert, der mir einmal besonders eindrücklich entgegentrat, als ich in einem halbzerstörten Dorf in Masuren in ein von Granaten schwer heimgekämpftes Gebäude trat, in dessen unbeschädigten Räumen Teile von Truppen untergebracht waren. Über dem Eingang stand groß und breit „Hier herrscht Ordnung.“ Und wenn man hineinrat, so war in seltsamem Gegensatz zu dem verwahrlosten Neuherren des Gebäudes inwendig doch alles so sauber und ordentlich, wie es in einer deutschen Kasernenstube Sitte ist. Ich weiß, wir fallen mit diesem Ordnungssinn den Völkern im Osten zunächst immer sehr auf die Nerven; aber ob sie nicht schließlich lernen, welche Wohltat darin liegt? Ob sie sich nicht erziehen lassen? Verschweigen darf man freilich nicht, daß die Ordnungsliebe auch manchmal ausarten kann und zu dem berühmten Bürokratismus sich entwickelt, der dann allerdings mit Recht abschreckend wirkt.

Es gibt freilich noch andere Gründe, die unsere deutsche Verwaltung in Polen und vielleicht auch in anderen besetzten Gebieten unbeliebt machen. Wie schön könnte man

früher, wenn man bei den russischen Behörden irgend etwas erreichen wollte, von dem untersten Beamten an sich in die Höhe rütteln! Es soll, wie Einheimische erzählen, ein förmlicher Tarif dafür bestanden haben, der mit dem Grad des Beamten immer stärker in die Höhe ging. Wie sicher erreichte man dann schließlich, was man wünschte! Jetzt aber ist auch die offenste Hand ohnmächtig gegen die deutsche Vorschrift, gegen die Gewissenhaftigkeit deutscher Beamenschulung.

Doch gehen wir in dem Soldatenheim aus dem Vorzimmer weiter. Das nächste ist als Musik- und Spielzimmer eingerichtet. Gleich linker Hand ein Klavier. Wie oft habe ich später Kameraden hereinkommen sehen, noch waffenbewehrt und tornisterbeschwert; ein Blick an das Klavier — und Waffe und Tornister fliegen an die Wand, der Feldgrau sitzt am Klavier und spielt die schönsten Melodien. Ein Kreis von Kameraden sammelt sich um ihn herum, und sie singen zusammen unsere schönen Volkslieder, Vaterlandslieder, auch geistliche Lieder, und können oft kein Ende finden. Da habe ich oft gedacht: „das deutsche ist doch das musikalischste Volk in der Welt.“

In der Mitte des Zimmers stehen viele kleine Tische mit Brettspielen darauf. Hier kann man sich unterhalten mit Dame und Mühle, auch mit Schach. Man kann sich einmal in Strategie und Taktik üben und Schlachten schlagen, ohne daß Blut fließt. An den Seitenwänden schöne bequeme Sofas. Wie oft habe ich namentlich nach der Mittagszeit hier Kameraden gesehen in süßem Schlummer ausgestreckt, ein Bild des Friedens im Kriegerkleid. Die ganze Einrichtung mutet überhaupt sehr behaglich an; ich finde sie fast üppig für ein solches Heim. Aber ich hörte später die Erklärung. Auf dem Bahnhof in Praga sind ganze Eisenbahnzüge voll Sachen, die den russischen Offizieren gehörten, erbeutet worden, sie konnten vor dem schnellen Einmarsch der Deutschen nicht mehr in Sicherheit gebracht werden. Da entschied dann der Kaiser: „Sie haben mir mein schönes Romantik in Ostpreußen so ausgeraubt, jetzt können diese Sachen der russischen Offiziere für die Kriegszeit leidweise den deutschen Soldaten in den Soldatenheimen dienen.“

An das Musik- und Spielzimmer schließt sich ein langer Gang, aus dem nach links mehrere Türen in weitere Heimräume führen, und aus dessen Fenstern man einen Blick hat auf das buntbewegte Großstadtleben der „neuen Welt“. Dieser Gang ist als Leseraum eingerichtet. Welch eine Erquickung für unsere Soldaten, die namentlich damals in dem großen Vormarsch von Gorlice-Tarnow aus unter MacLensen wochenlang keine deutsche Zeitung mehr gelesen hatten, wenn sie nun durchkamen, hier in Warschau sich einmal ordentlich wieder satt lesen zu können! Gegen 60 deutsche Zeitungen und Zeitschriften, vielleicht gar die Heimatzeitung darunter, dazu die reichen Schätze deutschen Geistes in der Heimbibliothek! Für die Besatzungsstruppen am Ort eine kostbare Gelegenheit, die dienstfreie Zeit oder auch die langweiligen Stunden in den Wachlokalen mit dem Lesen guter Bücher auszufüllen.

Und dann das Schreibzimmer, welche Gemütswerte stecken doch drin! Welch wohlthiende Stille und behagliche Wärme! Wie schwer war es oft für uns im engbelegten Kasernenzimmer gewesen! Die großen Strohsackstapel, die in der Ecke aufgeschichtet waren, wurden von müden Kameraden schon abends zwischen 7 und 8 Uhr auseinandergerissen, um mit ihnen den ganzen Fußboden zu belegen und das Nachtlager zu bereiten. Dann hatte man nicht mehr rechtes Auge zum Schreiben. Noch ungemütlicher war es im kalten Unterstand. Wenn wir die kleine Bohlentür, beiseitesetzten, dann kam nicht nur Licht in unsere unterirdische Höhle, sondern dann drang auch die ganze Winterkälte auf uns ein.

(Schluß folgt.)

## Feierliche Proklamation

des Dr. P. B. C. Graumann-Bülow

an alle Schuster-, Altfischer- und Pantoffelmacher-Innungen anno 1782.

(Fortsetzung von den Schuhen.)

Vorläufig habe ich alles das Unheil zu schildern gesucht, welches aus einer zu modischen Bekleidung der Füsse mit den Schuhen zu entstehen pflegt, und habe ich des Salzes bey dieser Gelegenheit nicht geschont, so wird man es mir um desto eher vergeben können, da alle die Dinge, die in das Gebiet der Mode gehören, sich nicht durch ernsthafte Betrachtungen und Lehren umändern, sondern nur durch Spott verdrängen lassen. Hilft hier nicht die Kunst, die Sachen von der pothirlichen Seite zu zeigen, so kann man sicher nichts ausrichten, und kann man sie nicht lächerlich machen, so begebe man sich alles Anspruchs, sie verbessern zu wollen. Mit einer ernsthaften Demonstration und mit vernünftigen Gründen untersteh ich mich wohl einen algemein angenommenen Satz in der Philosophie wankend, nicht aber den Damens Kopfputz um einen Zoll niedriger, oder eine Männerweste um einen Fingerbreit länger zu machen, sobald eine franzößische Acirice es für besser hält, so, und nicht anders vor dem pariser Parterre zu erscheinen.

Sieht man auf den Zweck der Schuhe, so ist er offenbar dieser, daß der Fuß dadurch gesichert und geschützt werden muß, daß er zu Bequemlichkeit des Ganges dienen, und daß sie der Empfindlichkeit des Fusses gegen das harte Steinpflaster abhelfen sollen. Eine solche Bedeckung, auf der also die ganze Schwere unsers Körpers ruhet, sollte doch wohl fest, dauerhaft und stark seyn. Mit diesen nöthigen Eigenschaften eines uns nützlichen Schuhs, vergleiche man nun die Form derselben, so wie sie jeder seine und süsse Herr tragen muß, um sich davon zu überzeugen, daß die Modegestalt gar nicht der Absicht entspricht. Ein feines dünnes Bläschchen, das allenfalls die ersten Tage durch noch einige Festigkeit hat, in kurzer Zeit sie aber ganz verliert, statt der Sohle; ein dünnes Leder, das nicht den geringsten äußerlichen Stoß abhält, von aussen; und damit auch nicht die Sohle zu sehen komme, ist sie noch überdem so schmal geschnitten, daß sie wenigstens um ein Drittheil zu kurz ist. Ich habe nichts dagegen, wenn man solche biegsame, papierne Schuhe mit auf den Tanzboden bringt, um sich desto besser auf den Zehen halten, und um desto leichter und schneller sich bewegen zu können, aber so wie man einen Unterschied in den Kleidungen macht, wenn man sich in eine Gesellschaft begibt, und wenn man über Land reiset, so sollte man doch auch die Bedeckungen der Füsse darnach umändern, ob man springen und hüpfen, oder ernsthaft und verständig gehen, ob man auf gewirten Brettern, oder auf einem unebenen Steinpflaster gehen muß. Im letzten Falle sollte man doch eine so feste Bekleidung wählen, die die Härte der Steine unschädlich mache, und die Unebenheiten des Pflasters unbemerkt bleibent ließ. Ich sage nichts von den Städten, wo für die Bequemlichkeit der Fußgänger so gut gesorgt ist, daß sich an den Seiten der Gassen behauene ebene Steine befinden, aber wie wenig Orte können sich solcher zierlichen Ordnung und Annehmlichkeit rühmen. An den mehrsten liegen die Steine uneben durch einander, sind um die längere Dauer zu befördern mit den Spalten in die Höhe gelehrt, und es befinden sich so viele Löcher und Vertiefungen in dem Pflaster, so oft es den Dämmern gefält zu schlegeln. Und nun auf solchem unebenem Pflaster geht man aus übertriebener Zierlichkeit mit Schuhen, die im Grunde nichts weiter als Socken vorstellen, und die gar nicht zum gehen gemacht

scheinen. Die nächsten Folgen einer solchen widersinnigen Tracht sind schnelle Ermüdung, Schmerz der Fußsohlen, brennen und unangenehme Empfindungen bei jedem unsichern Tritte, die entfernter sind Geschwüste, im Sommer Erhitzungen und Blasen, und endlich die bösen schwarzen Warzen, die sich an den Stellen zeigen, die vorzüglich von dem Drucke leiden, und daher besonders unter dem Ballen des grossen Zehen entstehen, die hernach aber so schmerhaft sind, wie sie schwer weggeschafft werden können. Wer den Ruhm eines vernünftigen Fußgängers erwerben will, der sorge dafür, daß eine derbe starke Sohle alle diese Unbequemlichkeiten von ihm entfernt halte. Es ist gewis die drolligste Figur, die ein Mensch machen kann, wenn er stets furchtsam niedertritt, nicht anders als wenn die Gasse mit Eiern besät wäre, die er zu zerren befürchtete, und wer will sich denn gerne für seine Mitbürger pothirlich machen? Hat man eine feste, derbe Sohle unter den Schuhen, so hat man nicht nöthig die Steine zu schonen, und die Füße zu tragen, als ob man sie lieber in der Westentasche stecken, wie darauf treten mögte. Man lasse auch die Sohlen der Schuhe nicht schmäler machen, wie die Fußsohlen sind, so wird man nicht leicht mit den Warzen geplagt seyn. Die Sohle des Schuhs, die nicht breit genug ist, drückt grade unter dem Ballen des grossen Zehen, worauf bey jedem Schritt das ganze Gewicht des Körpers ruht, und dieser Druck muß dergleichen widernatürliche Erscheinungen verursachen. Immer besser ich lasse von mir sagen, daß mein Fuß um einen halben Zoll zu breit ist, wie er der Mode, oder der Schönheitsregel nach seyn sollte, als daß man mir nachrufe, da geht ein Thor hin, der gerne den Leuten einbilden mögte, daß sein Fuß nur 4 Zoll breit ist, da er doch reichlich 5 Zoll hält. Denn damit man es nur weiß, trotz allen diesen Mitteln und Kunststücken ist es ein grosser Unterschied zwischen den Fuß, den die Natur schön gebildet hat, und zwischen einen solchen, dem der Schuster die Schönheit mit seinen schöpferischen Händen verleihten soll. Zu einem schönen Frauenzimmer-Schuh wird noch überdem erforderlich, daß die Sohle krum gebogen ist, welches gänzlich gegen die Natur ist, und daher unbequem seyn muß. Das Frauenzimmer hat eben eine solche grade, platte Fußsohle, wie die Männer, und sie wird nur durch die Kunst krum gebogen. Es kann nicht fehlen, eine solche widernatürliche Biegung muß dem Füsse zur Last seyn, ihm Schmerzen verursachen, und überdem auch noch den Gang unsicher machen.

Auf eben die Art, wie man den Schuh in der Breite zu verkleinern sucht, so trachtet man auch darnach, ihn in der Länge zu verkürzen. Wie viel Mühe kostet es nicht, ehe man den Fuß so sehr hineinzwingt, daß man das Hadsleder aufziehen kann, und muß man sich nicht je zuweilen wahrer Instrumente, und einer Art von Hebebaum bedienen, um mit diesem mühsamen Geschäft zu Stande zu kommen. Es ist dis nicht nur der Fall bey den Damen, als welchen solche Aufmerksamkeiten noch eher zu verzeihen wäre, sondern auch ein Männerfuß muß so abgekürzt werden, wenn er nicht häßlich seyn soll, und um nur nicht in den Verdacht zu kommen, daß die Natur einen Zoll zuviel an einem Theil angesezt habe, den sie weit schicklicher hätte kleiner machen können, so muß der Schuster die Natur, die wohl gewußt hat, daß es sich auf einem etwas langen Fuß sicherer und fester gehe, hofmeistern und verbessern. Die Pein, die ein so widersinniger Schnitt des Schuhs verursacht, muß unerhört groß seyn, da der ganze

Fuß dadurch seine natürliche Gestalt verliert. Die Zehen müssen sich biegen und krümmen, haben keine Freiheit sich auszudehnen, sondern werden so lange, wie der Fuß so eingeschränkt bleibt, in ihren Gelenken gebogen seyn. So mit gekrümmten Zehen und zurückgebogenen Rägeln ist die Käfe mit allen ihren Geschlechtsverwandten bestimt einherzugehen, nicht aber der Mensch, dessen ganze Schönheit und Festigkeit im Gange von dem Auftreten mit dem vollen Füsse abhängt, und wer will denn nun lieber einen thierischen Gang, statt des menschlichen annehmen, wer wie eine Käfe schleichen, da er wie ein Mensch stolz einher gehen kann? Die immerwährende Biegung der Zehen verursacht, daß sie eine völlig widernatürliche Lage annehmen, daß die Glieder krum stehen bleiben, daß sich auf den Gelenken und Knöcheln allerhand Auswüchse zeigen, ja selbst die Rägel umgebogen werden und ins Fleisch wachsen.

Nicht minder thörig ist, der lieben Mode wegen zugespitzte Schuhe zu tragen, die der guten Bildung und dem freien Gebrauch der Füsse mehr schaden, wie alle andere Fehler zusammen genommen. Unsere lieben Alten trugen breite, abgestutzte Schuhe mit starken Rappen, und noch ist man so vernünftig, den Soldaten eben solche Bekleidung der Füsse zu geben. Nun sehe man aber einen Berliner Damenschuh an, und prüfe, ob es möglich ist, daß der kleine Zehen darin Platz hat, und diese Spitze ist doch zum Futteral des Daumens am Füsse bestimmt. Sieht es nicht aus, als wenn die Schuhe Dolche sind, worauf sie alle Männerherzen spießen wollen, die ihnen in den Weg kommen? Wenigstens sollte man doch nach vorn zu die Schuhe rund machen lassen, wenn die Breite auch zu altmodisch scheint. Die Damen müssen uns in der That für sehr leichtgläubige Geschöpfe halten, wenn sie uns zu überreden gedenken, daß ihre Zehen so fein sind, um in einer solchen Spitze Raum genug zu finden. Die breiten starken Rappen dienen zur Bedeckung des Fusses, verhindern das Anstoßen an jeden etwas erhabenen Gegenstand, und sichern die Rägel für die äußerlichen Verlebungen, aber wozu dienen und nutzen die Spitz? Wie oft stößt nicht einer aus Unvorsicht mit den Zehen an einem Stein, und macht jämmerliche Grimassen, wird aber noch dazu von dem verhöhnt, dessen Schuh so fest und stark gemacht ist, daß er von solchen Zufällen nichts leidet. Es entsteht hieraus aber noch ein anderes wichtigeres Uebel. Sollen solche sehr zugespitzte Schuhe irgend eine proportionirte Gestalt haben, und nicht den ostjidischen Holzschuhen gleichen, so müssen sie nach vorn zu immer enger und enger werden, mithin an der Breite vorliehren, wo der Fuß nach seiner Bildung die meiste Freiheit verlangt. Man sehe auf einem neugemachten Schuh einen unbekleideten Fuß, und sehe um wie viel der Schuh über die Zehen zu schmal ist. Ein bequemer Schuh muß vorn rund seyn. Es jammert mir wirklich um den armen Fuß, der so gemishandelt und gepeinigt werden soll, und ihm selbst, wenn der Sitz der Seele in ihm wäre, würden Schweißtropfen, wie die Perlen, entfließen, wenn er an die bevorstehende Qual denkt. Aber die Mode will, und es ist dir nicht zu helfen armer Fuß. Du mußt in diesen Zwinger hinein. Deine Zehen müssen sich bequemen, müssen sich zusammen drängen, und über einander schieben, deine Rägel unter einander drücken, und sich selbst, in so guter Harmonie sie sonst stehen, wehe thun. Oft werden sie freilich wund und blutdürstig, aber das sind kostbare Ehrenbezeugungen für die Dame Mode, die sie mit dem größten Vergnügen erblickt. Hievon entstehen besonders die Hüneraugen, deren sich zuweilen an jedem Zehen eine Portion befindet, und das ist eine der Hauptursachen, die den Fuß zu allem Gange in der Folge umgeschickt machen, weil der große Zehen nicht ordentlich auftreten kann, und weil diese gedrückten Theile mit der Zeit sehr anschwellen und unformlich werden, ja weil zuweilen eine wahre Worte unter den Zehen entsteht.

Was soll ich aber von der Gewohnheit sagen, da man, anstatt auf seiner eigenen Fußsohle zu gehen, sich eine große Stelze unterlegen läßt, die die Höhe wohl um ein paar Zoll vermehrt, aber auch allen Theilen des Fusses Gewalt auftut. Nachgrade sind die Männer schuhe wieder herabgesunken, und haben sich der Natur mehr genähert, aber Sie, meine Damen, scheinen sich noch immer größer machen zu wollen, als Sie in der That sind. Um Sie nicht zu beleidigen, enthalte ich mich aller bitteren Anerkünfte, wozu ich hier eine so bequeme Gelegenheit hätte, und schildere blos die Nachtheile dieser Tracht. Je höher der Absatz ist, desto mehr wird die Last des ganzen Körpers beim stehen und gehen auf die Fußspitze gebracht. Bleibt der Fuß hinten etwas erhöhet, so ist die Last so ziemlich gleich vertheilt. Bei dieser sonderbaren Emporhebung des Absatzes hingegen tragen die Zehen allein. Je mehr nun der Absatz erhaben ist, desto unsicherer und fehlerhafter ist der Gang, desto leichter schlägt der Fuß um, und desto schneller ermüdet der Mensch, aber auch desto öfter ist er der Gefahr zu fallen ausgesetzt. Die Aerzte haben bemerkt, daß seit der Einführung der Stelzen weit mehr Verrenkungen der Fußgelenke zu heilen vorgenommen, und es ist ausgemacht, daß gegen einen Mann gewis zehn Frauenzimmer die Kniescheiben zerbrechen. Die Leichtigkeit des Ganges wird durch die unsicheren, unten zugespitzten Fortsätze des Schuhes erschwert, daher fallen solche Personen, die sich selbst erheben wollen, weit öfterer, und stossen weit häufiger mit den Zehen an. Der Fuß wird auch widernatürlich hiedurch nach vorwärts geschoben, die Zehen krümmen sich, und da der Druck des Körpers immerwährend auf die Rägel liegt, so werden solche zurückgeschoben, sie wachsen um, kehren sich nach unten, und drücken sich in das Fleisch hinein. Hieraus entstehen alle die Ungemälichkeit und schlimmen Zufälle, die wir so oft zu heilen bekommen, und unter denen die bösen Nagelgeschwüre die häufigsten sind. Dieser fortgesetzte Druck und Pressung auf die Glieder der Zehen ist so mächtig, daß sogar die Knochen zusammen wachsen und sich vereinigen, die sonst immer von einander getrennt sind, woraus denn am Ende das letzte und schlimmste entsteht, daß ist — daß der Mensch lahm wird. Der Badenmuskel, von dem die ganze Ausdehnung des Fusses abhängt, muß sich immer verkürzen, weil er bey den hohen Absätzen nie zum Ausdehnen kommt, und daher fängt er mit der Zeit an zu schmerzen, ja bey Frauenzimmern, die nicht zur Veränderung auf Socken gehen, sondern in die hohen Absätze so verliebt sind, daß sie sich gar nicht ohne dieselben antressen lassen, wird er zuletzt so verkürzt, daß sie gar nicht auf Socken gehen können. Alte Chirurgi, und besonders Andrb, haben schon bemerkt, daß Kinder, und vor andern junge Mägden, die hohe Absätze tragen, einen gekrümmten Rückgrad bekommen, weil sie, um die Schwere des Körpers zu erhalten, und nicht vorn über zu sinken, sich zu biegen pflegen. Für keinen ist aber die Gefahr von den hohen Absätzen größer wie bey schwangeren Frauenzimmern. Nicht nur daß alle vorigen Uebel auch hier eintreten, sondern es kommt noch hinzu, daß gar leicht hieraus schwere Geburten entstehen, und auch diese wird man doch wohl nicht der Mode zu gefallen, haben wollen. Solche Frauen müssen sich nach hinten biegen, um bey der Bürde ihres Körpers fest stehen zu können, dabei krümmen sich die Lendenwirbelbeine nach einwärts, und so geben die Gelegenheit zu der allen Hebammen bekannten Einseilung des Kinderkopfs. Auf unebenen Gassen sollte man billig, um recht bequem zu gehen, einen so hohen Absatz unter dem Schuh tragen, als die mehrsten Steine in die Höhe stehen. Diese Regel gilt aber nur für die Städte, wo das Pflaster so ziemlich gleich ist, nicht aber da, wo Löcher sich hin und wieder befinden, worin ein Huhn sich verbergen kann, denn da mögte oft ein Absatz von der Höhe eines

Quartiers nöthig seyn. Will man es noch besser machen, so lasse man auch eine proportionirte Unterlage unter den Beinen legen.

Schuhe umzuziehen ist ganz und gar übel und schlecht, weil der Schuh sich gleich nach dem Fuß bequemt, und nithin dem andern Füsse Gewalt geschieht. Da wo sonst nur der kleine Zehe ruhte, soll nun der Daum sich Platz suchen, das geht unmöglich ohne Beschwerde an. Billig sollte jeder Schuh besonders zum Füsse, und nicht beide über einen Leisten gemacht werden, da dis nun aber die Schuster selten verstehen, so muß man doch dem Füsse den Schuh lassen, den er sich selbst einigermassen nach seiner Gestalt gesormt hat. Man gehe lieber den Schuh schief, und wenn man nur ordentlich auf die Füsse treten kann, so wird auch dis nichts zu sagen haben, als daß man ihn

mittelst des andern Fusses wieder grade pressen will. Es ist lächerlich die Schuhe gleich zu machen, da die Gestalt der beiden Füsse nicht dieselbe ist.

Jeder Schuster muß den Schuh wenigstens um einen halben Zoll länger machen, als wie die Länge des Fusses beträgt, wenn er das Maß nimmt, denn bey dem Zunessen der Schuhe befindet sich der Fuß in Ruhe, und wenn er hernach antritt, so dehnt er sich noch um so viel aus, und daher hat ein Fuß, der sich bewegt, nicht in dem Schuh Raum, in dem der ruhige Fuß sich gut befindet.

Berachtet diese Anmerkungen nicht ihr Schuster, bleibt nicht bey eurer alten Gewohnheit, thut unsren Füßen nicht ferner Gewalt an, euer Nutzen selbst hängt davon ab, da gewis der unter euch, der diese Fehler vermeidet, seine Handwerksschule stets mit neuen Kunden erfüllt sehe wird.

## Der Bauer und der Teufel

Elsriede Wendler.

In alten Zeiten lebte in Groß-Methling einmal ein Bauer, der im ganzen Dorf und darüber hinaus wegen seines Geizes bekannt war. Für die Armen hatte er nie etwas übrig und seine Hofsleute mußten schwer arbeiten und bekamen schmale Kost und largen Lohn dafür. Nur viel Geld aufzuspeichern war sein Ziel und nur an den höchsten Zahler verlorste er seine Ernten, ganz gleich woher er kam. Einmal, an einem Pfingstmorgen, alle Dorfleute waren ins Gotteshaus gegangen, da ging der Geizhals ins Feld hinaus, betrachtete seinen Acker und rechnete aus, wieviel harte Taler ihm die Ernte wohl einbringen würde. Da kam auf der Landstraße ein flottes Gefährt angesfahren, mit hochbäumenden schwarzen Rossen bespannt und hielt vor dem Bauer. Der Fahrer, ein großer Mann mit wehendem roten Mantel trat auf ihn zu. „Kann ich die Ernte kaufen, Bauer,“ fragte er, „ich zahle den doppelten Preis.“ „Wenn das Euer Ernst ist, Herr, sollt Ihr sie gewiß haben,“ war des Bauern Antwort, „kommt nur mit in mein Haus, da können wir den Handel genau besprechen.“ Als sie auf den Bauernhof kamen, slogen alle Hühner und Enten mit grossem Geschrei davon, der Hohhund knurrte und heulte, die Kühe brüllten im Stall. „Ein solcher Gast muß nobel bewirtet werden,“ dachte der Bauer,

und ließ Schinken und Wurst, Eier und Speck auftragen, dazu Krüge mit kräftigem Bier. Der Fremde ließ sich nicht nötigen, ab und trank unersättlich und neckte mit ungebührlichen Worten die aufwartende Magd. Dabei entfiel dem Mädchen ein Glas und ging in Scherben und sie bückte sich, um die Scherben aufzulegen; da sah sie zu ihrem Schrecken, daß der Gast einen Pferdefuß und einen Hühnerfuß hatte und schnell erzählte sie es der Bäuerin. „Der Teufel selber ist's,“ sagte diese und da sie eine fromme Frau war, schickte sie schnell zum Pfarrer und bat ihn zu kommen. Wie sich der Teufel das reiche Mal so recht schmecken ließ, trat plötzlich der Geistliche ins Zimmer, im Ornat und mit der Bibel in der Hand. Hei was bekam der Böse da für einen Schreck! Er flüchtete hinter einen großen Schrank und bat immerzu: „Erbarmt Euch doch und lasst mich aus.“ „Fahre geschwind zur Hölle, du unsauberer Bursche,“ sagte da der Pfarrer und öffnete weit alle Fenster. Da brach ein gewaltiger Sturm los, dicke Nebel umbrandeten das Haus und als alles wieder ruhig war, war der Teufel verschwunden. Bitternd an allen Gliedern saß der geizige Bauer da; immer wieder dankte er dem Pastor für seine Hilfe. Er ist seitdem ein frommer Mann geworden und ein Helfer für die Notleidenden.

## Jungsstreiche

Kori Puls.

„Wat ich seggen wull, Paul —“. „Dat weit ist nich, Franz.“ „Nee, weit ist oewer — mi joelt dat so ünnert Rückgrat —.“ „Un mi kribbelt dat in 'e Fingern, man wohen dormit?“ „Ja, dat is oewer Middag. Dei Inspektor liggt up'n Swiegstall mi slöppi, Swien-Gust uhlst et; dei Soegen liggen in dei Bucht ünner dei Eisen, achtern Wirtschaftsslaten —.“ „Ja, dat's noch wat! Up'e Soegen rieden! Los, Franz, hen!“ Un in'n Zuckeldraw scheistern dei beiden Dwasdriewers von Jöhre twölf achter dei Schünen lanl nah dei grot Soegenbuchi an den Gaudshos hen.

Eins — zwei — drei — hett jeder sien „Nietpird“ tau saten, jupp! sünd sei rup, an dei langen Bösten saten sei sich wiß, un in'n Swiensgalopp geiht dat mit val Grunz poormal rund üm dei Bucht rüm. Bät Franz — hei is 'n großen Slucker — sien Soeg mäud is un Paul ranfallen ded. „Wesseln!“ ranpen sei, voor Sprüng'n, ein Griff, un dei Ridd geiht von frischen. Un denn of noch

dat drüdd Mal. Uennerdessen sünd de ollen Beister so wild worden, sei willen sick dat viert Mal nich-recht förn laten. Lopen ümmer weg. Dei Jungs löppt dei Sweit lanl Bäcken un Puckel, un dei Soegen ilschien un jichern wecker weit wo dull. „Mäud malen!“ seggt Paul, un sagt von frischen mang dei Hand. Dunn röpi mit mal ne Stimme: „Läume, dat segg ic oewer Herrn Plogmann!“ Franz schuft sic üm: Dunn is't dei dick Mansell Johanna, dei ehr von ehr Kammerfinster ut belueri hett. „Weg!“ röppt Franz; poor Säb, un roever sünd sei oewer dei Planzen.

As sei nah Hus kamen taum Beisper — beid' ehr Oellern sünd Daglöhners — Dunn is all Bescheid von den Inspektor Plogmann dor, sei müggten sick Kloß 6 mal bi em mellen. Franz nah Paul hen. „Wat maken wi blot dorbi?“ „Wi gahn hen.“ „Dit ghwort 'n natt Jöhr.“ „Di joelte jo ok dei Südwesten.“ „Un di dei Fingern.“ „Dat ward dor ok nich bänder mit!“ „Ra, denn man tau.“ „Un du geiht

vörtau, Franz, du büst dei gröttst un müßt em betüstigen.“ „Ich mit mien kaputten Schaub, wo vörn dei grot Jochen so lang rutkiesen ded?“ „O, dei ward swart maßt, mit Dint, du, denn föllt dat nich up.“ „Na ja, hen müttten wi jo denn man tau.“

Inspektor Plogmann sitt in sien Stuuv un liest noch dat Blatt dörch. Hei smölt gemütlich ne Sünndagszigarr un is gaud bi Kopp. Dunn melst em Johanna „Dei Jungs sind hier.“ „Denn lat dei Soegenrieders mal herkamen.“ Franz vörtau, Paul achteran, so kamen sei rin. Hoor will verschaten, Backen klüftig-rot, gesunne Klör, un de Schelm mit bätten Angst grient ehr ut dei blagen Ogen. „Na, ji Slöpendriewers!“ röppt Plogmann ehr in dei Möt, „nu mütt ic mi mal furtis 'n Schacht kriegen —!“ „Nee, blot nich, blot nich, Herr Inspektor, wi hewn jo nix maßt, gor nix maßt — —.“ Verdattert steiht dei lang'n Franz vör em, un achter em Paul. „Nix maßt? Dei Wirtschafterin hett mi' vertellt!“ „Dei — dei — dei —“, verlägen wackelt Franz mit den swarten Grotjochen up un dal. Dit föllt Plogmann up, un hell mütt hei uplachen. „Nee, wat sünd ji för Laudaren. Wenn ji man so dächtig int Läwen warden as nu int Nieden, denn warden ji mal voor prächtigen Kirls!“ Hei denkt an sien Kinnerfied, dat ol mit Swierrieden, Häubnertasten, Fahlensbändigen vergolst ward, un tain Körnus bewin em son Knäp nich maßt.

Dit lustig Lachen faten dei Jungs as ein gaud Leiken up, dreihn sicl üm, un weg sünd sei.

Up den Gang löppt ehr Johanna in dei Möt. „Nu hett' woll weck lankt Schier gäwen!“ höhnt sei. „Olle Speckwanz!“ schimpt Franz; „Wandlus“, höhnt Paul, un denn rut.

Abends klock eswen stahn dei beiden wedder achter dei Schün un ratslahn, woans un woso, un dat woht wedder nich lang'n, sünd sei sicl einig. „Dewer dei Wein mit Mülfestt inölen, dei Dickwanz is kumpabel un kümmt achter

an!“ „Wenn man, Franz, denn ward dei Knäp irst Spaß maken!“

Sei weiten genau, wo Johanna slapen ded. Sei weiten ol, dat Johanna an'n Sünndag bätten taugänglich is, wenn ein nich gor tau früdlich is, denn sei is middewiel nah 'n Snieder ran, un dei Stankheit un Schönheit hett sei lang'n ünnerwägens laten. Allens wübbelt un wabbelst an ehr von Speck un Fett, man Kraasch soll sei liekers noch hevn, un ol ganz gaud tau Bein sien. Dewer Jungs, na, gegen voor gesunnen Landjungens kümmt ne olle Backbier doch nich an.

Franz as dei gröttst mit sienem Badder sienem Haut up mit'n swarten Snurrbort — 'n anmalten natürlich — ünner dei Näs' kloppt ant Finster: „Hanna!“ „Ja?“ „Mal mal up.“ „Wecker is dor?“ „Id.“ Binnen rögt sicl wat. Dei Treckgardon rutscht an dei Sied, dat Finster geiht open — hstht! slutschen zwei Hännen vull Möllersand ehr int Gesicht, un denn rückt dei Bengels ut. Johanna, so as sei is — Tied is nich tau verliern — so rut ut' Finster un achter den einen in. Paul fägt feldin, un dei Mansell mütt bald ümkührn. Mit Zutern un Zolern geiht sei trügg, wieder nix an'n Liero as ein Hemd un ne Nachjael. Mit ehr dicken Arms stütt' sei sicl up' Finsterbrett, wucht' sicl hoch, un will grad in dei Kamer ünnerdüfern — scht! seggt dat, un ehr platscht ne Mat vull koll Wader ünnert Hemd. Höhnsch Lachen achteran. „Satan!“ zischt dei Koelsch un achter Franz in. Jejajeja, dei is all son twintig Meter vörtau, is nich intauhalen. Sei trügg, un as sei sicl wedder hochwuchten ded nah dat Finster rin, steiht Paul mit ne olle Bleekdos' vull Water prat. So geiht dat ne ganze Tied. Bät dei Mansell sicl öllig mäud römtt hett un awlählt is. Dunn mit nen lechten Guß verswinnt sei, ritt den Vörhang vör un — is för ümmer von ne Nachtpartie kuriert.

Un dei Jungs lachen, lachen, lachen!  
Ja, giw sicl einer mit Jungs aw!

## Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

„Ich sehg em recht gaud, aewer hei deer so, as wenn hei mi nich kennen deer un güng mi stir vörbi, so dichting as Du nu bi mi sittst. To dei Kinddöp, dacht ic, möft ic em ol insladen, un Pasterstanten meint dat ol, wil hei doch Din ol Fründ is. Hei hett nich tauseggt un nich asseggt, man kamen is hei nich. Un denn hett ol Dokter Larssen sin Fru, mit dei ic dörch Tanten bikannt bin, vertellt, wat hei ümmer in Melani'n sin Randiteri sitt, un wat hei dor 's Abens mit dei Offziers 'n hoges Spill spält, un wat dor Austeren un Schampanjer un männigmal ol dei Theaterprinzessen mit achterher herhol'n möten.“

„Ja, dit sünd mi jo snurrige Geschichten: dor möt ic mi doch ens nah ümjeihin.“ Ich söcht mi also den Musche Nüdlich up, kün em aewer nich to Hus drapen, sin Wirt sär, vör klock zwei keem hei nie nich nachts to Hus, männigmal aewerst ol gor nich, un dei Wiet wir hei em of all fid zwei Maand schüllig bläben. Ich schreew em also 'n lütt Billjet, wo ic em recht dütsch an sien Handslag vermahnen deer, kreeg ol den neggsten Dag dei Antwort. Dei Antwort hett sicl mit glänzige Baußstabben in minen Kopp inbrennt.

„Mein lieber Heuer,“ schreew hei, „es ist immer hübsch wenn Leute Geld haben, und geneigt sind anderen mitzuteilen, die unglücklicherweise leins haben. Die gesellschaftlichen Zustände werden dadurch nicht nur in etwas ausgeglichen, sondern auch gemütlicher. Wollen erstere aber

lechteren gegenüber aus solchen noch dazu unerbetenen Mitteilungen Anwartschaft auf eventuelle Auslehrung herleiten und spielen solche Anwartschaft mit abgestandener Moral, dann sind sie bestens Wucherer und verdienen nicht bezahlt zu werden. Ich habe augenblicklich kein Geld, nehme auch bisher kaum soviel ein, als ich für meine Person brauche, sonst würde ich Ihnen recht gerne dienen. Sie wollen sich also besserer Seiten getrostet, und wenn Sie das nicht können, beherzigen Sie den Grundsatz, obwohl die Ansichten darüber geteilt sein werden — nie etwas Gutes zu tun, damit Ihnen nichts Böses widerfahre. Ergebenst Schwank.“

Ich kann woll seggen, dat mi dei Verlust van minen Posten un min Kapital bi Masselten bläurig an dat Mager güng, äwer as ic dissems emsamten Breif läst har, dor fühlst ic, wo mi dei Gall aewersep un bät in dei lehnen Hörspihen rup steeg.

Ich bin aewerst wie nich dei Mann wäst, 'n Spill as verloren hentosmiten, ire dat ganz to En'n spält is. Noch den fülstigen Abend nah dat Theater söcht ic em bi Melani'n up. Hei wir ol richtig dor un seet dor mank sin vörnämen Kupans un har 'ne Buddel Eliquot vör sicl. Hei versarwt sicl 'n bätten, as hei mi sehg. Ich güng grar' up em tau un seef em so fast an, dat hei dei Ogen wedder so dicht tosamenknap, dat van dat Witt ol sein Spir to sehn wir. „Hest Du dissems Breif schräben, Gust? Un dat Slußwurd is ol van Di? Tue Niemand Gutes, damit Dir kein Böses widerfahre?“

Hei lär sic in'n Stahl achteraewer un stret sic gelaten  
sinen Snurrbort, wagt aewerst nich mi anokiten. „Dei  
Grundsat is also ol van Di?“ röp ic. Hei rögt sic nich,  
hei har sein Wedderwurd, aewer sin witte Stirn ünner  
dat swarte fruse Hor wör rod as'n Dackstein. „Na, denn  
will ic Di man seggen, wat Du 'n emsamien Lusangel  
büst. Ic näm hier dei Herren to Tügen, dat ic Di dat  
ünner Din schuftige Näs seggt heww un Du dat hest hen-  
nämen möht, ahu dor wat wedder to hewwen. Un mi  
fall dat recht sin, Kärnalje, wenn Du up'n Mezzhümpel  
krepirst um dei Prachervagt Di dorvan mal ens up 'e  
Schwör wegloren un in der Kirchhoffed as'n dorigen  
Hund inppuren deih.“ Dörmit güng ic. Dei Gesellschaft,  
dei dor seet, seet mi as verbahst an. In 'e Dör seel ic mi  
noch mal nah Swanken üm. Dei har sic nu nah einen van  
dei Leutnantis heubög, um ic lünn ganz düttlich seihn, wo  
hei sic grünen deer, un wat hei mit sinen Finger 'n Krüz  
aewer sin Stirn malen deer, as wenn hei dormit andüden  
wol, dat ic nich recht richtig ünner min Dack wir. Frst as  
ic buten wir, föl mi dat in, wat ic in min lakende Wut  
plattdütsch statt swedisch to Swanken spraken har, un dat  
somit woll kein van sin Kumpans mi verstahn har, as ic  
dat woll har. Na, schart nich, dacht ic. Swank hett dat  
wenigstens verstahn. Ic slöp dei Nacht tom ersten Mal  
fir schön, nahdem ic mi utspralen har. Dei Gall güng all  
in dei natürliche Richtung, dei sei gahn lünn, van mi  
as, denn ic heww hüt un dißen Dag noch 'ne gesunne  
Mag. Min Kopp wir wedder flor. Dat is 'n slichten Bom,  
dei up den ersten Slag fölt, dacht ic, föt Lotting an 'n Kopp  
un smacht er einen an as Hinrich vörhen sin Miting. „Ic  
will Di wat seggen,“ sär ic to er. „Wi gahn nu nah Ro-  
stock. Dei Schäpfohrt is wedder fri, ic ward dor Sett-  
schipper, un wenn dat nich will, sohr ic wedder as Stür-  
mann. Hungern saft Du nich, Lotting, so lang ic snacken  
heww, un wenn ic Holt haugen möt.“

Na, 'n por Klapperschull'n har'n wi, dat wir aewerst  
nich van Bidürung. Lotting har noch föstig Daler van  
dat Geld aewer, wat ic er trügglei, as ic nah Cadix un  
Barcelona güng. Ic möht twors noch einen feinen gülßen  
Chronometer mit ne Repetitschon, den ic in Havanna in  
dei Aufschon van 'n Englänner, dei dor an den gälen Fa-  
tob storben wir, köfft har, un dei sifuniwintig Pund  
ünner Bräuder wirt wir, för föstein Pund ünner dei  
Hand an 'n Achem Machichum Machema wegslahn, aewer-  
sten dat hülp nich.

So makten wi uns denn llor, Lotting, dei Jung un  
ic. 'ne paßliche Gelägenheit lünn ic in Eßnür, un nah  
drei Dag' löpen wi Wärnumün'n Haben bürmen. Min  
Swester Stining lünn grar' vör 'e Dör, as wi dei Wo-  
krenterstrat rup treckt lemen, un schreng: „Herr Jeses Got-  
tes Sohn, dat is jo woll uns' Martin?“ Un min Swester  
Mining, — Jung beiden Tantens, Gott heww sei bei' seelig,  
— har dat in 'e Kael hürt, wo sei grar' Pannkauen  
backt, un har sic so versirt, dat sei den Pannkauen, den  
sei grar' kiren wol, in't Fürre smet. Sei freugten sic aewer  
as lütte Kinner, as sei mi gesund nah 'so völ Jöhrn  
wedder sehgen, un har'n so völ tau flachnen un bisten  
sic Lotting van ünnen un baben, un knepen Di so fründ-  
lich in 'e Backen, Hans, dat Du wedder mal as 'n lütten  
Hund günsen möht. Min ol Backer lünn aewerst nig  
seggen, dei lalst man noch unverständlich, denn den ol'n  
Mann har dei Slag all vör Jöhr un Dag lahm leggt;  
aewerst mit 'e Ogen sprökl hei ol so verständlich as dei  
Preister up 'e Kanzel. Mit 'n Kopp nicht hei ümmer tau,  
mit sin gesunn'n Hand stralt hei Lotting in enzen tau  
aewer dei Backen un dat Flaschbor, un as ic Di em nah  
dat Kanape rup langen deer, dunn löpen em dei helligen  
Tranen aewer dei Backen, un Lotting küßt sei em as. Na,  
nah noch nich viertein'n Dag' wir dei ol Herr sanft un

seelig instapen. Wi begröben em un biturkten em, möhten  
uns aewer doch seggen, dat dei leiw Herrgott gnädig  
gegen em wäst wir, denn hei wir sic all sülben to Last.  
Stining un Mining weinten völ, aewersten sei föien sich  
doch ol achterher, un dortau drögen Lotting un Du, Hahs,  
nich wenig bi.

Dei Ol har nich völ nahlaten, as dat aewer all tohopen  
leem, wiren dat doch för jeden van uns drei achtelnunnert  
Daler Drüttel. Un dor sprökl ic denn mit Schäpsbumeister  
Ramm, un dei „Agamemnon“ wör up den Stapel sett'.  
Min Swestern geben mi er bätten unupgeförrert to Hülp,  
Diekmann un Cornelsen wiren min Korrespondentreeders.  
Dei Brigg wör up vierleinundachthunnert Daler Drüttel  
veranslagt un verakkordirt, fir un fariq, un föl nägen-  
tig Kommerzlast drägen. Dat wir dunniaumal 'n grotes  
Fohrtüg. Obchons dat Geld nah dei Kriegsjahren fir  
knapp wir, bröcht ic dei Partien doch richtig all an 'n  
Mann, blot dei letzten vir Birundsößtigstel, dor bleew  
ic mit haken. Na, dat wir fatal. Denn wenn 'n Schipp  
flor warden fall, denn sünd dat allein dei Reeders, dei dat  
flor malen laeren. Nu wir dor in dei Tid 'n Algend in  
dei Stadt, dei ol min Schaulumpen bi Rollen mit Swan-  
ken tosam wäst wir, un den wi Jungs „Möpper“ binäumt  
harn, un den ic dorher of Algend Möpper nennen will.  
Dei röp mi vör Gastgäwer Kaelerten sin Dör an, wo nu  
dei „Tünn“ is. „Hör mal, lieber Martin, ich höre, daß Du  
Dir eine Brigg bau'ft und noch einige Partien nicht unter-  
gebracht hast; Du tuft mir den Gefallen und überläßt die  
mir. Wie viel sind es doch?“ „Vir, Möpper,“  
sär ic. „Ach, nicht mehr? Und die kosten?“ „Zwei-  
hunnert Daler dat Part,“ sär ic. „Nicht mehr?“ Ach, das  
ist ja eine Bagatelle. Macht mir 'ne wahre Freude, Dir  
dienen zu können; hätte früher gewußt, hätte mehr ge-  
zeichnet. Komm morgen mir auf mein Komitor, da will  
ich zeichnet.“ Wän wir froher as ic. Möpper teifend, un  
dat güng los. Ic sett' dor 'n mächtigen Dribentil achter.  
As aewer dat irs Quartal intahlt warden föl, wän dor  
nich bitahlen deer, dat wir min leiw Agent Möpper. As  
ic bi em vörspörl wägen dat Geld, sär hei: „Ach, mein  
Junge, das macht nichts. Ich bin zur Zeit stark liert mit  
Hamburg, das macht aber nichts, ich zahle Dir den Zins-  
verlust.“

Tonegst lünn ic dat noch decken, ol noch dat zweit un  
dat drürr, wenn dat sin möht, aewerst wenn dat vint un  
lezt Quartal keem, wo dat denn warden föl, dat wüht ic  
nich. Richtig taht hei ol dat zweit Quartal nich in. „Ach,  
mein lieber Junge, ich bin stark mit Amsterdam liert, aber  
das macht nichts, das macht nichts. Du hast ja noch Del-  
fung, zahle Du nur, ich decke den Zinsverlust.“

„Ne,“ sär ic, „Möpper,“ so hewwt wi nich spaßt. Min  
Geld möt ic hemm'm. Achthunnert Daler maegen för Di  
'ne Paggadell sin, sör mi sünd sei dat nich, ic kam dor-  
dorch üm min eigen Deckung, un dat lezt Manleang is  
dar stümmt.“ „Dein will ich Dir was sagen, mein Junge,  
das macht nichts, das macht nichts; denn geb ich Dir einen  
Wechsel auf mich auf das lezte Quartal, nächstens Johannis  
fällig. Da laufen bei mir 8000 Daler ein aus Amsterdam,  
von Buddel un ter Pegelen Indossernt, die ich dann auf  
Hamburg abgebe, und die wir hier durch Makler Howis  
vermitteln. Siehst Du, mein Junge, Du gehst zu Hofrat  
Brümmer und leihst Dir die 800 Daler auf Wechsel bis  
Johannis auf. Siehst Du, mein Junge, das macht nichts.  
Zinsen zahle ich. Wenn ich nach Hamburg reisen möchte,  
täte ich es Dir zu Gefallen, aber das leidet meine kaufmän-  
nische Reputation nicht. Siehst Du, mein Junge. Also  
Martin, Brümmer ist die Lösung.“

(Fortsetzung folgt.)

# 1325 Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bild, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 6. November 1938

Nr. 11

## Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg  
„Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Schluß.)

Wir bekamen bald steife Finger, die Briefe nach Hause wurden kürzer als man wollte, und die zu Hause wollen doch gern möglichst ausführlich hören, damit sie wirklich mitleben können. Wie ganz anders läßt sich die Verbindung mit der Heimat pflegen, wenn man solchen schönen behaglichen Raum dazu hat, wie das Schreibzimmer eines deutschen Soldatenheims.

Doch das Hauptinteresse gilt den beiden letzten Räumen, den Speisezimmern. Welch eine Fülle um die Essenszeiten! Hinter den Stühlen stehen vielfach schon Kameraden, die sie festhalten, um sich einen Platz zu sichern, sobald der Vorgänger abgeessen hat. Aber der bestellt dann vielleicht nach dem ersten ein zweites Essen, oder wie ich es einmal erlebte, drei warme Abendessen hintereinander. Und das will etwas heißen bei den gehäuften Portionen, die es gibt. Auf den langen Etappenwegen, die gerade erst in Ordnung gebracht waren und auf denen die Bahnen noch sehr langsam fuhren, war die Verpflegung noch schwierig, und manchmal war Schmalhans Küchenmeister. Wie schön, wenn man sich jetzt im Soldatenheim einmal ordentlich wieder fett essen konnte! Freilich, seit jener Zeit ist es auch in der Beziehung knapper geworden, und die Nationierung ist bis in die Soldatenheime gedrungen. Mehrere Teller hintereinander kann man nicht mehr bekommen.

Es war klar, daß bei solchem Andrang ein Heim für die Bedürfnisse nicht genügte. Wir gründeten ein zweites im Süden der Stadt, an der Szucha-Allee, in den herrlichen Räumen eines ehemaligen Offizierkasinos. Es reichte noch nicht. In den Räumen des Gymnasiums wurde eine Treppe höher nach dem Auszug der Württemberger Landstürmer ein drittes Heim eingerichtet und endlich im November drüber in Praga, in der Wohnung des früheren russischen Popen, ein viertes Heim. Nun war wohl dem Bedürfnis einigermaßen genügt. Der Besuch in diesen vier Heimen stieg bald so sehr, daß trotz der billigen Preise, die den Soldaten für Essen und Trinken berechnet wurden, der Jahresumsatz schon im nächsten Jahr

fast 1 000 000 Mark erreichte. Doch so groß unsere Freude auch war, daß wir dem Soldatenmägen mit deutscher Rübe eine rechte Erquickung und Abwechslung bereiten konnten, dieser Teil der Arbeit war nicht der wichtigste.

\*

Unser großer Fichte hat einmal gesagt: „Die deutschen Siege werden mit dem deutschen Gemüt erfochten.“ Nun, dann muß das Gemüt auch Nahrung haben. Diese zu bieten, das ist die zweite wichtige Aufgabe der Soldatenheime. Sie erfüllen sie bis zu einem gewissen Grade ja schon durch die Behaglichkeit und Gemütllichkeit eines deutschen Heims. Welch ein Unterschied ist es, ob unsere Feldgrauen angewiesen sind auf die dreckigen polnischen und jüdischen Kneipen, in denen ihrem Geldbeutel nicht nur das Dreifache abgefordert wird, sondern wo die Verführung oft in frechster Form an sie herantritt, oder ob sie ein sauberes Heim finden, in dem eine reine Luft weht. Und dann der Schmuck an der Wand: Deutsche Berge und Burgen, deutsche Wälder und Felder, deutsche Ströme und Seen, deutsche Frauen und Kinder, deutsche Fürsten und Helden, wie grüßt das alles durch des Künstlers Hand und zieht die Gedanken heim ins Vaterland! Wie oft habe ich vor manchen der schönen Wandsprüche Kameraden stehen sehen. Einer zog sein Notizbuch aus der Tasche und sagte: „Dies ist doch zu schön, dies will ich mir mal abschreiben.“ Aber wer kann ein deutsches Heim sich denken ohne den Einfluß der deutschen Frau, die die vier Wände einer Wohnung erst wirklich zu einem Heim zu machen versteht, mit ihrer unbewußt veredelnden, stützenden, erziehenden Wirkung? Draußen lebt man meist nur unter lauter Männern. Da wird der Ton leicht hart und stoßend, das Wesen rauher; wie wertvoll, wenn man dann neben den oft minderwertigen Frauen und Mädchen im besetzten Gebiet in einem deutschen Soldatenheim wieder eine deutsche Frau oder ein deutsches Mädchen sieht, das hier als Soldaten-schwester ihren Dienst tut. Mir sagte die Dame, die mit mir im Warschauer Heim zusammen waltete, eines Tages: „Heute schaute ein Soldat mich so auffallend lange an, daß ich ihn schließlich fragte: „Warum gucken Sie mich denn

immerfort an?" Da antwortete er: "Ich muß immer an meine Mutter denken." Ich dachte an Matthias Claudius' schönes Wort: „Tue keinem Mädchen Leides und denke daran, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist!" Wo deutsche Frauen dort draußen in Soldatenheimen in rechtem Geiste in der Arbeit stehen, da wirken sie durch ihre bloße Erscheinung, auch wenn die Heime, wie manche, nichts weiter sind, als Erfrischungs- und Lesehallen und Verkaufsstätten für die notwendigsten Bedürfnisse der Soldaten. Diese Heime sind auch dann nicht gering zu werten, sie helfen bewahren in allen den besonderen Versuchungen des Giapponelebens. Wir aber suchten mehr zu bieten.

Jeden Abend ging einer unserer Mitarbeiter durch alle Räume mit einer Klingel bewaffnet. Wir nannten ihn den Bimmel-Bolle. In Berlin Klingelt es ja auch, wenn Bolle die Milch bringt. Er machte dann die Vorträge bekannt, mit denen ich schließlich jeden Abend besetzen konnte, dank der freundlichen Mitarbeit der verschiedensten Kräfte. Zum Teil waren es rein belehrende Vorträge, namentlich geschichtliche Thematik waren sehr beliebt, z. B. „Die Geschichte Polens in ihren Grundzügen“ oder „Die Hohenzollern und ihr Werk“ oder aus grauer Vergangenheit deutscher Heldenfage: „Die Geschichte von den Nibelungen“. Ein Theologe im Leutnantssrock und ein Schulrat aus der deutschen Verwaltung in Warschau waren die Vortragenden. Ein Meteorologe von der dortigen meteorologischen Station hielt uns Vorträge über den „Wetterdienst im Kriege“, „Wie entsteht Wetter und Wind?“ und dergleichen, dabei mit Kreide auf einer großen schwarzen Tafel alles erläuternd, bis wir schließlich beinahe selbst das Wetter prophezeien konnten. Ein Herr vom Roten Kreuz, im Zivilleben Fabrikant, hielt uns Vorträge über den Wirtschaftskrieg mit England, über Handel und Zollpolitik, über Geld und Kredit im Kriege. Und wenn auch manche meinten „Geld haben wir nicht, Kredit haben wir auch nicht, was sollen wir da hingehen“, sie kamen doch, und Abend für Abend war die große schöne Aula, in der früher die russischen Schulbuben saßen, gefüllt mit deutschen Soldaten; und wo früher in reichverschnörkelten Räumen die Bilder vom Zaren und von der Zarin hingen, da hängen jetzt unser Kaiser und Hindenburg. Ich habe oft gestaunt, über den Wissensdurst und Bildungshunger des deutschen Soldaten. Absichtlich suchten wir nicht nur immer Neues und Neuestes zu bieten. Wir veranstalteten z. B. Dichterabende, in denen wir wieder einmal Schillers Lied von der Glocke und seine herrlichen Balladen hörten; an zwei Abenden wurde Goethes Faust behandelt, und ich war verwundert, wie viele aufmerksame Zuhörer den nicht immer leichten Gedankengängen folgten.

Neben den mehr belehrenden Vorträgen hatten wir rein unterhaltende, die uns in das Gebiet der Kunst und des Humors führten. Gute Della-mationen fanden immer Beifall, und Musik war immer willkommen: Ein Kamerad sang Lieder zur Laute. Einmal führten wir sogar ein Melodrama auf: „Enoch Arden“ mit Hilfe einer Künstlerin, die manchen Abend durch ihre Della-mationen in Poesie und Prosa verschonte und den Reichtum deutschen Geisteslebens zu uns sprechen ließ.

Den Humor vertrat besonders oft Fritz Reuter. Wie gern las ich von diesem meinem Landsmann vor, und wie freute ich mich, wenn unter den reinen Strahlen seines lästlichen Humors manche gespannte Miene sich löste, manch sorgenvolles Gesicht sich aufheiterte und schließlich ein herzhaftes Lachen durch die Reihen ging. Unter den vielen schweren Eindrücken da draußen braucht der Soldat der gleichen als eine Ablenkung, eine innere Erfrischung, ein Hineingeführtwerden in eine andere Welt, wo einmal nichts vom Krieg und seinen Schrecken zu spüren ist.

Aber wir haben uns auch oft direkt mit dem Kriege beschäftigt: wir haben die Kriegslage miteinander betrachtet und besprochen. Auch das hat seinen Wert. So mancher braucht Ermutigung, wenn er verdrossen und verzagt werden will über der langen Dauer des Krieges. Wenn ihm dann einmal gezeigt wird, wieviel wir doch schon erreicht haben und wie wunderbar Gott uns geholfen hat, so richtet ihn das wieder auf. So war einmal ein Botschaftsprediger aus Konstantinopel unter uns — Graf Lüttichau — der unter der Überschrift „Lauter Wunder Gottes“ uns die Ereignisse und Kämpfe im Süden, die er zum Teil in nächster Nähe miterlebt und beobachtet hatte, sehr anschaulich schilderte. Daß „Göben“ und „Breslau“ aus dem Hafen von Messina durch eine fast hundertfache Übermacht glücklich entwichen; daß sie sechs Stunden, ehe die große englische Flotte vor den Dardanellen anlangte, glücklich hineingekommen waren; daß sie dann durch die Macht, die sie darstellten, dazu beitragen, daß die Türkei sich uns als Verbündeter anschließen konnte; daß die Engländer ruhig vor den Meeresengen liegen blieben, wie mit Blindheit geschlagen, obwohl sie doch wußten, jetzt sind Deutsche da, und wo Deutsche sind, wird gearbeitet; daß unsere Ingenieure und Marineleute jetzt alles in Ordnung bringen konnten, was die englische Marineinstruktion in Unordnung gebracht hatte — die Minen waren ja so tief gelegt, daß der größte Dreadnaught unbeschädigt darüber wegfahren konnte, die türkischen Kriegsschiffe frohen wie die Schnecken, weil die Engländer eine falsche Maximalgeschwindigkeit angegeben hatten, wichtige Verschraubungssteile waren entfernt und als altes Eisen in den Ecken verstaubt, Röhren zum Teil mit Pfropfen verstopft usw. —; daß zu einer Zeit, als der Engländer die Meerenge noch hätte bezwingen können, er durch die ersten schweren Verluste, die deutsche Treffer ihm beibrachten, sich so einschüchtern ließ, daß er wieder monatelang untätig liegen blieb und wartete; daß die Batterie am Dardanos, wo von den schweren englischen Schiffsgeschützen der Boden ringsum gepflügt war wie mit riesigen Dampfpflügen, unversehrt geblieben war wie am ersten Tag ... lauter Wunder Gottes! Und bei dem letzten großen Angriff von der Suvla-Bucht: da waren die Engländer schon oben und hätten von dort die ganze Gallipolistrellung aufrollen können, wenn nicht im letzten Augenblick eine deutsche Maschinengewehrabteilung, gerade neu formiert mit Maschinengewehren neuester Konstruktion, die auf geheimnisvolle Weise nach der Türkei, mit der wir damals noch keine unmittelbare Verbindung hatten, hindurchgebracht waren, im letzten Augenblick hätte eingesetzt werden können und die Engländer von der Höhe wieder heruntergestoßen hätten. Wer will ausdenken, wie ganz anders es gekommen wäre, wenn nicht so oft Gottes Hand so spürbar mit uns gewesen und uns hart am Abgrund vorbeigeführt, aus dringender Gefahr uns gnädig errettet hätte! Dieser kurze Ausschnitt aus einem der Vorträge möchte als Beleg dienen für die Behauptung, wie wertvoll solche Vorträge über den Krieg und die Kriegslage sein können.

Aber nicht nur der äußere Kampf, auch das Kämpfen in der Heimat wurde uns vor Augen geführt. Ein Landtagsabgeordneter aus Württemberg entrollte uns ein machtvolles Bild von unserem Recht im Kriege und den sozialen Leistungen und Aufgaben des deutschen Volkes. Am Tag der Volkschlacht bei Leipzig waren zwei hervorragende Theologen aus Leipzig unter uns, die Berichte und Grüße aus der Heimat brachten und uns Worte der Ermutigung zuriefen. Am schönsten waren wohl unsere Liederabende. Unter den Rheinländer Landsturmleuten hatte sich ein Doppelquartett gebildet, von einem Lehrer geleitet. Es waren meist Fabrikarbeiter mit prachtvollen Stimmen. Wenn die uns unsere schönen Volkslieder san-

gen, wie ganz anders griff das dort draußen im fremden Lande an Herz und Gemütt. Auch unsere übrigen Vortragsabende waren meist umrahmt oder durchstochen mit unseren schönen deutschen Liedern, gemeinsam oder von Chören gesungen.

Auch einen Lichtbilderapparat schafften wir an, machten damit eine Reise in die Sternenwelt, sahen Bilder vom alten Fritz usw. Ja, in einer Ecke eines Nebenraumes in dem weiten Gebäude fanden wir eines Tages einen Kinematographen, noch ziemlich gut erhalten. Ich fragte einen

Mitarbeiter, wieviel wohl die Instandsetzung kosten würde. „Hundert Mark,“ meinte er. „Gut, wird gemacht.“ Etwa vier Wochen später besuchte uns einmal ein deutscher Schriftsteller, Professor M., und erlebte gerade eine Kinoaufführung. Nachher sagte er zu mir: „So was habe ich aber in der ganzen Welt noch nicht erlebt: einen christlichen Kintopdirektor und ein Kino, in dem es nur gute und anständige Sachen gibt!“ — Wir haben eben den Grundsatz: Man soll nicht auf das Schlechte schimpfen, sondern Besseres an die Stelle setzen.

## Cholerazeiten in Tessin

Homöopathen werden nicht erwünscht — Tessin baut eine Wasserleitung.

War es im Mittelalter die furchtbare Pest, die die Menschen zum Erbleichen brachte und unzählige hinriss, so trat im 19. Jahrhundert die ebenso grimmige asiatische Cholera mehrere Male in Mecklenburg auf. In Tessin forderte sie in den Jahren 1832, 1850, 1859 und 1892 ihre Opfer. Und von diesen Jahren sollen die folgenden Zeilen erzählen.

1831 kam die Kunde vom Ausbruch dieser Epidemie in Russland nach Deutschland und versetzte alle in Schrecken. Die bedrohten Länder sperrten sofort ihre Grenzen durch Militär. Doch erfasste die Seuche auch die Soldaten und viele starben, unter ihnen auch der General Gneisenau. Daraufhin sicherte auch Mecklenburg sich und stellte eine Postenfette längs der Ostgrenze auf. Am 17. 1. 32 übernachtete auf dem Marsche nach Demmin eine Abteilung in Tessin. Sie war stark: 1 Hauptmann, 1 Leutnant, 1 Unteroffizier, 1 Tambour, 38 Soldaten, 1 Auditor und 1 Schreiber. In der Stadt wurde eine Bürgerwehr gegründet, die die Ausgänge bewachen sollte, falls sich die Seuche der Stadt näherte. Die Ausstellung dieser Wehr hatte die Regierung vorsorglicherweise schon am 27. 8. 31 verfügt. Fast schien es so, als ob die Gefahr an Mecklenburg vorüber gehen würde, da kam aus Hagenow die Nachricht, daß dort am 13. 7. 32 eine Frau gestorben war. Sofort traten Rat und Bürgerversetzung zusammen und eine Kommission, der auch die beiden Aerzte Behrens und Fahn angehörten, die alles Erforderliche veranlassen sollte, wurde eingesetzt. Sie drang nun auf größere Reinlichkeit bei den Armen, verlangte, daß Kinnsteine und Hosen sauber gehalten werden sollten (vor allem müsse die Fauche abgeleitet werden) und den Armen bessere Nahrung gegeben werden müsse, da ein geschwächter Körper leichter anfällig sei. Als nun am 21. 7. die Nachricht kam, daß im benachbarten Rostock die Krankheit ausgebrochen sei, wurde eine strenge Absperrung der Stadt besohlen. Am 27. 7. wurde die Bürgerwehr aufgeboten. Bei der Abstimmung (!) wurde mit 59 Stimmen angenommen, daß die Absperrung völlig sein sollte, während 49 nur für eine teilweise waren. Es wurde nun bestimmt: Alle Eingänge der Stadt (Weitendorfer, Rostocker, Helmstorfer, Sülzer- und Gnoiener Str.) wurden mit 2 Posten besetzt, von denen einer der Korporal war. Gesunde Durchreisende wurden durch die Stadt geführt. Die Straßen wurden mit einem Stalett abgeriegelt. Wer aus einer verseuchten Stadt kam, mußte 5 Tage in Quarantäne in einem Hause an der Rostocker Str. bleiben (Contumashaus). Jeden Abend schickte der Korporal einen Rapportzettel ins Hauptquartier im Rathause.

Ein Beispiel:

Rapport.

1. Heute Morgen zwischen 7 und 8 ist ein Metchen von Lüsewitz durchgegangen mit ein Gesundheitsschein nach der neuen Mühl.

2. Zwischen 7 und 8 ist ein man von Steinfeld mit gesundheits Pass durchgebracht und ist nach Tschow bei Teterow.
3. Der Dahn Schneider Ahrens ist d. 5ten Sept. Mittags 1 Uhr aus den Contumashs entlassen und er hat sich vorgenommen nach Anegendorff zu seinem Schwieger Vater zu Rensow, und nicht eher am Sonnabend wieder zu kommen, ist die Wache verboten nicht eher ein zu lassen.
4. Der Schneider Meister Awe ist heute Nachmittag halb 4 ur Nach Polchow gegangen. Hat sich aber keinen Pass mit Genommen sondern hat sich hier an der Haubtwache Gemeldet, das er heute nicht wieder zurückkommen, da der Herr wolle Morgen frühzeitig ausreisen, er habe danach geschickt.
5. Der Tur Man Lärch ist heute nacht um 3 Nach Warren Gefaren und hat angeben er kommt morgen Nacht wieder zurück.
6. Ein Bothe aus Wismar welcher bis hier Passiert und geht Morgen Früh wider ab.

Johann Kunst. Chr. Wessel.

Die völlige Absperrung und das Fehlen jeglicher Nachricht regte die Leute auf und vergrößerte die Angst vor der Einschleppung. Durchreisende Fuhrleute mußten oft während der Nacht draußen bleiben. Als Dr. Behrens in den ersten Tagen nach Rostock reiste, um sich bei dortigen Aerzten, Verhaltungsmaßregeln zu holen, entstand abends ein Auflauf der Bürgerschaft, die verlangte, er solle sich auch 5 Tage im Contumashause aufhalten und sie ließ ihn am nächsten Tage auch nicht nach Bilz zur Hülfeleitung. Ein gleicher Auflauf entstand Ende August wegen des Kaufmanns Dankwart, der in Geschäften nach dem verseuchten Rostock gereist war. Handel und Wandel ruhten nämlich zuerst völlig. Um diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen, wurde bestimmt, daß an jedem Dienstag ein Wagen mit Waren von dort kommen solle. Er wurde am Weissen Kreuz beladen, und die Tessiner holtten sie sich am Helmstorfer Krug ab. Diese Sache ging nun nicht immer friedlich ab. Die Bürger hielten sich in ihrer Angst vor Ansteckung streng an die Vorschriften, niemand körperlich zu berühren. Als eines Tages der Rostocker Postillon den Tessiner Fuhrmann mit Handschlag begrüßen wollte, hielt der Posten Tischler Siems den Handschuh zwischen die beiden. Der Rostocker verbat sich dies mit heftigen Worten. Ein Arbeiter trat hinzu und hegte zur Schlägerei. Siems wollte ihn mit den Worten abschrecken: „Wat heft Du Daglöhner di dor twischen tau stecken“. Durch dies Wort fühlte sich der andere beleidigt, da er ein Ziegler sei, fäuste Siems in den Bart und schlug auf ihn ein. Andere Ziegler kamen hinzu und bald war die schönste Schlägerei im Gange. Siems rief seinen Mitposten zur Hülfe. Doch der konnte auch nicht helfen, da sich über ihn schon andere „erbarmt“ hatten und beide bezogen die schönsten Prügel. In der Stadt herrscht na-

türlich große Erregung, eine Untersuchung wird angestellt, aber die Sache verläuft im Sande. Wegen einer Tracht Prügel beunruhigte man sich in damaliger Zeit nicht lange. — Da Tessin von der Krankheit verschont blieb, schlug die ursprüngliche Unberücksichtigkeit in eine ebenso große Gleichgültigkeit um. Derselbe Maler Badel, der auf dem Helmstorfer Krug Prügel bezogen hatte, beleidigte in der Trunkenheit selber die Posten. (Unberücksicht waren damals die Leute oft blau, da man den Alkohol für ein gutes Abwehrmittel hielt). Die Handwerker und Handelsjuden holten sich fast täglich Gesundheitsscheine, um aufs Land gehen zu können und ihre Kunden zu besuchen. Und als mit dem Eintritt kühleren Wetters die Krankheit mehr erlosch, schwand die Furcht völlig und die Posten verließen eigenmächtig ihre Wache. Am 29. 10. wurde dann die Absperrung aufgehoben.

Als 1850 eine zweite Epidemie ausbrach, nahm man die Sache nicht sehr ernst, und so kam es, daß 76 Personen starben.

Ganz schlimm wurde es aber im Jahre 1859. Von Rostock aus, wo sie am 5. 7. zuerst ausbrach, verbreitete sie sich täglich weiter. Am 25. 7. war sie in Laage, am 26. in Sülze, am 6. 8. in Vilz und Gnoien, am 7. in Marlow und am 10. in Tessin. Der Magistrat gibt folgenden Bericht: „Die Einschleppung für T. steht, überhaupt in dieser Gegend fest. In Vilz erkrankte zuerst ein Arbeiter Blackmeier, der aus Rostock gekommen, nachdem er in B. einige Tage gewesen war, an der Cholera und starb. Vor seinem Tod erkrankte noch ein Arbeiter und starb noch vor ihm. Darauf erkrankte die Braut des Pl. und starb. Nun griff die Krankheit mit Riesenschritten um sich. Auch nach Gnoien wurde sie von B. aus verschleppt. Der Vater des Pl. Fischfahrer in Gn., hörte von der Krankheit seines Sohnes und besucht ihn. Zurückgekehrt erkrankt er und stirbt, wo auch alsbald mehrere Leute im selben Hause starben. Nach Drüsewitz kommt der Sohn des Statthalters Rebbeck, der in Peischow gearbeitet hatte, gegen Mittag an, erkrankte und ist abends tot. Nach kurzer Zeit starben außer Vater, Mutter, Schwester mehrere Dorfbewohner. In T. erkrankt zuerst am 10. 8. ein Arbeiter, Kalkbrenner Budenthagen, Gänsecke 141, der in B. gearbeitet hatte, welcher nach kurzer Behandlung genaß. Am 13. ein Arbeiter, der auch in B. gearbeitet hatte, welcher am 17. starb. Auch seine Frau erkrankte und starb wenige Tage später, worauf mehrere Erkrankungen und Sterbefälle in der Nähe des infizierten Hauses vorliefen. Am 15. erkrankte ein Arbeiter, der nach Rostock gewesen war und starb am 16. abends. Wiederum ein Arbeiter, der in B. gearbeitet hatte, welcher genaß, in dessen Hause aber mehrere Krankheitsfälle, einer mit raschem tödlichen Ausgang, vorliefen. Nun mehr kamen mehrere Fälle vor, vorzugsweise in den niedrig gelegenen Gegenden der Stadt, wo sich die Krankheit bis zum Erlöschen gehalten hat. Eigentliche Absperrungen haben nicht stattgefunden. Wenn nun auch eine Absperrung in den Städten ganz konsequent nicht durchzuführen ist, so wird sich dennoch solche empfehlen, da sich schon die Absperrung einzelner Häuser von Nutzen gezeigt hat. Angewandte Schutzmittel sind Desinfektion des infizierten Hauses, andernteils Einrichtung von Kranken- und Leichenhäusern. Hauptschutzmittel ist aber Diät. Wir haben hier manche traurige Fälle durch Diätfehler herbeigeführt, zu beklagen gehabt. Ein hiesiger Einwohner, Drechsler Siems, rüstig und stark von Statur, meint, was schadet Gurkensalat, was Bier einem guten Magen. Er isst eines Abends den ersten, trinkt das letztere und ist in derselben Nacht eine Leiche. Drei Tagelöhner, rüstige und ordentliche Leute, tun sich an einem Sonntagabend gegen ihre Gewohnheit gütlich, der eine stirbt Montag morgen, der zweite am Mittag und der dritte am Abend. Ver-

hebten wollen wir nicht, daß mancher Töffel die Schredenszeit ohne weitere Anfechtung durchgemacht hat. Als Mittel wurden warme und kalte Bäder und Eis, bald mit, bald ohne Erfolg angewandt. Da die Aerzte nicht ausreichen, sucht der Magistrat durch die Zeitung einen und bietet für 6 Wochen 200 Taler Gehalt. Ein Dr. Koch aus Delderloe meldet sich. Da er aber Homöopath ist, will Dr. Schröder nicht mit ihm zusammen arbeiten. Er bleibt jedoch im Orte. Ende August kommt noch Dr. Genzke aus Bützow zur Hilfe. Er wird selber krank und reist bis zu seiner Genesung wieder ab. Aus Ludwigslust wird Schwester Charlotte, die ein Opfer ihrer Treue wird, mit mehreren Gehilfinnen gesandt. Ein Arbeiter Gierz aus Rostock wird als Helfer eingestellt und ihm wird bezeugt, daß er treu und unerschrocken Tag und Nacht gepflegt habe. Und die Not war in T. groß. Dazu kam noch, daß im benachbarten Vilz der dritte Teil der Einwohner (53 von 163) starb. Man hatte leider die Absperrung nicht so scharf wie 1832 vorgenommen, denn sonst wäre der aus dem verseuchten Vilz kommende Pl. nicht in die Stadt gelassen. Groß wurde nun die Not. Niemand getraute sich in die Stadt und die Lebensmittel wurden knapp. Das Schulhaus wurde als Hospital eingerichtet. Die Toten brachte man abends und morgens unauffällig zum Friedhof, wo man sie oft ohne Sarg beerdigte. Schwierig war auch die Bebeschaffung des nötigen Eises. So mußte die Stadt ein Angebot aus Rostock ablehnen, da ein Eiskeller fehlte. Schließlich mußte im September mit den nötigen Vorsichtsmäßigkeiten Eis aus Demmin besorgt werden. Die Seuche wütete besonders in dem niedrig gelegenen Teil der Stadt, da der Untergrund hier moorig ist, und die Brunnen brüfiges Wasser liefern. Manche Familien starben ganz aus, z. B. die des Tischlers Brandt, bestehend aus 5 Personen. Als die Not im Lande bekannt wurde, meldete sich bald werktätige Hilfe. Die Dankbarkeit gebietet, einige Namen und Gaben zu nennen:

Ein Unbenannter aus Neustrelitz 1 Tl.  
Die Großherzogin Auguste 100 Tl.

Aus Neubrandenburg 20, aus Malchin 3 Tl.

Lewerentz-Wilhelmshof 2 Schafe und Selterwasser.

Aus Rostock 50 Fl. Selter, 1 Hammel

Aus Schwerin 6 Tl. und Sachen, Dömitz schickt 28 Tl.

Aus Zurow bei Wismar 5 Tl., Hagenow 48 Tl.

Die Innungen in Kröpelin 85 Tl.

Strielsfeld eine Kuh und 4 Scheffel Buchweizen.

Wesselsdorf 10 Scheffel Roggen.

Gnewitz 44 Tl. und 5 Schafe.

Lübeck 185 Tl., Helmstorf 100 000 Soden Torf, Wehndorf 16 000.

Im ganzen gingen 1781 Tl. an barem Gelde ein. Wahrlich eine schöne Hilfe. Davon wurden 700 Tl. auf Zinsen gelegt. Sie sollten der Grundfonds für einen Krankenhausbau sein. — Am 26. 9. schien die Seuche erloschen zu sein, und die Stadt zeigte dies erfreuliche Ereignis in den Zeitungen an. Doch war die Hoffnung trügerisch. Am 8. 10. traten neue Fälle auf. Erst im November erlosch die Krankheit gänzlich. Von 2423 Einwohnern waren 217 erkrankt und 126 gestorben.

Im 1.—14. Lebensjahr 27 männl. und 18 weibl.

14.—30. Lebensjahr 9 männl. und 10 weibl.

30.—50. Lebensjahr 17 männl. und 15 weibl.

über 50 Jahre 12 männl. und 18 weibl.

Davon waren 26 Männer und 33 Frauen verheiratet. 11 Kinder wurden Vollwaisen, 31 hatten den Vater, 23 die Mutter verloren. An Cholerine waren außerdem 183 erkrankt.

Um einer ähnlichen Katastrophe vorzubeugen, baute Tessin eine Wasserleitung, indem man das Quellwasser vom schwarzen Moor durch Holzröhren, die 1897 durch

eiserne ersezt würden, in die Straßen leitete. Die Sode wurden zugeschüttet und nur einige mit einwandfreiem Wasser beließ man. Doch wurden auch diese 1897 außer Gebrauch gesetzt. Außerdem erbaute man in den nächsten Jahren einen Eisfeller.

Noch einmal schien es später, als ob die Cholera wieder ihre Opfer fordern wollte, als sie nämlich 1892 in Hamburg so furchtbar wütete. Eine Frau Frieberg in der

Gänsecke hatte ihre Tochter dort besucht und die Krankheit eingeschleppt. Doch starb nur ihr Mann, da das Haus sofort abgesperrt und desinfiziert wurde. Man sah schon wieder eine ähnliche Gefahr wie 1859 und war vorsichtiger als damals. Der Bürgermeister stürzte schreckensbleich in die Schule und befahl: „Alles sofort nach Hause, wir haben die Cholera in der Stadt.“

## Dei Dewerfall

(Nach: Witte „Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg“.)

Karl Puls-Laut.

„Bader, mak dat Hus man ollig dicht, hüt sünd hier zwei Mannslüd bi mi weest, dei wiern bannig kandessig! Man kann nich weiten —.“ „Ja, Mudder, oewer wecker will uns ollen Lüd noch wat nähmen?“ Badder Jotham ein Bäudner in Lüttin Kräms isst, dei so seggt, un sien Frug, dei em wohrschnugen ded. Sien Gehöft liggt bätten siedaw vont Dörp nich wied von dei Forst, un Jotham geiht winterdags tau Holt up Verdeinst. Beihaundern ded Mudders allein. „Ic mein oewer doch, Börseihu is bärer as Nahsein. Dor is hüt ein ganz Zwuchter dörch't Dörp treckt. Ol Frugenslüd wiern dorbi. Sei seigen as Tatern un Juden ut. Son Urt Minschen koenen nich an'n Dag trugen, väls weniger noch nachts!“ „Ja, Mudder, ic makt' Hus all dicht.“ — Dit wier an'n Abend von 30. Januar 1771.

Annern Morgen wier ne Uprägung in'n Dörp. Dei Förster kümmt bi'n Schulten riu: „Kamen Sei mal furis mit nah Jothams Hus, dor is oewer Nacht inbralen un allens stahlen worden, wat dat Mitnähmen wiert wier. Dei ollen Lüd sünd an Hänner un Heut bunnun un furchterlich mishannelt worden —.“ Innu halven Zuckeldraw geiht dat rut ut'n Dörp. Uennerwägens vertelt dei Förster mihr: hei hadd Jotham, dei süss ümmer pünktlich wier, bi dei Arbeit vermiszt un dunn mal nah sien Hus lantläken, ob hei vielleicht frank worden wier. Dei Grotdör wier noch tauschott' west, dei Lüttidör hadd open stahn, un dat Finster taun Urt wier inslahn west. In dei Döns hadd hei dei beiden ollen Lüd naht up't Bedd funnen. Mit diclen Bändern wieru ihr Hänner und Jäut tausamenhäut west, un brun un blag wiern sei prügelt worden. Einen diclen Lappen hadd jeder in'n Mund hadd, dormit sei nich raupen können. Un allens is utrowt: Schapp, Küsser, dei oll Lad, Ekboort — allens is stahlen. Ol dat schön Linnen —.

Jothans Badder un Mudder hadden sicl wiedessen bätten verdort. Sei hienten noch dull un jammerten, vör allem oewer dei Linnenbostens. Dei Schult versöchte tau trösten. hei sülwen jett sicl denn up 't Bird un reid up't Amt nah Ludwigslust un ded' Bericht, un vont Amt nah'n Herzog, dei jo in Ludwigslust wahnens ded'.

Nu würd in Bewegung sett', wat jichtens Bein hadd. Dei Amtshauptmann un sien Schriewer leumun per Wagen anföhren; Furts achteran Jakow, dei herzoglich Löper un Spörhund, dei as ein Indianer Spör utsüden un verfolgen ded'. Dei Amtshauptmann neuhm dat Protokoll up; Jakow geiwt sicl furis up dei Spör, un as ein Hähnerhund fägte hei ut Kräms rut.

Annern Middag wier Jakow wedder in Ludwigslust un stellte up't Amt twölf Mann hör: Baruch Henzel, weder Judenpreister (Rabbi) in Crivitz wier, Davidson, ein Crivitzer Schuh- un Packenjud, bi den of dat Linnentüg funnen wier, den Stadtpolizisten von Crivitz, wecker Jotham sien niegen Stäwel hatt hedd un allens nahsäd: hei wier Hähler west; dei Juden Nathan Jacob,

Zaggan Arra, Moses Samuel, David Jacob, Ella, ein Jüdisch, Ester, ne Judendirn, Perl, of ne Judendirn, un noch poor Crivitzer Schuhjuden.

Je, wat wier tau daun? Tauirst freig Jotham Linnen, Stäwel un anner Sachen trügg. Dei Spizzbäuw würden nah Doems bröcht, int Luchthus, wo sei Farw bekennen sullen. Dei Stadtspräker säd allens nah. Dei Juden, vör allen dei Rabbi, streid mit „Gottstraf mi.“ Je, Gott strafte em nich, oewer hei seum oewern Strohsac un freig irstmal siefumwintig ut dei Armlaß, meuk ein Mordsläven „wah geschrien, ich unschuldige Jud!“ Ol dei anneren freigen Tenge; wed säden nah, annern säden gornir, vor allen Nathan Jacob un Zaggan Arra nich, dei all beid all dörch ne Tortur teifent wiern as Erzverbräters

Taugliel güng ne Ingaw an dei Landsregierung. Dei Hofrath Flor wuss vör But Doden wistahn laten. „Das höllische Judenungeziejer müßte mit Knüppeln aus dem Lande gejagt werden“, schreiv hei, un nahher: „— oder selbige Sansacon könnte man süglich zur Anbau- und Uhrbarmachung der Hagenower Heide gebrauchen.“ hei wuss woll all, oewer dei Herzog! Mit den wier in Judensachen nich räden. Dei meinte, dat „auserlesene Volk“ müßte of „auserlesen“ behannelt warden. hei rümte ihr Börrechte in, „Freiheiten, mit allem zu handeln, was es gibt, mit Vieh, alten Sachen, Silber, Gewürz-Waare, auf und außerhalb der Jahrmarkte.“ Bitter meint Flor: „Es fehlet weiter nichts, als daß sie auch zu Bürgern und Stadtofficiers genommen werden.“

Dei Börrechte vör Judas sien Nahkamen lockte dei Juden ut all' dei Männer an. Bald wier Mäkelborg dorvon aewerswemmt. „Man müßte glauben, daß sie um Hungers Willen sich selber fressen müßten.“ Dat deden sei nich, sei läden sicl up't Fechten (Snurrn) un Stählen. „Das Umlauffen der fremden Betteljuden nimmt wieder Uebershant“ (1779), un ne oll Bestimmung von 1763 würd wedder upwärmt, wonah „das einschleichende Judengesindel innerhalb des Landes nirgends beherbergt werden darf“, oewer ümmer wedder wier dat Patentverordnung „in sträfliche Vergessenheit gerathen.“

Je, disse „sträfliche Vergessenheit“ meuk sicl noch ofi bemarkbor. Dei Kieler Polizeipräsidient stellte um 1812 ne Bagabondenliste mit oewer 160 Judennamens up, wo von dei meisten drei, vier odder noch mihr Namens hadden. Leo Michel wier Beitz Liebchen, Mendel Marcus oder Kazenbukel wier Mendelchen, Jud Wallach nenne sicl Marcus. 1818 würd David Isaak Wallach bi't Baldobern un Meistern (Schmiede stehen) in Sülz awtangt; hei wiest sicl as Erzhaltung, dei siet 1791 blot stahlen un bedrangen hadd. hei geiwt nu of sien „Bräuder“ an, dei up'n Rosdorfer Pingstmarkt gaud „Geschäfte“ makt hadden: Beitz Liebchen, dei sicl nu Franke nenne, Siegel odder Löwenthal, Gedalge Herschgen,

Joel Ginoehr odder Singheimer, Sig  
Quijscher, Jezof Knubber, Mendel Po-  
lack usw., 28 son prächtig Namens!

Bei Polizei wußt dörchgriepen; bei Regierung wirz  
dor gegen. Wier ängstlich, sei können disse „Ausserlesenen“  
männigmal Unrecht daun. So gung disse Gelägenheit wed-

der in'n Wind. Dunn greip dei Großherzog Friedrich  
Franz fülvien in, um den sien Wori is't tau verdanken, dat  
bei Betteljuden ut'n Lannen wiest un nich tau väi seßhaft  
macht würden. Un irst bei niegere Tied hett uns' Volk von  
Hep-Hep ganz un gor frimaft.

## Wie die Teterower ihre Kirche weiter rückten

 Elfriede Wendler.

In frühesten Zeit, da stand die Kirche in Teterow mit-  
ten auf dem Marktplatz, grad vor der Straße, die von  
Rostock nach Malchin führt. Natürlich stand sie dort wirk-  
lich im Wege und man überlegte hin und her, wie man  
dem schönen Gotteshaus einen passenderen Platz geben  
könnte. Da schlug ein ganz heller Kopf vor, die Kirche auf  
Walzen zu setzen und dann einfach ein Stück weiter zu rol-  
len. Der Vorschlag gefiel den hohen Stadtsherren und  
gleich am nächsten Tag ging man an's Werk. Man schlug  
dazu an jedem Ende der Kirche zwei Löcher in das Funda-  
ment, steckte die Walzen hindurch und hakte dann rings-  
herum die Mauer los. Nun wurde ein Tag bestimmt, an  
dem das Weiterrücken vor sich gehen sollte. Die Bürger  
bekamen strengen Befehl, in ihren Häusern zu bleiben,  
damit nicht etwa einer Schaden nehme. Der Küster bekam  
den Befehl, vorn an einem Strick zu ziehen, hinten aber  
soben alle Ratsherren kräftig nach. So weit ging das

auch ganz gut, ruck — ruck, immer ein Stückchen weiter.  
„Halt, halt,“ schrie der Küster, „wie weit soll ich denn  
ziehen?“ Da zog der Herr Bürgermeister seinen, grad  
ganz neuen Rock aus, ihm war doch schon bei dieser un-  
gewohnten Anstrengung recht heiß geworden, warf ihn auf  
die Erde und sagte zum Küster: „Bis hierher wird ge-  
rückt!“ Der Küster sah mit scheuem Blick auf den neuen  
schönen Rock des hohen Herrn, dann auf seine schäbigen,  
und schnell hatte er ihn mit dem neuen des Bürgermeisters  
vertauscht. Schon ging die Arbeit weiter, ruck — ruck! —  
„Halt“ schrie da der Küster wieder, „nun sind wir schon  
drüber weg!“ Er meinte den Minnstein, der Bürgermeister  
aber dachte, über seinen neuen Rock, und jammerte über  
seinen Verlust. — Der Küster ließ ihn bei dem Glauben  
und so ist es denn gekommen, daß die Teterower noch  
heute sagen: „Uns' Kirch steht up den Burmeister sien  
Rock.“

## Dat Füer

Friß Bültner.

Sturmtore Novembernacht. De Tormslock slög twee.  
Hell klüngen de Slag dörch de stillen Straten un denn wier  
wedder Rauh in de lütte Stadt. De Straten legen so dü-  
sler im verlaten dor, as mößten sei sicl utrauhn von de  
Last un Mäuh, de sei an'n Dag hadd hadden. Un doch  
wier noch Läben in de stillle Strat.

In de Husdör von denn'n Koopmann Nehls stünn de  
Dörpermeister Kort Nagel. Hei schüll: „De oll dämlich  
Klock, möt de of grad sla'n, wenn icl de Husdör upslut.  
Nu will icl man en beten töben, bet sei wedder inslapen  
is.“ Hei meente äwer nich de Klock soll inslap'n, ne, hei  
meente sine leive Fru.

Kort Nagel wier Mitglied bi de Friwillige Füerwehr  
un wil gestern Abend Oebung west wier, hadd hei nu noch  
den'n ganzen Habit as „Steiger“ an. Dat hadd sien  
Grund dorin, dat sei bi dat Oeben ümmer so in Hitt lemen  
un denn achterher denn'n Brand noch irst awlöschen  
mößten. Dat wieren sei sicl sülwst, ehre Gesundheit un  
ehre Frugens un Kinner schüllig, denn wenn sei mit son'n  
Brand in'n Livo in dat folle Bett rinne stegen, lünn'n sei  
Slag un Unglück kriegen. Hüt wier dese Verlöschung nu  
en beten gründlich unsöll'n un dorbi wier dat nu, weet  
de Aufsuk wie dat ümmer kem, wedder twee worn. Un sicl  
wier de Sak jo nich so slimm, väi ihre wier'n de Oebungen  
jo nich ens ut. Dat dämlische wier blot, hei hadd sien Fru  
verspraken, Klock elb'n to Hus to sin. „Na,“ seggt hei as  
hei mi rinne gung „de Sak ward sicl of woll reig'n.“

Dat ded sei denn of. Sin Fru sley, wenigstens schinte  
dat so. Kort Nagel treckte sicl in'n düstern, so lis' as dat  
gung, ut un so as hei in dat Bett leg, wier hei weg as  
ne Budelsmütz.

So, dormit wier jo nu de Rauh in uns' lütte Stadt  
wedder herstellt un wi lünn'n blot noch wünschen, dat Kort

Nagel sien Brand richtig utslapen kreg. Äwer dat süll  
ganz anners kamen. Dat durte gornich lang, Dunn würd  
de nächtliche Rauh von ne anner Sid ganz bedenklich ut  
dat Gliggewicht bröcht.

Irgendwo tut'te dat. Ut de een Tuit würden bald  
nihr. Up de Strat würd dat so bislütten lebennig. De Lüd  
füng'n an to lopen, Finster würd'n upreten un wedder to-  
slagen. All's frög un röp dörch'nanner un dörtwischen  
tut'te dat ümmer düsler. Dat wier en Larm, bi denn'n  
eener mit denn'n besten Willen nich slapen kunn. Blot  
Kort Nagel markte niks. Hei slöp.

„Kort — Kort“ röp sine Fru. Kort hürte nich.

„Kort“ röp sei nochmal un schürzte em.

„Wat wist du“ brummelte hei in'n Slap „wat isse los?“  
un dormit dreihete hei sicl nah de anner Sid un slöp wieder.

Middewil wier dat Tuten düsler word'n, dat kem üm-  
mer neger un de Larm up de Strat würd ümmer lüder.  
„Oh Gott, o Gott“ seggt Fru Nagel „dat is jo ganz un-  
heimlich.“ Sei schürzte ehren Mann un versöchte em hoch  
to kriegen. „Kort“, röp sei „dor is Füer, dat brennt, du  
mößt rut.“

„Ach wat“ seggt dei „sait to'n Däwel brenn'n, ic  
kann doch nich ümmer för de Füerwehr up de Been sin.“  
Dormit leggt hei sicl wedder toreggt un will wider slapn.

Nu wier äwer de Radau buten so düll worn, dat of  
Kort dor nich nihr gegenan slap'n kunn. Bier Nachtwäch-  
ters tut'ten ümmer ümschichtig un denn würd ropen un  
gegen ne Husdör klopp. As Kort sicl nu so wid vermünt-  
tett hadd, dat hei enigermaten flor denken kunn, säd hei:  
„dat möt hier up de Nahwerschaft sin.“ Hei hadd äwer  
ümmer noch keen grote Lust, uptoftahn. Dunn hürte hei  
von de Strat hei sien Namen ropen.

(Fortsetzung folgt.)

# Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Antoni wir dor. Wat hülp dat? Geld möht dor sin. Ich also nah Brümmer hen, obschons mi dor gor nich mit gedeint wir. Hoffrat Brümmer, na, Zi kenni em jo nich mir, wir 'n fortan dienen ünnersegen Mann, so glatt baldirt as 'n Jungspopo. Nieter möht em zweimal däglich inseipen, dorfür seift hei sin Clienten hält an dat Nachor in, un sin Puhmeh güng in dat Telt bät up dei Wötel, so dat dor nie nich wedder Hor wüß, wo hei einmal kraß har.

Hoffrat Brümmer hürt mi überst verbindlich an, ich kann woll seggen binah lordial un jovial.

„Ach, also Kapitän Heuer, nicht wahr, Kapitän Martin Heuer? — Klepper!“ röp hei sinen Schriwer tau, „notieren Sie mal: Herr Kapitän Martin Heuer. Aber so geneigen Sie doch, sich zu pläzen!“ un dorbi lerrt hei mi überst verbindlich nah dat Sophia. „Nicht wahr, vom „Agamemnon“? Neunzig Kommerzlast? Notieren Sie mal, Klepper, neunzig Kommerzlast. Und Agent Möpper hat mir die Ehre Ihrer werten Bekanntschaft verschafft. Klepper, notieren Sie: Agent Möpper. Ein ganz verfluchtes Kerlchen, der Agent Möpper, wie? nicht wahr? Ein ganz verflucht alerter und agiler Agent, immer liiert, immer 'ne kleine Liaison, hä hä hä, wird sich schon zurecht liieren, wird sich schon — — Also achthundert Taler Neuzweidrittel, Herr Kapitän? Aber, Sie rauchen doch? Darf ich Ihnen nicht eine Zigarette anbieten? Klepper, die Zigaretten! Nicht? Sie rauchen nicht?“ Mi dücht, as wenn dei Kirl mi all Dampnaug vörmalen deer. „Klepper, notieren Sie, achthundert Taler Neuzweidrittel. Sie nehmen doch nicht übel, daß ich meinem Schreiber die kleinen Notizen distiere, wie? Möpper würde sagen, das macht nichts, hä hä hä! Also auf sechs Monat. Klepper, auf sechs Monat, hä hä hä! Zehn Prozent pro anno sagten Sie, Herr Kapitän, nicht wahr? wie? Sagten wir nicht zehn Prozent? Das ist nicht zu viel, Herr Kapitän, bei Gott, das ist nicht zu viel. Versuchen Sie's anderswo. Wie? Wie gesagt, nennen Sie mich 'nen Schuft, wenn Sie's anderswo billiger triegen. Das Geld ist infolge der Kriegsläufe so rar, Herr Kapitän, so rar, man kann es bei der Larterne suchen und findet's nicht. Sie können die schönste Kurratessicherheit prima loco haben, ich schwöre es Ihnen zu, Sie finden es nicht. Da gehören Luchsäugen zu, Herr Kapitän, wie sie nur ein praktischer Advokat hat, wahre Luchsäugen. Und hat man auch Luchsäugen, hat man das Geld darum doch noch nicht gleich. Greisen Sie zu, bester Herr Kapitän, Sie haben ja Möpper im Händen, bester Kapitän, da sind Sie hübsch liiert; ein gewandtes Kerlchen der Möpper, wie? Klepper, notieren Sie zehn Prozent! Klepper, haben Sie gehört? zehn Prozent! Und die Negozen, Herr Kapitän, wie? die Negozen. Sagen wir sechs Prozent. Nein, nicht doch, das ist zu viel, ja wahrhaftig, das ist zu viel, wir müssen Möpper auch nicht zu stark liieren. Sagen wir fünf, nicht wahr? Nun, fünf, alles was in der Ordnung ist. Schreiben Sie fünf, Klepper, fünf Prozent, Rückzahlung Termino Johannis 1814. Der „Agamemnon“ wird doch Johannis abgeliefert, seetüchtig und seelar abgeliefert?“ „Ja, Herr Hoffrat,“ sär ic, „all den virteinsten Juni. Ramm hett sic dor-tau schriftlich verbunn'n, un für jeden Tag später warden föstig Daler astreckt. Dat hett aewer nix to seggen, Ramm is 'n Mann von Wurd.“ „Hat aber nichts auf sich, Ramm ist ein Mann von Wort. So, gottlob, nun wären wir fertig, bester Kapitän, nicht wahr? fertig bis auf das bisschen Chirographie. — Klepper!“ „Hier is dei Wessel, Herr Hoff-

rat.“ „Geben Sie her, Klepper, geben Sie her! Schön! Schön Alles in Ordnung, alles in bester Ordnung, nicht wahr? Wie gesagt, alles in charmanter Ordnung. Nun noch Ihre Unterschrift und dann das bare schöne lachende Geld, bester Kapitän.“ Ich ünnerschreew. Ich har jo Möppern sin Leistung för dei vir Parten, sinen Wessel un sin Lausälerung van vägen Zinsen un Unkosten. Geld möht ic hemm'm, dor wiron noch 'n vor van dei auern Reeders in dei Hintersälen, un van min eigen un min Swestern er Geld wir of irst dei zweit Hälft to Johanni fluid. „Und nun das Geld, Klepper, und nun das Geld! Wie, Kapitän, nicht wahr? wie gesagt, nun das schöne lachende Geld.“ Hei geew Klepper 'n Slaetel mit 'n krusen Bort. Klepper slöt dei isern Geldfist up un tellt saebenhunnertwintig Daler up den Disch. „Zählen Sie nach, bester Kapitän, zählen Sie selbst nach, lassen Sie sie eigenhändig durch Ihre Finger gleiten. Nichts geht über Selbstzählung. Es sind lauter vollwichtige Brülenköpfe, lauter tadellose Brülenköpfe. Sehen Sie, wissen Sie, ich habe eine ganz besondere Vorliebe für die alten Brülenköpfe. Klepper muß sie immer sortieren, wenn Geld eingeht. Sie haben solchen feinen vornehmen Klang. Aber zählen Sie selbst. Möpper würde sagen, das macht nichts. Aber, guter Kapitän, ich sage Ihnen, das macht viel. Wir sagen, das macht außerdentlich, außergewöhnlich viel aus. Wenn ich aus einem Gulden sieben Papphäne herauskriege, zähle ich sie dreimal, ehe ich sie in die Tasche stecke.“

„Ich tellt dat Geld, aewer dat wir richtig, saebenhunnertwintig Daler. „Aewerst, Herr Hoffrat,“ — sär ic dunn, — „ic mein, ic heuw mi saebenhunnertwintig uttobirr'n.“ „Das sind nun wieder Geschäftsformen, bester Kapitän, reine Geschäftsformen, die sich einmal so eingelebt haben im Verkehr. Reine Usance. Nicht wahr? Sehen Sie! Sehen Sie! Sie haben sicher noch nie Geld auf Wechsel genommen, bester Kapitän. Das ist reine Usance. Das Geschäft wird dadurch reiner, unendlich viel reiner. Sie haben dann die alten fatalen Zinsen hinter sich und sich um nichts weiter zu kümmern als um das Kapital. Ich versichere Sie, Kapitän, auf Ehre, Gott soll mich strafen, wenn das nicht reine Usance ist. Halten Sie sich nur wegen Zinsen und Unkosten an Agent Möpper. Ja, wie gesagt, ein ganz verfluchtes kleines Kerlchen, der Möpper, aber gewandt, agil, durch und durch Geschäftsmann, geborner Kaufmann, Ihr alter Freund, der Möpper. Adieu, bester Kapitän. Bitte, vergessen Sie auch nicht mir den Geldbeutel wiederzuschicken. Wie? Ich habe eine sonderbare Marotte wegen der Geldbeutel. Wie gesagt, halten Sie das einem alten Manne zugute. Schicken Sie ihn gelegentlich retur. Und noch eins, bester Kapitän, grüßen Sie mir auch Ihre kleine Frau. Bin Ihrer Frau Gemahlin neulich auf der Promenade begegnet, 'ne reizende Blondine, oh! küß die Hand, bester Kapitän, küß die Hand!“

„Ich wir ganz verbast, as ic mit min Geld van den witten Juden weg güng. Mi wir, as ic up dei Strat stünn, as har ic 'n recht dummen Streich makt, dat ic mi mit Möppern aewerall inlaten har. Min Ahnung drög mi of nich. Johanni seem. Dei „Agamemnon“ leeg den virwintigsten fir un farig an dei Lagerbrügg. Möpper bi-tahlt dei achthundert Daler nich, un ic seet vör 'n Riß, hei har mi richtig in dei Paßch rin führt. Klaßen un Abensetter har'n den „Agamemnon“ för 'ne Ladung Weten nah London schartert un dei Scharterpartie all ünner-teilent. Allens wir in dei schönste Ordnung hält up dat Geld, Brümmer leet mi den Wessel dörch 'n Motor präsendirent. Ich kann em nich lösen. Dor seet ic. Ich llop van dat Pe-

tridur bät an dat gräume Dur un van dat Steindur bät an dat Käffeller. Ich keel bi all min gauden Frünn'n in, aewer dat hälp all nich, dat wir as wenn in dei ganz ol Stadt kein aichhunnert Witten Kapital wieren. Ich lös nah Brümmer wägen Stundung. „Kann nicht sein, bester Kapitän,“ sär hei. „Tut mir unendlich leid, Gott soll mich strafen; tut mir unsäglich leid, aber kann nicht! Muß gegen den „Agamemnon“ vorgehen, muß, muß, muß! Muß ist ein bitter Kraut. Weiß das, weiß das, aus eigener Erfahrung. Wie? Möpper aber, das ist abscheulich von Möpper. Möpper ist ein leichtsinniger Kerl, Kapitän, bricht sein Ehrenwort pfui, Kapitän, pfui, und macht 'ne Vergnügungstour. Pfui sag ich nochmals. Sehen Sie hier, wissen Sie, sehen Sie hier! Klepper, schlagen Sie mal die Notizen auf, Folio 121, den 13. Mai, was steht da? Morgens 12 Uhr, Graf Pagelun auf Vasemist 800 Taler Neuzweidrittel, Ziel drei Monat. Zins 10 Prozent. Neozent 5 Prozent. Verfalltag den 15. August. Nach der Rapsernte, wissen Sie, Kapitän, nach der Rapsernte. Klepper, holen Sie mal das lederne Portefeuille, da, da, — da, lesen Sie, Pagelun seinen eigenen Brief! Sehen Sie, Kapitän, da ist das hochgräfliche Pagelunsche Siegel mit den neun Perlen. Sehen Sie, sehen Sie selber! Lesen Sie selber! Hab's Pagelun versprochen, muß mein Wort halten. Nicht wahr? muß mein Wort halten. Käme um all meine Töpse, wenn ich mein Wort nicht hielte. Gott straf mich, Kapitän. Schaffen Sie Rast! Helfen Sie sich selber! Manchmal kommt ein gescheiter Gedanke über Nacht, nicht wahr? Ist schon dagewesen, ist alles schon dagewesen. Ich will alles tun, was in meinen Kräften steht, weiß Gott! ich will noch bis zum 30. Juni stunden, nun ja, sehen Sie, Kapitän, und keine Zinsen noch Neozent dafür beanspruchen, keinen Heller. Nicht wahr? das ist honett von mir gedacht und gehandelt, nicht wahr? Aber, wissen Sie, dann scheisten Sie auch nicht, wenn ich gegen den „Agamemnon“ gerichtlich vorgehe. Das Geld wird sich inzwischen finden, muß sich finden, es liegt auf der Straße, aber sehen muß man können.“

„Aewerst Herr Hofrat,“ sär ich dunn un spält minen letzten Trumf ut, „is dat denn gor nich maeglich, Geld gegen Hinnerlag antoschaffen? Hir sünd fiftwintig Birungsöftigstel, dei mi un min beiden Swestern tauhüren, dei verträden 'n Kapital van fiftusend Daler Drüttel; söl'n dor nich lumpige aichhunnert Daler up to kriegen fin?“ „Was sind Hinterlagen, bester Kapitän? Was sind die besten ritterschaftlichen Hypotheken bar Geld gegenüber. Ich will es Ihnen sagen: Wische, nichts als Wische. Legen Sie mir zwanzigtausend Taler bar Geld und hunderttausend in solchen Wischen hin, ich nehme das bare. Das kouliert, rotiert, reüssiert, changiert monatlich, immer mit Prozentchen, immer mit Negözchen, das ist flügge wie die Schwalbe und flink wie der Spatz hinter Mücken und Mätsäfern. Sehen Sie, bester Kapitän Heuer. Bringen Sie Spatzes halber Ihre Parten Morgen unter den Hammer. Das könnte höchstens Möpper sein, der darauf vorschösse, aber wie gesagt, das macht nichts, nicht wahr? Das macht nichts, wie? Und nun gar Schiffsparten. Verschonen Sie mich, bester Kapitän, verschonen Sie mich! Nicht wahr? Sie verschonen mich. Ich muß mein Geld haben, bar auf den Tisch muß ich es haben, wie ich es Ihnen hingezahlt, in vollen Zweidrittelsstückchen und womöglich Brünenköpfe, bester Kapitän. Hören Sie! Sehen Sie zu, daß Sie Brünenköpfe kriegen, wir sparen Klepper dann die Mühe des Sortierens. Braunschweiger oder Brandenburger, das soll mir egal sein, wie gesagt, soll mir partout egal sein.“

Na, ich gung so trostlos van Brümmer weg as ich kamen wir. Ich wir förmlich ülend, as 'n Kuhhahn, den dei Kopp aßlahn is. Ich har nich Rauh un nich Rast, et nich un lösö nich. Vor Dan un Dag' wir ich rut, immer nah'n Strom hen un nah den „Agamemnon“, un nachts Klock elben lös ich noch up dei Lagerbrügg up un dal, as wenn

dat helfen kunn. Geld fünn ich narens un freeg ich nich. Dat wir 'ne grausame Tid. Kein Vertrugen un kein Kredit nich. Dat Geld, wenn dor aewerall wat wir, stöf in Strümpschächt un eiken Laden un deip ünner'n Meß as ol Gordner Gies sin gälen Gullens. Banken un Börschuvevereins kennt man dunn noch nich, dat Geld, wat dor würlsich wir, dat har'n dei verfluchtigen Abfaten all mank er snaewel un hezten dormit dat Hochwild, dei Eddessür, as Graf Pagelun un Konsorten van dei Landgäuder; up so'n sütt Hasenjagd as Schiffsparten leten sei sic man nich in. Hofrat Brümmer har dat man utnahm'swif mal mit mi dahn, as 'n rechten Fischer näben den großen Häthalen ol männigmal taum Spatz 'ne Wittelsangel utsteckt. Termin leem aewer Termin, dei Gewettsdeiner füng an bi mi mit dei Poppieren to lopen. Klaßen un Abenseiter schreiben 'n Billjet, wat, wenn dei „Agamemnon“ den Weitn Mandag morn nich innehn, sei dei Scharterpartie gerichtlich rüfgängig maken wol'n un all Rüggspal mit Kapitän Ohlsen van den „Iltis“ namen har'n, dei Ladung denn aewertonämen. Den fütligen Nahmidadd sol gerichtliche Arrest up den „Agamemnon“ leggt warden. Ich sehg em all ünner den Hamer. „Dreidusend Daler, Keiner mir? Zum ersten, zum andern, und zum — Herr Hofrat Brümmer hat den Zuschlag“, un mi düßt, dat in 'e Uhren, as wenn ich den niederträchtigen Halsknoten to mi seggen hütren deer: „Auch schön, tut mir unendlich leid, bester Kapitän, habe nicht anders können, Gott soll mich strafen. Aber Sie sollen sehen, daß ich ein Herz für meine Mitmenschen habe, wie? Sie sollen's sehen. Wie gesagt, Sie sollen's sehen. Sie sollen Steuermann auf dem „Agamemnon“ werden, Steuermann, nicht wahr, erster Steuermann? Sehen Sie, das ist doch honett, wie? Oh! Und dann, bester Kapitän, alles, rein alles verlieren Sie ja auch nicht. Eine Kleinigkeit kommt ja auch noch für Sie wieder heraus, für Sie und Ihre lieben Schwestern. Möpper würde sagen, das macht nichts. Ein leichtes Schiff können Sie sich noch immer bauen lassen von Ramm, und wenn Sie das „Agamemnon“ taußen, besteht der Unterschied nur in der Einbildung. Gott soll mich strafen, lediglich in der Einbildung, nicht wahr?“

To Hus leer mi dat nich. Ich fünn Lotting er sorgenswores Gesicht nich ansehn. Sei wült allens, un min Swestern Stning un Mining wühten ol, wo dei Sal stünn. Ich har er dor nix van seggt, üm sei nich to ängsten; aewerst uns' Nauersch Mamzell Preihelten, har sic dat nich nennen laten un dat richtig un vollständig bisorgt. Ich fünn min Swestern nich in dei Ogen kiken, er allens stünn up 't Spill; sei wiren so still, sei süden kein Wurd; aewer mi leem dat so vör, as wenn sei sic dei Ogen männigmal heimlich wischten, wenn sei glöwten, dat ich dat nich marlen deer. Un Lotting wir wedder up den bekannten Familiengang, un Du freegst 'n por Tänen, Hans, un günst, as wenn Du wedder mal ut Versehn mit lakendig Wader bigaten worden wirst.

Dat wir Sünnabends vör den Mandag, wo dat to 't lezte Klappen leem. Ich wir wedder up dei Lagerbrügg un güng dor up un dal, dei Hänn'n up 'n Rüggen. Männigmal stünn ich still un leek den „Agamemnon“ an, un dat leem mi vör, as wenn ich all gor nix mir mit em to dauhn har, as wenn ich all afmeiert wir un dei Bür, Stürmann un Matrosen, dei all sid vögistern taugahn wieren un dor up dat Deck rüm lungerten, mi nich mir to vereistmiren nörig har'n. Un dat wir doch so'n feines Fohrtüg worden, feiner har dat noch nie up dei Warnow swemmt. Ich dacht an dei fiftusend Daler, dei ich bi Maßselten verluren, un an dei dreihunnert, üm dei mi Gust Schwank so niederträchtig bidragen har. Har ich man dat achte Deil van dat Geld mi, denn wir mi hulpen. — „Tue Du niemand gutes, damit Dir nichts böses widerfahre.“

(Fortsetzung folgt.)

# Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.  
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.  
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Böd, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 4. Dezember 1938

Nr. 12

## Dat Füer

Friß Bülter.



(Fortsetzung.)

Junge wat kem hei rute ut dat Bett un rime in de Nennerbür. Dat Finster wv — un ihre hei fragen künne wat los wier, röpen sei em all von innen to „dat brennt bi Nehls in'n Hinnerhus“.

Na, nu hadd stort Nagel keen Tid mihr. In grote Al iedde hei sin Füerwehrmondur, de noch ganz warm wier, wedder an. Fegt in'ne Hass mit denn'n rechten Been in den linken Stäwel, un as hei desjüwige Prozedur mit denn'n annern Stäwel maken wüll, set de sicl dat nich gesallen. hei wehrte sicl un knep em in denn'n groten Lehn. Dordörch würd Kort nu dese Verwesseling gewoehr, wrangte sicl de Stäwel wedder run un mit Schimpfen und Zackerieren kem de Sal denn trecht. Tolekti stülpste hei sicl denn'n Helm verdwas up, nehm dat Bil in de Hand un rut wier hei.

Up'n Bähn wier'n alle Namern to, so dat von dor keen Utsicht nah hinnen to friegen wier. Kort kloppste, ahn sicl wider wat dorbi to denken, an de Mätenstu. „Anna“ röp hei „mak'ns mal up.“

„Wat is los, wat will'n sei“ kem dat ängstlich von binnen.

„Mak'ns sicl up, dat Hus brennt“.

De Dirn malte de Dör up un verkröp sicl achter de Kommod'. Dor wier sei in'ne Hus tosamensacht un set dor nu as so'n Klumpen Unglück un bewerte an'n ganzen Liew.

Kort Nagel ret dat Finster up un seg nu de Bescherung. Dat Hinnerhus brennte lichterloh. Bi desen Anblick kreg hei sine Raub wedder, as sicl dat för en richtigen Füerwehrmann gehürt, wenn hei Füer führt.

„Anna“ seggt hei un märt dat Finster to, treckens sicl an un gahn nah min Fru. För dat Börderhus is fört ißt noch keen Gefohr“. Dormit steg hei nah unnen, um sicl de Sal mal en beten neger antosken.

Up denn'n Hoff wier dat en bösen Zustand. All's wier voll Tokiesers, un Koppmann Nehls lep dormang rüm as'n Hohn ahn Kopp. So as hei ut dat Bett kamen wier, blot de Büg hadd hei noch anfrägen, äwer of man sofo. hei hadd

sei äwer'n Büg toholt un de Drägers hünge em in de Kneeklellen as'n Hunn'nschwanz in'n Rägen. De Hänn'n hadd hei an'n Kopp leggt un röp „ogottogott“ un ümmer wedder „ogottogott“. Mit em wier nits upstellen.

Sijn Tähn set unner dat Dach von't Wagenschuer un redd'le en oll Hunn'nschwanz, wat in dörtig Johr nich mihr brukt wier. Mit denn'n wier of nich vel antosangen.

De Tokiesers stünnen, de Hänn'n bei an de Elbaugen in de Taschen, un freuten sicl, dat dat so sein brennen ded. Wenn nich en poor dütchte Nahwers en kloren Kopp beholten hadden, hadd dat slimm utsehn. Sei halten dat Weih ut de Ställ un trecken de Wagens ut dat Schur, so dat dat wenigstens in Sälerheit wier. Denn dreyen sei, mit Kort Nagel tosam, de Tokiesers ut dat Dur un lurtet nu up de Füerwehr.

„Na“ seggt Slösser Dietrich „wi willt uns man in Geduld saten, gestern Abend is Übung west“.

„Je“ meint Kort Nagel „dornah möst dat eigentlich fixer gahn“. Em lemen äwer of allerhand Bedenken, as hei an sin egen Upstahn dacht.

Nu kem äwer doch wat angerumpelt. Dat wier en Stachwagen un de beiden Füerwehrlied, de em trecken deden, bröchten de tröstliche Nahricht mit, de Motorsprütz kem of glit. Sei lurtet blot noch up denn'n Führer.

So bisfüllen kem de Sal denn nu of in'n Swung. De Släuch würden an de Hydranten anslaten un in'n Ogenblick strahlten twei Strahlruhre up dat Füer los.

„Mit de Dinger fänt ji Pingsten noch sprüttien“ seggt Slösser Dietrich „vörutgesett“, dat dat denn noch brennt“.

Dann klängelte äwer of de Motorsprütz all rin. All röpens „Ah“ as sei lem. Sei wir ißt ni anschaffi, un dit wier dat ißte Füer, bi dat sei in Dädigkeit trecken soll. Bö'rn Dur an de Bäl würd sei upstellt nu nu gung dat grad as bi ne Übung. De Sogkorw würd in de Bäl smeten, de Hauptsläuch anslaten. An de Eel von de Durstrat leeg de Awtwiegkupplung. Von hier günge twei Släuch nah de Brandstell. An de Kupplung wieren dree Anslüsse, en dorvon wier friebläben.

13. FEB. 1938

Wieldeß wier nu of de Hauptmann ankamen. Hei äwer stöög dat Ganze mit sienen Feldherrnblid; un as hei seg, dat alls in'ne Reig wier, gew hei dat Signal tau'n Angriff, indem hei up sine Fleut zweimal „tüt tüt“ blos un denn recht lud „Wasser marsch“ röp.

Mit Knacken un Knastern störte de Strahl ut de Ruhre un mit Bischen un Brusten wehrte sich dat Füer gegen desen nigen Fönd.

„Dat is'n annern Snad“ seggt Sattler Toms tau Schoster Fink „de trecken anners henn as de ollen“.

„Ja“, seggt Fink, „mit de lütten, dat is jo grad as wenn min Hund an'n Bom steiht“.

De Freud durte äwer nich lang. De Strahl würd ümmer lüttter. Keen Minsch wüxt wat los wier un woran dat liggen ded. Weck von de Tokiekers füngen all an to lachen un weck malten dumme Wize.

De Hauptmann frog siene Adjutanten, wat los wier un as de dat of nich wüxt, blos heit mit grote Geistesgegenwart „tüt tüt“ un kummandierte „Wasser halt“. Dat hadd jüst nich mihr nödig dahn, denn dor lem sowieso keen Wader mihr. Äwer för de Tokiekers ded dat nödig, nu wüxt sei doch worüm dor niks mihr kamen ded und sei bruktet sich denn'n Kopp nich wider dorüm terbräken.

De Hauptmann gew nu denn'n Adjutanten denn'n Beßahl, sich mal nah de Sal ümtoseiñ un nah ne halv Stunne stellte de sich stur vör em hen un mell'te „Herr Hauptmann, die Sprühe is voll Sand. Der Saugkorw hat zu tief auf Grund gelegen un nu is die Maschinerie voll Sand gesaugt“.

„Schön“ sad de Hauptmann „denn gehen Sie hin und befehlen Sie von mir, den Sand zu entfernen“.

De Adjutant tüffelte mit denn'n Updrag los. Unnerwegs lös em Kort Nagel in de Möt.

„Na Schoster“ sad hei „du heft dat jo bannig ilig“.

De Adjutant wir nemlich in'n Zivilberaup Schoster. In de Füerwehr wier hei Trumpeter un to „persönlicher Dienstleistung“ bi denn'n Hauptmann awkummandiert.

„Ja“ seggt hei „ich fall de bi de Sprüz seggen, sei fälen denn'n Sand rutmalen“.

„Dat heft nich mahr nödig“ seggt Kort „de Sprüh is all wedder fri un nu graben sei ne Kuhl in de Bäk, dat de Sugkorw deiper liggen kann. Dat ward woll glik wedder los gahn“.

„Na dat is man god“ sad de Adjutant un güng denn'n Weg wedder trügg, üm siene Hauptmann Bischeid to seggen.

Unnerdes hadd dat Füer ümmer lustig weg brennt. Denn un wenn slackerte dat hell up, grad as wull sich dat lustig maken äwer de beiden lütten Kötters, de em dor anbrusen deden. Dor möst notwendig wat bi dahn warden, dat wier de höchste Tid. De Hauptmann lek sich nah siene Adjutanten üm, un dat wier grad as wenn hei de ganze Sal blot mit de Ogen regierte. Hei bruktet blot eenen Blick hentosnieten, dunn stunn siene Schoster-Adjutant of all vör em un mell'te „Herr Hauptmann, Wasser kommt all“. Hei

hadd blot noch soval Tid, „tüt tüt“ to blasen, dunn bruste dat of all los.

Na, hier wier all's in Ornung un dat is keen Wunner. Wo de Hauptmann dat Og up liggen hedd, dor möt de Sal jo klappen. Wo führt dat äwer dor ut, wo hei nich hensieken kann? Dor geiht dat, as wi glik seihn warden, üm so unruhiger to.

Kort Nagel hadd sich en beten nah de Durstratenec ranne slängelt. Dor stünn siene Fründ Ernst Krutmann un paßte up, dat keener an de Kupplung lem. Dat wier en langwiliiges Geschäft, rein gorniks dorbi to dauhn.

Ernst schüll: „Wider niks as solle Been frigten“ un hei tramste von eenen Been up'n annern.

Kort Nagel wull em nu en bätten trösten, dunn kemen dor weck antisingen. Ut de düstere Durstraat kemen zwei angetorlest un grästen ümmer ludhals:

„Is Feuer, is Feuer, is Feuer in der Stadt,  
is keiner da, is keiner da der eine Sprühe hat.“

Un ümmer nochmal, ümmer datförlige . . . is keiner da der eine Sprühe hat“.

„Na dor hürt sich denn doch bilütten all'ns up“ schimpt Ernst „will'n de uns to Narr'n hebb'n?“

„Ah sat sei doch singen“ begäuschte Kort Nagel „de sünd jo dun“.

Äwer dor lem hei bi siene Fründ Ernst flicht an. De hadd sich all de ganze Tid mit de kollen Fäut rümagert un nu süll hei sich noch von een poor besapene Kirls to Naar'n hebb'n laten. Dat güng nich un dat wull hei nich. Hei bückte sich dal, un grad as de Sängers mit . . . is keiner da, is keiner da . . . üm de Ecke wullen, kregen sei ne Dusch un swemmten as de Poggen in'n Rönnsteen ümher. Ernst hadd denn'n Ansluß, an denn'n keen Staub set, up-dreicht un de Waterdruck hadd de beiden Sängers, de sowieso nich fast up de Been stünnen, enfach ümstünnen. Nu alßten sei dor in denn'n Rönnsteen rüm un de tolle Strahl sorgte för de nödige Abkühlung.

„Minsch, dreih aw“ röp Kort Nagel un höl sich denn'n Bul vör lachen „de versupen jo“.

„Ah wat“ seggt Ernst „de sünd dat Supen gewennt. Sei hebb'n jo nu denn'n funn'n, denn'n sei söcht hebb'n“. Un hei summe grünig vör sich hen . . . der eine Sprühe hat“.

Dunn kregen de beiden Attentäters Hülp von de annen Sied. De Schoster-Adjutant lem angerönt un röp „Herr Hauptmann hat befohlen — das Ganze halt — dat Füer is ut“.

Dat Lezte wier nu grad nich der Fall äwer dat Hus wier sowiet dalsbrinnt, dat dor keen Gefohr mihr wier. De Brandwach würd upstellt un de freiwillige Füerwehr rückte aw. De Tokiekers wieren of ümmer weniger worden un de poor, de dor noch bet tolezt rümmer hulvakt hadde, tüffelten nu mit de Füerwehr aw. Soans heuw ic of gor keen Ursak dor noch länger rümtostahn un mi de Nacht üm de Uhren to slagen. Icf mak dat so as de Hauptmann, icf kummandier nu of „das Ganze halt — tüt tüt“.

## Die Wolfsberger Mühle bei Tessin

Zwei Kilometer von der Stadt entfernt, liegt idyllisch am tief eingeschnittenen Gramstorfer Bach die Wolfsberger Mühle. Die Mühle ist nicht mehr vorhanden, da sie 1930 abbrannte und nicht wieder aufgebaut wurde. Das Gehöft ist jetzt eine Bauernstelle von ungefähr 40 Morgen. Der jetzige Besitzer hat auch eine Fremdenpension eingerichtet, und der Besucher findet hier bei guter Verpflegung und absoluter Ruhe wirkliche Erholung, so daß der Besuch für den nervengeplagten Großstädter sehr zu empfehlen ist.

Als vor ungefähr 700 Jahren unsere Vorfahren Mecklenburg wieder besiedelten, entstanden auch die deutschen Dörfer M. Tessin und Gramstorf. Da man noch keine Windmühlen kannte, erbaute man fast für jedes Dorf am nächsten Bach eine kleine Wassermühle. (Stormstorf, Weitendorf ff.) Zur Mühle gehörten 12 088 Quadratruten Acker, 1862 Quadratruten Wiesen und 137 Quadratruten zu Haus und Garten. Der Müller war also vor allen Dingen ein Bauer. Die Mühle hat nun in den 700 Jahren

Freud und Leid mit den beiden Dörfern geteilt. Diese hatten folgende Besitzer: die Möllkes, Birkhahns, von ungefähr 1400 ab bis 1620 die Verzen, bis 14. 6. 1639 Otto Preen auf Vietow. 1638 wurden die Dörfer verwüstet und von dem Rest der Bewohner verlassen. Sie wurden nun von Preen an Joachim Hahn für nur 2477 Gulden verkauft, da weder Menschen noch Gebäude vorhanden waren. Die Mühle kaufte der Küchenmeister von Sternberg für 1447 fl., da sie ja als Mühle mehr Wert hatte. Sie wurde gleich wieder in Betrieb gesetzt als um 1642 einige Bauern zurückkehrten. 1675 wird Kurt Berner auf Wehnendorf Besitzer. Dieser überlässt Dörfer und Mühle am 3. 1. 1683 an Hauptmann Franz Hinrich Sperling für 10 700 fl. Dieser wieder für die gleiche Summe am 1. 10. 1704 an Friedrich Heinrich Hobe. Von ihm kaufte Lessin sie am 20.10. 1705 für dasselbe Geld. Die Mühle bleibt nun bei den Gramstorfer Interessenten und wird verpachtet. Bei dem Vergleich von 1836 fällt sie an die Stadt und diese verkauft sie 1838 an den bisherigen Pächter Wilhelm König aus Wiendorf bei Schwaan für 9850 Taler. Sie hatte neben dem Roggengang noch einen Graupengang und eine Oelmühle. Der neue Besitzer erhielt die Schankgerechtigkeit und erbaute auch eine Regelbahn. Großer Betrieb war immer am Tag nach Pfingsten, da dann die Bürger ziemlich geschlossen hier feierten.

Am 14. 3. 1832 brannten Wohnhaus und Mühle ab. Der Besitzer erhielt für das Haus 750 fl., und für die Mühle 275 fl. Entschädigung, die Lessiner Feuerwehr für schnelles Eingreifen 10 fl. Ein zweiter Brand bedrohte sie in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni 1848.

Der Müller, der beim Löschchen stark verletzt wurde, sagte darüber aus: In der Nacht des jüngsten Feuerereignisses bei mir erwachte ich, nahe an der Küche schlafend, von einem Geräusch in der letzteren dadurch, daß jemand mit der Wasserbüttel in der Wassertonne kratzte, sprang aus dem Bett, und begab mich in die Küche, woselbst sich mein Dienstmädchen, die Tochter des hiesigen Mäurergesellen Damman, bei mir mit Taufnamen Mina genannt, mit der Wasserbüttel in der leeren Wassertonne nach Wasser kratzend wahrnahm, und mich hierüber wundernd mich nach der Veranlassung dazu erkundigte, indem ich die Küche ohne Licht erleuchtet fand, ohngeachtet nach meiner Zeitrechnung die Uhr wohl kaum erst 12 sein mochte, und so wie ich mich nach der Haustürle begab, wurde ich gewahr, daß aus dem dort gelegenen Fasse mit Spiritus ein Theil ausgelaufen war und brannte, welchen Brand die Mina Damman durch Wasser hatte löschen wollen. Weil nun wie gesagt in der Wassertonne kein Wasser vorhanden war, so eilte ich zunächst mit dem Mädchen nach dem Hause zur Pumpe, ließ dasselbe Wasser schöpfen, und begab mich nach der Diele zurück, um womöglich das Spiritusfäß aus dem Hause zu bringen. Allein kaum war es mir gelungen, dasselbe von der Stellage herunter zu bringen, als ich von dem auf der Haustürle fließenden Spiritusfeuer ereilt, aber nur mit einem Hemde bekleidet, dergestalt verbrannte, daß ich zu meiner Lebensrettung nun die Flucht ergreifen mußte. Mittlerweile war nun auch meine Frau, von diesem Lärm aufgeschreckt, herbeigekommen, und rief mir, als sie das Haus, namentlich die Treppe brennen sah, zu, daß ich nur zunächst für die Rettung meiner Schriften und meines Geldes sorgen möge, welches ich auch unverzüglich thut, und dann nach der Scheune lief, und meine dort schlafenden Knechte weckte, mit der Aufforderung, Leitern herbeizuschaffen, um mittelst derselben meine oben im Hause mit ihrer derzeitigen Erzieherin, der Tochter des hiesigen Uhrmachers Jörns schlafenden Kinder, welche ich zur Rettung schreien hörte, durch das Fenster herunter zu holen, weil die Treppe schon weggebrannt war, und sie mithin auf diesem Wege nicht mehr herunter kommen könnten. Nachdem

die Knechte bereits einige Male zu kurze Leitern gebracht, begab ich mich in meinem Brandschmerze selbst nach der Scheune, und holte die Balkenleiter, mittelst welcher es mir gelang, meine 5 Kinder und die Jörnsche Tochter zu retten. Ich habe an diesem Brände im Ganzen, anfangs fast hoffnungslos, circa zehn Wochen auf dem Krankenlager zu bringen müssen. Meine unverbürgte Vermuthung ist, daß die Mina Damman im Einverständnisse mit meinem derzeitigen Gesellen Dose, dessen Bruder, gleichfalls ein Müller gesell, am Tage zuvor bei mir angelommen war, und dem ich Quartier gegeben, welcher nach meiner Überzeugung solche Nacht nicht zu Bett gewesen, indem ich meinen Gesellen, der seine Schlafstelle in der Mühle hatte, dort nicht vorsand, aus dem Spiritusfasse mit Licht in der Hand gezapft hat, wobei der aus dem Fasse geströmt Spiritus in Brand gerathen, wobei sie den Körperteilen nicht bei dem Brände wiederum eingebracht, und jetzt den Brand durch Wasser zu löschen hoffte. Das Mädchen war bei dieser Procedur vielleicht noch stärker verbrannt als ich, wenigstens liegt sie noch jetzt bei ihren Eltern kraut dandider, obgleich ich von ihrem und meinem Arzte, dem Herrn Doktor Jahn hierselbst erfahren habe, daß die Gefahr bei ihr bereits gehoben, und sie schon außerhalb des Bettes zu bringen, jedoch noch nicht wieder gehen kann. Mein Gesell Dose hat sich fremd gemacht, und ist bereits vor längerer Zeit weiter gewandert. Wo er sich jetzt befindet, weiß ich nicht.

Lessin, den 12. September 1842.

Das Kindermädchen Mina Albrecht, 16 Jahre alt, sagt aus:

Ich schlief derzeit, als das Feuer bei meinem Dienstherrn ausbrach, mit einem andern dortigen Dienstmädchen, mit Namen Friederike Buhse aus Barnewanz, auf dem Hausboden, und erwachten nun darüber, daß wir einen Knall unten im Hause wahrnahmen, welcher wahrscheinlich dadurch veranlaßt worden, daß das in Brand geratene Spiritusfäß gesprungen und unsren Dienstherren schreien hörten, wie mir es schien, über den Müller gesellen Dose rufend. Als wir aus dem Bett gesprungen waren, und die Treppe hinunter gehen wollten, fanden wir diese schon abgebrannt und mußten mithin wieder zurück, da wir dann beide zum Fenster hinaus sprangen, ich an der Seite des Hauses, und die Buhse vorne aus dem Dachfenster. Letztere wurde durch den Fall sehr stark an der Schulter und an der Brust verletzt, woran sie eine lange Zeit hindurch festliegen mußte, jetzt aber wieder hergestellt ist. Ich kam glücklicherweise ohne besonderen Schaden davon, weil ich zunächst auf das Dach eines neben dem Hause stehenden Dorfschauers gelangte, und dann auf der an diesem Schauer stehenden Leiter hinunterstieg. Wie ich von der Küche aus, wohin ich mich begab auf der Diele alles brennen sah, ließ ich wiederum in Angst aus dem Hause hinaus, und hatte nachher das kleinste Königliche Kind im Arm, ohne zu wissen, wie ich dazu gekommen bin. Von einem der Knechte habe ich späterhin gehört, daß dieses Kind auf dem Hause bei der Pumpe gelegen.

Von 1846 – 1862 ist Rohde Besitzer. Nun kaufte Lessin die Mühle, da die Stadt ein gutes Geschäft wittert. Die alte Mühle an der Recknitz war nicht mehr in Gang und die Windmühle auf dem Wallberg konnte die Arbeit nicht schaffen. Der Mühlenteich wurde ausgegraben, eine moderne Mühle errichtet und das Bett des Baches unterhalb sehr vertieft. Die Kosten betrugen ungefähr 80 000 Mark. Diese Summe wurde später durch die Leute auf 80 000 Taler aufgebauscht, da der Haupttreiber des Baues, Senator Kruse, später wegen Unterschlagung eingestellt wurde. Man sagte ihm auch nach, daß er so viele Steine angekauft hätte, daß davon noch das Amtsgericht und ein Wohnhaus

in der Rostocker Straße hätten erbaut werden können. Die neue Mühle wurde nun meistbietend verpachtet, und zwar machte der Sohn des früheren Besitzers König das Meistgebot mit 2000 Thl., eine viel zu hohe Summe, wie die Zukunft lehren sollte. Die Stadt hatte den meisten Acker abgenommen, so daß nur 4774 Quadratruten dran blieben. Schon nach kurzer Zeit sieht König ein, daß er zu hoch geboten hatte. Er kam um Pachtverminderung auf 1200 Thl. ein, was jedoch abgelehnt wurde. Er führte zur Begründung seines Antrages an, daß er noch die Glanzzeiten seiner Jugend in Erinnerung gehabt hätte, nun wäre aber der Acker verkleinert, der Bach führe im Sommer für die neue Mühle nicht genug Wasser und der Weg dorthin sei zu beschwerlich. 1865 soll R. 1300 Thl. zahlen. Er bietet aber nur 1000, sonst will er abziehen. Der Kaufmann Lembke bietet nun 1200 Thl. und übernimmt die Mühle am 1. 1. 1866.

König hat noch einen Rückstand von 1225 Thl. zu zahlen, für welche Summe er um Niederschlag bittet. Stadt und Regierung wollen nicht einwilligen. Da wendet er sich an den Großherzog und bekommt 1000 Thl. Nachlaß. Wegen späterer Pachtschwierigkeiten verläuft die Stadt die Mühle an den Müller Koch. Nach dessen Tode ist Müller Thiel während der Minderjährigkeit der Kochschen Kinder 11 Jahre lang Pächter. Dann übernimmt Koch jun. sie. 1918 verkauft er sie an den Müller H. Schuldt. 1930 brennt das Mühlengebäude vollständig ab. Es wird nicht wieder aufgebaut und Sch. überläßt die jetzige Kleinbauernstelle an den derzeitigen Besitzer von Seel. In der Zeit der Großmühlen und wegen der ungünstigen Lage wird die Mühle wohl nicht wieder aufgebaut werden. So wird wohl nun der Name noch lange Zeit an eine 700jährige Zeit erinnern.

## Trüber Tag

Von Richard Giese-Warlow.

Der Tag ist trüb, der Tag ist grau,  
Kein Sonnenblick und Segen,  
Nur Nebel, Nebel überall  
Auf Feld und Flur und Wegen.  
  
Kein froher Laut und lichter Glanz,  
Nur Krähen krächzen ferne — —  
Und ich hab doch den Vogelsang  
Und Sonnenschein so gerne.

## Aus Mecklenburgischen Sagen

Elsr. Wendler.

### Warum die Malchiner den Fangelturm bauen mußten.

Einst wurde im Malchiner Rathaus ein großes Fest gefeiert, wozu auch der Freiherr von Kummerow, dessen Ländereien damals noch bis an das Mühlentor grenzten, geladen war. Als die Gesellschaft in fröhlicher Stimmung beim Mahle saß, hob einer der Ratssherren seinen Becher trank dem Freiherrn zu und sagte: „Wie wär's Herr Ritter, wollt Ihr uns nicht Eure Ländereien bis zum Kummerower See verkaufen?“ Da lachte der Ritter und sagte: „Freilich, gern, wenn Ihr Geld genug habt, sie mir zu bezahlen“. — Der Freiherr wußte wohl, daß die Stadt das Geld nicht besaß, und so fuhr er fort: „Ich will Euch einen Vorschlag machen: so viel Land, wie Ihr in dieser Nacht von 12 bis 4 Uhr mit einem paar Zugochsen umäckert, will ich Euch schenken, zum Andenken aber mußt Ihr mir am Mühlentor einen Turm bauen und daran mein Wappen anbringen. Sobald Ihr aber den Turm wieder einreicht, fällt das Land an meine Nachkommen zurück“. Die Malchiner waren einverstanden und verpflichteten sich mit Brief und Siegel die Abmachung einzuhalten. Nachts um 12 Uhr zogen nun die Malchiner Ackerleute mit einem Paar Zugochsen los und äckerten eine breite Furche von Malchin bis Duckow, von dort zum Kummerower See und in weitem Bogen nach Malchin zurück. Gerade als die Kirchenuhr 4 Schläge schlug langten sie wieder am Mühlentor an. Das gab natürlich am andern Tag einen großen Spaß, doch der Kummerower Ritter hielt sein gegebenes Wort, das Land gehörte fortan der Stadt Malchin. Freilich mußten nun auch die Ratssherren ihr Versprechen

wahr machen und einen Turm bauen, den man den „Fangelturm“ nannte. Später diente er als Gefängnis und als die Malchiner dann mal ein neues Rathaus bauen wollten und ihnen die Bausteine knapp waren, wollten sie den Fangelturm einreihen. Doch da warnte ein alter Bürger: „Daut dat nich, Kinnings, dei Kummerowisch licht all ut dei Aulen“. — So blieb der alte Turm stehen und steht noch heute, trotzdem das Wappen daran längst verwittert ist.

### Wie die Ivenader Eichen entstanden.

In dem Graf Plessenschen Besitz Ivenack stand einst ein großes Nonnenkloster. Die Abtissin hielt auf gar strenge Zucht unter ihren Klosterfrauen und führte ihr hohes Amt gewissenhaft und ohne Tadel. Einmal aber hatten trotz strengster Aufsicht sieben junge Nonnen ihr Gelübde gebrochen und eine Todsünde begangen; nun sollten sie zur Rechenschaft gezogen werden und strenge Buße stand ihnen bevor. Die jungen Nonnen aber waren entflohen und alles Suchen nach ihnen war umsonst, und doch waren sie nicht über Ivenack hinausgekommen, als die Strafe des Himmels sie ereilte und sie in Eichbäume verwandelte. Alle diese Eichen sollen ein Leben von tausend Jahren haben, erst dann verdorrt die erste Eiche und damit ist eine Nonne erlöst. Hundert Jahre später verdorrt die zweite Eiche und wieder ist eine arme Nonne frei. So geht es alle 100 Jahre weiter, bis auch die letzte Klosterschwester ihre Strafe abgebüßt hat.

## Zeitbilder vaterländischer Cultur- und Landesgeschichte

illustriert durch besonders interessante Episoden aus dem gräflich von Hahnischen Familienbuche.

Unter den vielen uralten Mecklenburgischen Geschlechtern, deren Geschichte wir bis ins 13., sogar theilweise bis ins 12. Jahrhundert zurück verfolgen können, wollen wir eins der bekanntesten und berühmtesten herausgreifen, das der Familie von Hahn, von der des hochinteressanten, vergangene Zeiten scharf Charakterisierendes, gar Manches zu berichten ist.

Als bekannter Stammvater wird der mit Salzburg Aetelhodi aus Wattmannshagen 1230 vermählte Echard Hahn angeführt, dessen Bruder sich Dechow nach seinem im Rügenburgischen gelegenen Gute gleichen Namens nannte, unter Beibehaltung des von Hahnischen Wappens. Einleiten möge ein Astenstück aus dem ersten Theil der von Hahnischen Geschichte, dessen Wortlaut folgendermaßen:

„Fürsten, Vasallen und Staedte der Wendischen Ostseeländer schließen am 13. Juni 1283 ein Landsfriedensbündniß. Cum domino Johanne duce Saxonie spoponderant et uiurauerunt hic: Bolemarus et Bolemarus filius eius David de Carlowe, Ditlemus de Parkentin, Eneke Hale, Heyno Schacke de Lüneborch, Hartwicus de Rizerowe, Johannes de Balch, Borchardus de Gezow, milites, Johannes de Crumesse famulus; cum domino Wizlav principe Buidnorum Mathens et Eneardus fratres dicti Molsteke, Nicolaus de Diuiz, Henricus Pape, Wernerus de Tribeses, milites; cum comitibus de Zwerin: Ludolfus Moljan et Friedericus filius eius, Ludolfus Hasenlop, Johannes de Dambele, Ericus Anthonijs, Boz de Retberg, Gherardus de Eczeu, Stochhuisch, milites; cum domino Bernardo comite de Dannenberg: Eghardus Ribo, Bertoldus de Stortelenboeke, milites; cum domino Johanne Magnopolenst; Fredericus Smekere, Eggehardus de Gutow, Hinricus de Bülow, milites Nicolaus de Bülow famulus; cum Henrico et Johanne dominis de Werle: „Godeko Luch, Bolradus Darges, Johannes Ko, Nicolaus Gallus, h. de Blotow, Fredericus de Buren, Jordanus et Gerhardus fratres de Cropelin, Johannes Cabolt, Johannes et Bernardus fratres de Velin, Sifridus de Ruthdorp, Radolfus de Hunwardestorp, Grubo, Duding, Bolzele, Denekow, Matthias Galerus (Aetelhof), Hermannus de Langhevorde, Heydenicus de Lu, Bernardus de Lesten, Johannes de Goldebog, Jo de Duzein, Johannes de Lipen, Hen. Storm milites, cum het Dominicellis Magnopolenibus: Bertoldus Pren, Otto de Beuentlo, Hinricus de Barnelow, Ludolfus de Traumenmunde, Benedictus de Rodenbeke, Hennigus de Stralendorp, Marquardus de Lo, Gherardus et Hartwicus fratres dicti Mezile, Hennigus dictus de Cremon, Johannes de Zernin, Otto Wackerbart, Godescalcus Pren, Tedwicus de Ordzen, Godeko Dotenberch, milites; cum Jo et Net Vor dominicellus de Rozstock: Gerardus de Rozstock, Johannes Babbe, Neddagus, Jo, Fredericus et Conradus fratres dicti Molteke, Coscolcus Polene, Henricus Lupus, Georgius Molteke, Gerrardus de Oldendorp, Henricus de Tunc, Godeko de Tribow, Henricus Cat, Lambertus de Manegoldeshagen, Bolradus Smeker, Bordekor et Tidericus de Aglant, Bertoldus de Jork, Wernerus de Nekow, Bertoldus Latecop, Fredericus Kerdorp, Wernerus Gezevitz, Marquardus de Dragun milites et alii quam plurimi milites et armigeri fide digni.

Aus Quellen, die älter als das obige Document, treten uns folgende Namen entgegen: 1162 Prisebuer und Gamm, 1192 Vitz, 1194 Mulfan Bere.

In einem Grenz- und Heirathsvertrag der Fürsten Jo-hann von Mecklenburg und Nicolaus von Werle mit dem Grafen Gunzelin und ihrer Schwester, d. 30. Oktober 1230, finden sich außer andern folgende Namen: Testes. Bernardus comes de Danneberch, Johannes Magnopolenst et Nicolaus dominus de Rozstock, fratres Alvardus Gaus, Thetlephus de Godebus, Johannes de Snalenborch, Thetlephus inuenies Wernerus de Aetelenborch, Petrus de Gansethorp, Bnizlaus, Johannes de Valisen, Eglerhardus Hane. (Gattin Salzburg Aetelhod-Wattmannshagen) Otto Bersarius, Otto Bawarus, Salomon, Johannes de Crupelin, Heinricus de Roma, Nicolaus de Brusewitz, Godescalcus nepos domini Thetlephi, Johannes de Bulowe, Conradus de Suinga, Jordanus de Poterowe et alii quam plures.

Aus Documenten nachfolgender Zeiten entnehmen wir andere Namen: 1236 de Mulzhan, Picht. 1237 Gode-friedus de Bulowe, Leuerus de Bluzekowe, Heinricus Ribe. 1240 Conradus de Sture, Renardus, Olicus, Johannes, Heidenricus, Hermannus Heinricus de Lu milites Christi. 1241 Luderus de Bluchere, Geroldus de Peccatle. 1261 Ludolphus Hardenacke, Nicolaus de Elererenuerde, Hartwicus de Buzckowe, Ekehardo de Dechow, Thidericus Quidzowe. 1272 Aug. 1. und Dec. Mauritius comes de Spegelberge, Joh. de Crupelin Raboldisdorpe, Bluingus et Johannes fratres Oldenburg, Conradus Berchane. 1273 Joh. Ko, Segebodo de Holtorp, Cour. de Brohusen, Thetlev Wackerbarth, Heinricus de Ulotowe, h. de Colonia, Joh. Rabolt. Priseburius et Johannes frater suis. Fred Brusehauere, h. de Grimun, Henricus Vache, M. de Cene, Olicus de Bardenrei. h. de Ludorp, Joh. de Velin, Otto Neetlo, Henricus de Siwan. Gherardus et Nic Aetelhut. 1292 Hulishol Gammo, Arnoldus de Wzedhen, Cysendorp. 1293 Gothemarus de Rehewe, h. de Grammelin, h. Schade Ritter. 1297 Tessemarus de Lewehow, h. de Luco, Nicolaus Huriz (Zarchelin und Gallin, Klostergüter Doberans nimmt Bernhard von Velin auf Lebenszeit in Pacht 1299). 1300 Joh. de Rethze, G. de Moderis. 1329 Joh. Reding, Anappe, Ghert Zwehin to Sverstorpe (Schwastorf). Von Henele Pramulen (Prebberede 1385 an Familie v. Bassewitz verkauft). 1499 d. 18. Dec. Henning Warborch to Ballin, Otto Vieregge-Wolrent, Neymar von Blessem to Prilleuisse. 1553 Claus von Oldenborch to Grimmelin, Claws van Lesten to Wardow. 1471 Ghunter Lewehowen to Schorrentin, Hans to Lewehowe, Radke Kerkdorp to Ryfö. Lüdeleund Claws Hanen, Jessuluen heren Lüdeken Zöne ridderen Hans Hanen und Otto Hanen, alle to Basedowe. Dargun 1444. v. Restorp-Volz, D. Sulkow prawest tho der Verchen, Wedege Bugenhagen tho der Reringe, Heinrich Smeler-Wüstenfelde, Bicke Bere-Rutkerow, G. van Restorp, ratmann tho Malchin, Tidke Lowhow tho Leuehow, Smeler-Gülzow, Hinrich Hane-Arnsberghe, Achim van Hagen-Bukow.

In der „Geschichte der Familie v. Penz“ lesen wir wie folgt: „Ritter Thetlev von Gadebusch empfing das ganze Land Loitz, wo er 1242 der Stadt das lübische Recht verlieh. Indem den deutschen Kriegsleuten deutsche Bauern auf dem Fuße nachfolgten, wurde die Germanisierung des slavischen Landes mächtig gefördert. Erscheint in pommerischen Urkunden bis 1266 Fürst Wartislaw ausschließlich in wendischer Umgebung, so weisen in der Folge die Zeugenreihen überwiegend Deutsche auf, wir nennen hier: Hahn, v. Malzahn, v. Walsleben, Thuringus (v. Düring), v. d.

Osten, Sconenelde (Schönfeld), Badelaten, v. Angern, v. Apeldorn, Behr, Honig, v. Erienenborch (Ortenburg), Pichi, Wien, v. Penz.

Sind auch gar manche Namen der angesührten Zeugen längst erloschen, so giebt es doch noch eine große Anzahl, deren Familie auch heute noch blühet, und wird den geehrten Lesern diese Abschweifung von der wieder aufzunehmenden v. Hahnischen Geschichte aus dem 14. Jahrhundert gewiß willkommen sein.

Goldberg, den 3. Mai 1337.

Verleihungsurkunde.

Es verleiht „Junker Johann von Gottes Gnaden Herr von Werle“ seinen lieben getreuen Männern Claus, Eckard, Matthias und nochmals Claus Brüdern, die die Hahnen geheißen sind, und ihren rechten Erbnehmern mit gesammelter Hand, die drei Dörfer Basedow, Gessin und Sand-Liepen, die in seinem Lande liegen, mit allem Recht, Pflicht, Noth und Freiheit, als er zu den Dörfern hatte, mit Aektern, gebaut und ungebaut, mit Campen, mit Felden, mit Wegen und Umrügen, mit Weide und mit „Wischen“ mit „Bröken“ und mit „Torve“, mit Wassern und Wasserläufen, mit „Hölte“ und „Strüke“ und Büsche, mit dem größten Rechte an den Hals und die Hand und mit dem mindesten Rechte den Ober- (Hals-) und Untergerichten mit „Eröhpennigen“, mit „Munte“pfennigen, mit Rindergelde und mit Hühnergelde (Hanegelde) mit aller Pfennigbede und mit aller Kornbede usw.

Am 25. October 1351, dem Tage Crispini und Crispiniani, kam es zur Schlacht bei Loitz am Schöppendamm zwischen dem Herzog Albrecht von Mecklenburg, Fürst Nicolaus von Werle-Güstrow und Nicolaus Hahn, dem, seit Ludolf Molhans im Jahr 1341 erfolgten Tode, Pfandsbesitzer von Loitz, gegen die Herzoge von Pommern-Woigast, die den Herzog von Pommern-Stettin zu Hülfe gerufen, der denn auch mit großen Heerhaufen herandrückte. Im Anfangsfochten die Mecklenburger und Werler glücklich, denen sich auch die Grafen von Güstrow anschlossen und besetzten ihre Pfandschlösser; da aber stürzte sich Barnim mit vereinten Streitkräften auf Hahn, welcher nach tapferster Gegenwehr der Uebermacht endlich weichen mußte.

Der junge Graf von Güstrow, der eben seine Hochzeit feierte, flog, im Bewußtsein seiner Vasallenpflicht und in edlem Zorn über das Hin- und Herschwanken seines Geschlechts, mit seinen Gästen dem Mecklenburgischen Landesherrn zu Hülfe, war im Verfolgen des Feindes zu eifrig, ward umringt und gewann statt des Brautkranzes die Todtentrone, und stieg mit ihm das Grafengeschlecht derer von Güstrow ins Grab, da ihm auch der hochbetagte Vater bald folgte. Nicolaus Hahn, von Wunden und Kriegsarbeit erschöpft, konnte nur mit größter Mühe auf einem Ochsen vom Schlachtfeld gerettet werden. An diesem Tage zerfleischte die Kralle des Greifen den Stamm des Hahnes, wie sich ein alter lateinischer Spruch ausdrückte.

Trotz tapferster, ehrenvoller Gegenwehr war die Schlacht von Loitz verloren, und als sich die Trümmer der Armeen später wieder mit den Mecklenburger Truppen Herzog Albrechts vereinigten, empfing dieser Hahn mit den Worten, die ein altes Volkslied aufbewahrt:

„Hane, Hane, wer heft thoreten dinen Stamm?“  
„Here, dat heft gedan Hertoch Barnam idt is ein  
klein man von live, överst grot in live“. (Strett)  
„Wo hestu denne gelaten unse Lude?“  
„Her, se synt in godem Beholde, synt se nich tom  
Zunde, so synt se tom Gipswolde“.

Siebzehn Jahre später, am 10. November 1368, besiegten in der Schlacht bei Damgarten die Mecklenburger und Werler die Pommern, nahmen Herzog Wenzel und den Kern seiner Ritterschaft gefangen und gaben sie erst gegen ein bedeutendes Lösegeld wieder frei. Hier hatte Nikolaus IV. Hahn tapfer gefochten und die Scharte ausgeweit, die dem Heldenstamme seines Vaters geschlagen war und wurde sofort auf dem Schlachtfelde zum Ritter erhoben.

Nach seinem, im Jahre 1374 erfolgten Tode entstand noch ein Streit über sein Begräbnis, da ihm trotz seines vielbewegten Lebens die Geistlichkeit selbst im Grabe keine Ruhe gönnen. Auf einem seiner Kriegszüge hatte er das holsteinische Stiftsgut Sülten geplündert, war dafür in den Bann gethan und sollte nun aus seiner Familiengröße in der Klosterkirche von Dargun entfernt werden; da dies nicht sofort geschah, wurde auch das Kloster Dargun mit Bann und Interdict belegt, bis der päpstliche Auditeur, Dr. Wilhelm, am 15. December das Urtheil in Avignon sprach, beides wieder aufhob, so daß Nikolaus Hahn in seiner Ruhestätte verbleiben durfte.

Zur Gewinnung eines Einblicks in die Art und Weise der Belehnung mit heimgesunkenen Gütern in mittelalterlicher Zeit möge hier das Beispiel einer solchen mit ihren einzelnen Modalitäten Platz finden.

Durch Herzog Ulrich von Mecklenburg erhielt der Landrat Heinrich von Hahn-Auchelmiß nicht nur die, in Folge des Aussterbens der Familie von Pölte 1464 frei gewordene Würde des Erblandmarschallamts des Mecklenburgischen Landes am 12. November 1469, sondern zugleich auch die von Bertelow'schen heimgesunkenen Lehne Pleez, Roga, Salow, Bassow, Schwanbeck, Ramelow und Wendorf mit den dazu gehörenden Bauerndörfern und Hufen von Dahlen, Staven, Kuhblank und Roggenhagen mit der Bede von Brisewitz und Brome und den von Bertelow'schen Anteil an Neverin, so frei, wie die von Bertelow sie besessen. Zahlen nun mußte er an den Herzog Ulrich 1600 Rheinische Goldgulden, von Bertelow's älteste Tochter Slave aufzusteuern, beleibzüchtigen und sie seinem ältesten Sohn Nikolaus zur Ehe geben, wodurch er denn auch ohne große Weiterungen das von Bertelow'sche Allodialvermögen an sein Haus brachte. „Die anderen beiden Jürgen Bertelow'sen Dochtern sollen sich in ein Kloster begieben“ und von Hahn dazu ausgesteuert werden, und Jürgen Bertelow's Wittwe von ihm 400 Rheinische Goldgulden bekommen. Seitdem ist das, mit dem Besitz von Pleez und Roga verbundene Erblandmarschallamt in der jetzt gräßlich von Hahn'schen Familie verblieben.

Eckhard VII. Hahn war 1569 mit Anna von Bülow vermählt. Ihr Vater, Hans von Bülow auf Marnitz, sagt in einem Originalschreiben an Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg am 26. April 1573, daß er „seine freundliche, liebe Tochter dem edlen und ehrenfesten Eggert Hahn zu Arensberge erbgesessen, vor vier Jahren ehelich habe beilegen lassen.“

Ein gar anschauliches Bild von der Verbürgung in früheren Jahren liefert uns nachstehende traurige Begebenheit. Viele II., aus dem im 14. Jahrhundert gegründeten v. Hahn Damerower Hause, der mit Engelle Gamm in der Schmiede von Poserin die Nacht durchgezehrt, hatte das Unglück in der Trunkenheit beim Wortwechsel den Schreiber seines Bettlers, Lorenz Hansen, am 4. Februar 1585 durch einen Stich ins Auge verletzt zu verleben, daß er am nächsten Tage daran starb. Hahn, der diese That bitter bereute, entfloß, wurde aber ergriffen und gefänglich eingezogen.

(Fortsetzung folgt.)

## Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Mi wir so as wenn dat dat Best för mi wir, wenn ic mi man glis twischen dei Puttingen van dei Brigg un den Eckpahl van dei Lagerbrügg sachting daleet, hät zwei Faut Water aewer minen Kopp stünn'n. Dor güng dat dicht achter mi klipp, klapp! triff, trass! klipp, klapp! „Dor is westliche Wind, südwestliche Wind in 'e Lust, keppen Heuer.“ Ich keel mi üm. Dat wir Humpel-Davids, dei dor bi mi stünn un grar' dat Primitje van dei linke Back in dei rechte raever stauen deer. Ich sär nix. „ne seine Brigg, keppen, dei Agamemnon, 'n sein Fohrtüg, London, wat? Dat ritt moi, mit Kappalen, keppen, moi, segg ic ümmer. Un wenn dat Kappalen nich wir, denn kunn der Deuvel för mintwagen mit dei ganze Seefohrt asburren as dei fleigende Hollänner. Ich glöw dat dor männig Snaesel van Korrespondentreeder mit dat Kappalen in sia eigen Tasch auffohren deer, aewerst dat litt dei Generalreeder nich; ne segg ic ümmer bi mi, ne, Derche Davids, dat litt hei nich. Un wenn so'n verfluchtigen Racker mi' min Kappalen stridig malen wul, Gott verdom mi, dor wör ic em mit minen Handstock vör den Daets slahn, dat em dei Ogen ut dei Klüsgaten rut lisen föl'n.“ Ich wüht recht gaud, wo dat up anspälen deer. Swanken sin noble Maxim güng mi twors dörch den Kopp, aewer ic geew Derche Davids doch sin Marktstück, as ic dat all vördisen as Stürmann dahn harr, wenn ic usleep ore binnen keem. So deip geslagen as ic of wir, ic kunn dat doch nich aewer't Hart bringen, Humpel-Davids ahn 'ne Kleinigkeit auffohren to laten. Hei bikel sic dat Marktstück, grint sic aewer dat ganz Gesicht un smet nahst dei heile Ladung Tobackssatz up dei Bahnen van dei Brügg, dat dat man orig so sprütten deer. „Seiun Sei woll, keppen“, sär hei dunn to mi, „as ic hüt morn upstünn, un mi nah dei Wind ümkäsen bar, dunnso bissunn ic mi, dat ic leinen roden Sößling so'm lütten Alkewit in min Furrick har. Schart em nich, sär ic to mi, schart em nich, Derche Davids, din Kappalen kriggst du doch un din'n Alkewit of. Stür du man din'n Kurs, gah du man dinen Gang. Dei Generalreeder dei weit dat, wat du keinen roden Sößling mir heest. Dei verlett kein irlisch ol Rostocker Stadtkind, wat ut den Mars van so'n verdammtigen Zweihundertgünnner schaten is un sick Arm un Bein hett brälen möht. Dat deit hei nich, Derche! Un dor stür't ic denn minen Kurs dei Lagerstrat dal un trojedus up dei Lagerbrügg los. Dor kreeg ic Sei up'n Kiler. Ahoi! denk ic, dor is dei richtige Mann. Dei hett woll Orre krägen van den Generalreeder, di dat Kappalen hüt uttobitahlen. Ja, ja, keppen Heuer, dei Generalreeder hett 'n widen Kikut. Dei sitt haben in den Mars van dei Welt, un dei verlett kein irlisch Rostocker Stadtkind, wenn Holland in Not is. Na, glückliche Reis' of, keppen, un wenn Sei wedder haben binnen lopen, denn will ic mi dor mal nah ümseihen, wat Sei nich wedder Orre krägen hemm'm, Derche Davids sin Kappalen uttorkiren, un sünd Sei dat denn nich, denn is't 'n anner“.

Dormit klipp klapp! klipp klapp! schest Humpel-Davids wedder af. Ich keel em nah. Hei stürt richtig nah Beke'n sin Baur' rin un hett sic dor wörschönlich stuen lütten Alkewit aphaast. Up dei Marienkirch slög dei Klock elben. Sid Klock soß har ic all so up dei Brügg rüm dämert. Mi wir ganz huttlich un schudderig, denn ic wir ahn Ratt un Drög van Hus gahn in dei Ungedur un Bin, dei an mi fret as 'n Pürnick in't Appelshühschen. Na Hus kunn ic noch nich. In Lötting er blagen Ogen kunn ic nich lisen, ahn noch gor tau väl truriger to warden as ic all wir.

Mi llop 'ne Tran an dei Näs' dal, as ic so an er denken deer, un wo dat einmal mit uns warden föl. An dei Mönlebrügg wör ut dei Ijis Hemp utsar't, dei wir vör acht Dag' ut Petersborg ankommen. Wenn Ohlsen doch din Ladung hemm'm fall, denn is dat am En'n geraden, wenn du to em geiht un em fröggst, ob hei di nich 'ne Stürmannshür günn'n will, dacht ic bi mi. Maeglich is dat, dat hei dat deicht, sin Maat hett jo gestern in't Krankenhus bröcht warden möht. Bit du man in'n suren Appel, Martin, dat helpt nich. Dahn möt wat warden. Dat büst du Lötting un Stining schüllig; dorvör büst du 'n Kirl.

„Uem Bergäwung, sünd Sei nich keppen Heuer?“ Ich keel up, dor stünn 'n lütten run'n Mann vör mi. „Dei bün ic,“ sär ic, „wat steht to Sei Gren Deinsten?“ „O, nix,“ antwurrt hei. „Sei kennen mi woll nich, as mi dat vörkummt. Sei sünd aewerst so lang' van Hus weg wäst, dat ic Sei woll 'n bätten ut dei Stundschäft kamen bün. Ich bün dei Reiperölst Bahl, keppen Heuer. Wat Sei Er selig Badding wir, dei hett mi gaud naug kennt. Ich heiw mi den Hemp ut Ohlsen sin Schipp biseihen. Un as ic bir so vörbi keem, dor sär ic to mi, du kammst di of man en den „Agamemnon“ anfiken un woans em dat laten deicht, nu dat hei vollständig taleit is. Dat's 'ne heil smucke Brigg, dat fall wor sin. Ich kann nich seggen, dat so'n Fastgeljask mi recht toseggen deicht. So'n richtig Brigg is doch 'n an'nern Snael. Dor sünd mir Pir vör 'n Wagen, un wenn dei grötter Spanndeinst of 'n Handdeinst mire verlangt, schar't em nich, segg ic ümmer, dat geiht doch flinker bi 'n Wind, un Tid gewunnen, väl gewunnen. Negst Woch nimmt woll dei „Agamemnon“ sinen Weiten in, wat? Heiw man hür't, dat Sei mit Snael un Abensetter aflatzen hemm'm. Bulle Ladung, nich? nah London an Kastendieb un Henz, ore heit dat Hus anners?“

„Dat is woll all so intendirt wäst, min leiw Herr Bahl, aewerst dor ward sacht nu nix mir ut, un ob ic je minen Faut as Kaptän van den „Agamemnon“ up sin Deck setten dahu, dat's dissen Ogenblick so unwoerschönlich, as dat vör'n Antonitermin wörschönlich wäst is.“

„Sei laenen einen jo orig verfiren, keppen Heuer.“

„Ja, Meister Bahl, ic heiw dat toirst of dahn, as dei Maeglichkeit an mi ran keem. Nu aewer verfirt mi nix mir. Ich heiw mi dor all hallwags in funn'n.“

„Sei will'n doch nich gor seggen, as ob dei Brigg Sei wedder aßnamen ward.“

„Ja, Meister Bahl, dat ward dor woll van herkamen, wenn bät aewermorn kein Rat schafft is. — Hemm'm Sei denn dor noch nich van hür't? Ich mein, jeres lütt Kind up dei Strat kunn Sei dorvan vertell'n. Ich mag mi sülben gor nich mir up dei Strat un mank Lür' seihen laten.“

„Ne, ic heiw of kein starbendiges Wurd dorvan hür't. Wo kann dat denn minschenmaeglicherwiß taugahn? Herr du mein Jeses, dor hür't jo Krid un Rodstein bi up.“

„Ne, bi Krid un Rodstein hür't dat nich up“, sär ic. „Meister Bahl, dor is dat mit anfungen, un geiht dat an't Mager, nu kümmt dat Buttent'n nah. Dei Spesen wören mi man einsach aßnamen, dei sünd mit duuwelt Krid schräben un mit Rodstein ünnersträken, un fräten mi un den „Agamemnon“ einsach up. Seiun Sei, min leiw Herr Bahl, dat is dei einsachste Geschicht van 'e Welt, un dat is nix Riges as man blot, dat sei mi un dei Brigg dor passiert.“ Un dor ic nu doch einmal in'n Tog wir, so vertellst ic em allens hörlein, wo dat taugahn wir, dat Vörspli mit Agent Möppern un dei bläurige Nahklapp mit Hoffrat Brümmern.

„Hum, hum“, — sär ol Bahl un wischt sic mit sin bom-wullen Daul den Sweit van 'n Börkopp. „Dat is jo 'ne ganz verfluchtige Geschicht. Dei sünd jo Hunn'hor manl. Wo hemm'm Sei sic of üm' Gottes Jesuswillen man blot mit Möppern un Brümmern aewerall inslaten künnt. Möpper is 'n jungen Windhund, 'n Brümmmer is 'n ol'n Swinhund. Dat will icc er bei' schriftlich gäben. Möpper is stadträchtig und Brümmmer is regulär landrächtig. Hum, hum, hum. Gäben Sei man Paß, dei beiden hemm'm inner ein un dei sülstige Deck spält, keppen Heuer, un dei Windhund hett den „Agamemnon“ den Swinhund in't Gorn taujagen hulpen. Van alle dullen Hunn'n sünd dei Windhunn'n un dei Swinhunn'n dei düllsten, dor möt ein sic vör häuden, as dei Kaefsch vör dei Soldaten, dei Kanditermansells vör dei Leutnants un dei Godelfrödens vör dei Kutschers. Aewerst kein Hund is nägen Jöhr dull, hei stött doch tolezt up'n Schinnerknecht. Sjü, sjü, sjü, also Musche Brümmmer? Sehn Sei mal, keppen Heuer, Brümmmer is 'n beßlichen Racker, ic glöw, hei wör sin eigen Großmudder den leiven Gott auprozzessieren un den Düwel tauwennig malen, wenn dor wat bi to raken wir. Prozessiert nich dei Hallunk mit minen Swigersaehn, den Stauhlmater Maul, wat sin Hinnernauer is, wägen sin Warfstubensinster, dei sid siwuntwintig Jöhr all vör Brümmmer sin Tid up Brümmern sinen Goren gahn sünd, un Maul möt sei richtig taumuren saten, wil man noch drei Maand an dei Verjörung fälen. Wat dei ol Maul wir, dei har Brümmern sinen Börgänger dat mit föstig Daler astlöfft, man dat Poppier doraewer wir weg, un dat har Brümmern sin Fru von Mansell Preihelten in'n Tee bi Fru Senatern Propp to weiten krägen, un so wir dat bi Brümmern an dei recht Stöck kamen. Sjü, sjü, sjü, also dei Musche Rüdlich, dei Brümmmer hett sin schuftige Hand manl Sei Er storten. Hei kalkulirt also so, mööten Sei weiten, künnt dei „Agamemnon“ ünner den Hämmer, un möt dat Geld all dor utfirt warden, denn künnt hei nich höher as siwdusend Daler. Denn löfft hei em, seit'ten Zeitschiper dorup, Fräden hemm'm wi, dat Geld künnt ut dei Muslöcker binnin ein ore zwei Jöhr all wedder rut, un denn makt hei 'n Profit van hunnert Prozent. Sühst Du wo Du büsst! Dor soll em aewer 'ne ol Uhl sätten hemm'm. Wo völ wir dat noch, Summa Summorum? Achthunnert Daler? Dei laenen Sei von mi kriegen, keppen Heuer, laenen Sei van mi noch hüt un disse Dag kriegen. Weiten Sei wat, Sei halen dei Poppieren van dei Partien, wi gahn nah Peter Leddern, dei nimmt dat 'n bätten in dei Ferrer; dei warden bi' Gewett himmerleggt un nahst up minen Namen jedirt, denn is allens in gehürtige Ordnung un Schic. Möpper soll sich woll gäben un ward Gott sinen Schöpfer danken, wat hei dor so van astkünnt. Denn laenen Sei dei Ladung Weiten innämen un Glück up dei Reis'. Sei hemm'm twors kein einzig Troß för dei Brigg bi mi malen laien, un dat snitt mi in 'e Seel, wat dat Kabel, dat dor up dei Roof liggt, nich up min Bahn makt is; Puhst hett dei ganze Arbeit hatt, schar' em aewerst nich. Ich weit recht gaud, dat Düler un Cornessen Sei dor fotoseggens to dwungen hemm'm. Wat Sei Er selig Baddar wir, as hei noch den „Poseidon“ führen deer, hett all wat hei an Reiperarbeit bruken deer van mi namen. Ich denk, nahdissen günn'n Sei mi ol 'n Schilling. Den Gefallen möten Sei mi aewerst dahuhn, keppen, wenn Sei den Snæsel, den Brümmmer, dat Geld bringen dahuhn un den Wessel wedder in 'e Tasch hemm'm, un hei Sei fragen deicht, wo Sei dat Geld herkrägen hemm'm, dat Krüschan Bahl dat wässt is, un dat Krüschan Bahl dat recht in dei Seel woll dahn har, Herrn Hoffrat Brümmmer up disse Wiss' wedder to sin Geld to verhelspen, un dat Krüschan Bahl ümmer bereit wir, em so'n Ort Gefälligkeit to dahuhn, wenn dei Gelägenheit sic mal wedder drapen söl."

Na, dei Sal wör noch vör Middag in Richtigkeit bröcht. Stöck ein bröcht ic Brümmmer dat Geld. Hei makt grote Ogen, as ic em dat Geld up den Disch hentellen deer. „Dor sünd of so völ Prükenköpp mank, as in disse swore Tid man jichtens uptodriben wiren, Herr Hoffrat“.

„J, das ist mal nett von Ihnen, bester Kapitän, daß Sie so freundlich die Marotte eines alten Mannes berücksichtigen. Das ist äußerst nett von Ihnen, wie gesagt, äußerst nett. Klepper haben Sie nachgezählt, wie? Zählen Sie noch einmal, Klepper. Nur der Richtigkeit wegen. Sie haben Glück gehabt, bester Kapitän; wahrhaftig, Sie können von Glück nachsagen, daß Sie das Geld noch in der zwölften Stunde gefriegt haben. Tui meinem alten Herzen ordentlich wohl, weiß Gott. Das Geld ist so rar in diesen traurigen Zeiten, so rar, Gott soll mich strafen, man kann es bei der Laterne suchen und findet es doch nicht. Nein, kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich das freut. Hab's immer gesagt, hab's immer gesagt, es gibt doch noch gute Menschen in der Welt. Haben Sie nochmals gezählt, Klepper? Zählen Sie dreimal, lieber Klepper, zählen Sie dreimal! Aller guten Dinge sind drei. Da liegt Ihr Wechsel auf dem Tisch, bester Kapitän, wie? Da haben Sie Ihren Wechsel, nicht wahr, alles in Ordnung. Alles in schönster Ordnung abgewickelt, nicht wahr? Vergessen Sie auch ja nicht den Wechsel, bei Leibe nicht!“ „Ne, Herr Hoffrat, dor laenen Sei sic up verlaten, dat dat nich geschükt. Möpper wör frilich seggen: Das macht nichts; aewer ic bün mi dor nich so ganz fäler im.“ „Sehr richtig, bester Kapitän, ganz außerordentlich richtig und vernünftig von Ihnen gedacht. Mit solchen Dingen ist nicht zu spaßen“. „Nee, för 'n Spaz herw ic dei Sal ol nich annehmen,“ sär ic un rei den Wessel intwei un stölt em in min Rocktasch. „Das nenne ich kurzen Prozeß machen, weiß Gott, kurzen Prozeß machen. Nichts geht über 'n kurzen Prozeß. Aber noch eins, bester Kapitän, wie? Wäre es unbescheiden, wenn ich mich zu fragen erdreiste, wer —“ „Sei meinen van wän ic dat Geld beww?“ „Richtig, bester Kapitän, sehr richtig. — Klepper, schließen Sie das Geld in die Geldliste! Klepper, hören Sie, in die Geldliste, da haben Sie den Schlüssel. Richtig, ich fragte nach dem edlen Menschenfreunde.“ „Ach, Herr Hoffrat, dat 's of 'n gauden Fründ van Sei sülben, dei sic freut, dat Sei wedder to Sei Er Geld kamen un nix wider mit den „Agamemnon“ to dahuhn hemm'm. Sei hemm'm twors mal ens sinen Juden mächtig aßkalscht“ — „Sie machen mich neugierig, bester Kapitän, auf Ehre, sehr neugierig“. „Aewerst so unfristlich wol hei doch nich sin, Sei Er den Juden wedder to slahn. Un wo hei heiten deicht, laenen Sei of to weiten kriegen, wenn Sei dat intressirt. Dat is dei Reiperöllst Bahl, un hei hett mi recht indringlich updragen, Sei dat of jo un jo to seggen, wenn Sei dornah fragen söl'n. Juden, glil völ, witt ore swart, kinn man blot up ein Wiss' slahn, so dat sei dat fäuhlen, un dat wir, wenn sei meinten, 'n seinen Rebbes makt to hemm'm, dat man er den Rebbes vör dei Näs wegtrecken deer. Gunn Morn ol, Herr Hoffrat, un wenn Sei Er gauden Fründ Möpper, den Hallunk, sehn, dennso grüßen Sei em of van mi, un wenn Sei wat in London to bistellen hemm'm, denn schicken Sei 't man mit 'e Post“.

„Ich bür' noch up dei Trepp, wo hei achter mi herschell'n deer, in suuwende But, dat dei Bradeaschöttel em vör sin Näs mitzamst den Braden wegdragen wör. Den Geruch van 'n gatlich Stück van dat Spickspeck har hei dorvan hatt, aewer an den Papensnitt wir hei, Gott si Dank, nich kamen. Ich kann gor nich seggen, wo licht ic mi fäuhlen deer, as ic wedder buten up dei Strat stün.“

(Schluß folgt.)

„Hum, hum“, — sär ol Vahl un wiicht sic mit sin bom-wullen Dauk den Sweit van 'n Brökkopp. „Dat is jo 'ne ganz verfluchtige Geschicht. Dor sünd jo Hunn'hor mank. Wo hemm'm Sei sic ol üm' Gottes Jesuswillen man blot mit Möppern un Brünnern aewerall intaten künni. Möpper is 'n jungen Windhund, un Brümmen is 'n ol'n Swinhund. Dat will icc er bei' schriftlich gäben. Möpper is stadträchtig und Brümmen is regulär landrächtig. Hum, hum, hum. Gäben Sei man Paß, dei beiden hemm'm ünner ein un dei sülstige Deck spält, keppen Heuet, un dei Windhund hett den „Agamemnon“ den Swinhund in't Gorn taujagen hulpen. Van alle dullen Hunn'n sünd dei Windhunn'n un dei Swinhunn'n dei düllsten, dor möt ein sic vor häuden, as dei Raelsch vor dei Soldaten, dei Kanditermamsells vor dei Leutnants un dei Eddelsrölens vor dei Aufschers. Aewerst kein Hund is nägen Jöhr dull, hei stött doch tolezt up'n Schinnerknecht. Szü, hü, hü, also Musche Brümmen? Seihen Sei mal, keppen Heuer, Brümmen is 'n heßlichen Racker, icc glöw, hei wör sin eigen Großmudder den leivnen Gott asprozzieren un den Düwel tauwennig maken, wenn dor wat bi to rachen wir. Prozziert nich dei Hallunk mit minen Swigersachn, den Stauhlmater Mauf, wat sin Hinnernawer is, wägen sin Warkstubesfinster, dei sid siwuntwintig Jöhr all vor Brümmen sin Tid up Brünnern sinen Goren gahn sünd, un Mauf möt sei richtig taumuren laten, wil man noch drei Maand an dei Verjörung fälen. Wat dei ol Mauf wir, dei har Brümmen sinen Börgänger dat mit föstig Daler astköfft, man dat Poppier doraewer wir weg, un dat har Brünnern sin Fru von Mansell Preizelten in'n Tee bi Fru Senatorn Propp to weiten krägen, un so wir dat bi Brünnern an dei recht stöck kamen. Szü, hü, hü, also dei Musche Rüdlich dei Brümmen hett sin schuftige Hand manl Sei Er Kort. Hei kassulirt also so, mööten Sei weiten, kümmt dei „Agamemnon“ ünner den Hamer, un möt dat Geld all b'stift warden, denn kümmt hei nich höher as siw Daler. Denn köfft hei em, sett'ten Settschipper dor den hemm'm wi, dat Geld kümmt ut dei Muslöch ein ore zwei Jöhr all wedder rut, un denn nu Proffit van hummert Prozent. Sübst Du wo D' fall em aewer 'ne ol Uhl sätten hemm'm. W' noch, Summa Summorum? Achthunnert kaenen Sei von mi kriegen, keppen Heuer, mi noch hüt un disse Dag kriegen. Wei halen dei Poppieren van dei Parten, v' Leddern, dei nimmt dat 'n bätten in dei bi't Gewett hinuerleggt un nahst up, denn is allens in gehürtige Ornung sick woll gäben un ward Gott sine hei dor so van astkümm. Den Weiten innäumen un Glück up twors kein einzig Troß jör die, un dat snitt mi in 'e Seel, dor up dei Roof liggt, nich up min S' Buhst hett dei ganze Arbeit hatt, scha'rt 'n Kör fotoseggens to dwungen hemm'm. Wat Sei Er sei. Badder wir, as hei noch den „Poseidon“ führen deer, hett all wat hei an Reiperarbeit bruulen deer van mi namen. Ick denk, nahdissen gün'n Sei mi ol 'n Schilling. Den Gefallen möten Sei mi aewerst dauhn, keppen, wenn Sei den Snaesel, den Brümmen, dat Geld bringen dauhn un den Wessel wedder in 'e Tasch hemm'm, un hei Sei fragen deih, wo Sei dat Geld herkrägen hemm'm, dat Krüschan Vahl dat wäst is, un dat Krüschan Vahl dat recht in dei Seel woll dahn har, Herrn Hoffrat Brümmen up disse Bis' wedder to sin Geld to verhelspen, un dat Krüschan Vahl ümmer bereit wir, em so'n Ort Gefälligkeit to dauhn, wenn dei Gelägenheit sic mal wedder drapen söl.“

Na, dei Sat wör noch vor Middag in Richtigkeit bröcht. Stöck ein bröcht icc Brümmen dat Geld. Hei makt grote Ogen, as icc em dat Geld up den Disch hentellen deer. „Dor sünd ol so väl Brülenkopp mank, as in disse swore Tid man sichtens upzodriben wören, Herr Hoffrat“.

„J, das ist mal nett von Ihnen, bester Kapitän, daß Sie so freundlich die Marotte eines alten Mannes berücksichtigen. Das ist äußerst nett von Ihnen, wie gesagt, äußerst nett. Klepper habe Sie nachgezählt, wie? Zählen Sie noch einmal, Klepper.“ „Nichtig, Sie können von Glück gehabt, bei der zölfsten Stunde gefallen, mein alten Herzen ordentlich wohl.“ „Das Geld ist so rar in diesen traurigen Tagen und findet es doch nicht. Nein, so freut. Hab's nicht gesagt, es gibt doch noch gute Dinge.“ „Gott soll mich strafen, man kann es nicht sagen, wie mich das freut. Hab's immer gesagt, es gibt doch noch gute Dinge.“ „Der Welt. Haben Sie nochmals gezählt, zähler.“ „Aller guten Dinge sind drei. Da liegt Ihnen Sei sieh up verlaten, dat dat nich gelassen, nicht wahr, alles in Ordnung. Alles gesessen, der Wechsel, bei Leibe nicht!“ „Ne, Herr, Sei sieh up verlaten, dat dat nich wör fröhlich jeggen: Das macht nichts; dor nich so ganz sölker im.“ „Sehr richtig, ganz außerordentlich richtig und vernünftig gedacht. Mit solchen Dingen ist nicht zu leben, für 'n Spaß herow icc dei Sat ol nich an.“ „Das nennt ich kurzen Prozeß machen, weiß ich, aber noch eins, bester Kapitän, wie? Wäre es cheiden, wenn ich mich zu fragen erdreiste, wer —“ „meinen van wän icc dat Geld heuw?“ „Richtig, der Kapitän, sehr richtig. — Klepper, schließen Sie das Geld in die Geldkiste! Klepper, hören Sie, in die Geldkiste, da haben Sie den Schlüssel. Richtig, ich fragte nach dem edlen Menschenfreunde.“ „Ach, Herr Hoffrat, dat 's ol 'n gauden Freind van Sei sülben, dei sic freut, dat Sei wedder to Sei Er Geld kamen un nir wider mit den „Agamemnon“ to dauhn hemm'm. Sei hemm'm twors mal ens finen Juden mächtig astlascht“ — „Sie machen mich neugierig, bester Kapitän, auf Ehre, sehr neugierig“. „Aewerst so unfristlich wol hei doch nich sin, Sei Er Juden wedder to slahn. Un wo hei heiten deih, kaenen Sei ol to weiten kriegen, wenn Sei dat interessirt. Dat is dei Reiperöllst Vahl, un hei hett mi recht indringlich upzudragen, Sei dat ol jo un jo to seggen, wenn Sei dor nah fragen 'söln. Juden, gis' völ, witt ore swart, kümmt man blot up ein Bis' slahn, so dat sei dat fäuhlen, un dat wir, wenn sei meinten, 'n feinen Rebbes makt to hemm'm, dat man er den Rebbes vör dei Näs wegtrecken deer. Gunn Morn ol, Herr Hoffrat, un wenn Sei Er gauden Freind Möpper, den Hallunken, seihen, dennso grühen Sei em ol van mi, un wenn Sei wat in London to bistellen hemm'm, denn schicken Sei 't man mit 'e Post“.

„Ick bür't noch up dei Trepp, wo hei achter mi herschell'n deer, in sruwende Wut, dat dei Bradenshöttel em vor sin Näs mitzamst den Braden wegdragen wör. Den Geruch van 'n gaesch Stöck van dat Spickspeck har hei dor van hatt, aewer an den Papensnitt wir hei, Gott si Dank, nich kamen. Ick kann gor nich seggen, wo licht icc mi fäuhlen deer, as icc wedder buten up dei Strat stün.“

(Schluß folgt.)